Digitized by Google

Per. 18 ∓ 2°

Amtsgerichtsblatt

by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nro. 1. Sonntag, den 30. Juni **1867.**

Geschichtliche Sagen der Pfalz.

* Dem soeben erschienenen letzten Bande der „Bavaria" werden wir in diesen Blättern einige interessante Stellen entnehmen und beginnen diese Auszüge mit mehreren Sagen aus der Feder unsers speziellen Landsmannes Hrn. Ludwig Schandein.

Von dem Urzustande des Landes bestehen nur dunkle Ahnungen und schwankende Begriffe, theilweise durch Lesen ermittelt. Nur einer, wohl auch erst spät entstandenen Sage sei um ihrer echt pfälzischen Ausprägung willen hier eine Stelle gegönnt. — Vor undenklicher Zeit war die Pfalz ein weiter unabsehbarer See. Das Wasser verlief sich, aber der Geist des Wassers zog sich grollend zurück, in das Innere der westriger Berge und hauste dort mit seinen Gesellen — den Riesen. Diese traten nunmehr in unausgesetzten Kampf mit dem Geschlechte der Menschen. Die Sonne schien warm, ihr belebendes Licht schuf aus dem entwässerten Boden einen reizenden Garten, ein wahrhaftes Paradies. Da überkam eines Tages unsern Heiland die Lust, die schöne Pfalz zu durchwandeln, um sich hier eine Hütte zu bauen. Das merkte der Böse. Plötzlich bricht er aus seinen Bergen hervor, nimmt unsern Herrn bei der Hand, führt ihn auf die Felsenhöhe des Berges, wo heute das Hambacher Schloß steht, zeigt ihm ringsum das wunderherrliche Land und spricht: „Sieh, alles das will ich dir geben, so du niederfallest und mich anbetest!" Aber erzürnt rief ihm der Heiland entgegen: „Behalt's!" Ergrimmt und beschämt floh der Versucher in seine Hölle zurück — d. h. nach vorderpfälzischem Begriffe — in das Westrich. Der Name „Behalt's" — d. h. „Pfalz" — ist aber von dortan dem Lande geblieben. — Auch in der bayerischen Oberpfalz besteht eine gleiche Variation, deren Thema uns schon im neuen Testamente begegnet. Wem nun das Vorrecht der Umkleidung oder Localisirung dieser Legende zufällt, kann hier gleichgiltig sein: liegt doch die Hauptsache selbst im deutungstiefen kosmogonischen Inhalt, im einen und ewigen Grundmotiv jeglicher Sagengestaltung, welches da heißt: Kampf des Lichtes mit der Finsterniß, Kampf der Bildung mit der Barbarei, Kampf der neuen Welt mit der alten. Insofern erinnert diese Sage an die Götterdämmerung des uralten Mythos. — Den Ursprung des pfälzischen Wappens setzt die Chronikensage in uralte Zeit. Hildegast, der Vertraute des Frankenkönigs Childerich, Priester und Wahrsager, hatte, nachdem er bevor dem Altare einer heidnischen Gottheit das Opfer verrichtet, eine seltsame Vision. Das war (224) vor dem Beginne der Schlacht. In begeisterten Worten verkündigte er den Sieg der Sikambrer über die Römer jenseits des Rheins: er erschaute den muthigen Löwen mit der Schlange Klugheit als Sieger über den römischen Adler. Also gemahnt wählte Childerich statt der drei Frösche in seinem Wappenschilde den Löwen in erhobener Stellung, mit offenem Rachen, der Kopf stand im blauen Felde und sah über den Rhein in die blaue Ferne. Der Schweif war getheilt, die eine Hälfte endete in einer Schlange. Als aber Chlodwig die fränkische Herrschaft auf die Dauer befestigt, verließ er das Sinnbild der Väter und wählte die Lilien, von welchen ein christlicher Priester gesagt, sie seien vom Himmel gefallen. Die übrigen Glieder des fränkischen Hauses behielten den Löwen bis heute. Herzog Johannes I. von Zweibrücken hatte diese alte Ueberlieferung in Reime gefaßt, die in eine Steintafel gehauen über dem Portale seiner Lieblingsburg Kirkel (im 16. Jahrhundert) angebracht wurden. Sie lauten:

Hyldrich der Franken König war
Vor mehr den Dreyzehn hundert Jar,
Der aus Rath ein's, der Hildegast hies,
Die drey Frösch in seynem Schildt verlies.
Dafür in's Panier den Lewen gut
Nam, das Hauptheil sich krummen thut,
Gleich wie ein Schlang, um des Rokes Hals,
Darmit anzuzeigen gleiches fälle,
Daß der Franken Lewenhertzen frey,
Manheyt und rechte Klugheyt darbey,
Nach Gottes Wille mit Krieges Macht
Sollten bezwingen der Römer Pracht,
Wie dann hernach geschehen ist.
Nachdem der Adler entflogen ist,
Frankreich Lilien zum Wappen nam,
Der gekrönte Lew blieb den Pfalz Stamm.
Gott erhalt die Pfalz beim Lewen gut,
Und dies Hauß allzeit in seyner Hut.
Anno Christi MDXCVII.

Benito Juarez, der Präsident von Mexico,

der mit seiner Wanderregierung, über die man so verfehlten billigen Spott ergoß, bis zum äußersten Norden des weiten Reiches, allmählig nach Durango, Monterey, Chihuahuha, und zuletzt nach Paso del Norte an der Rio Grande-Linie, wo er die ihm feindlichen südlichen Rebellen der Vereinigten Staaten im Rücken vorfand, unablässig gedrängt, damals ohne alle Aussicht selbst auf nur moralische Unterstützung des großen, aber zur Zeit selbst gelähmten Staatswesens im Norden, die Fahne unerschüttert geschwungen hat, ist Vollblut-Indianer aus einem der alten eingebornen Stämme. Im Staate Sierra de

Digitized by Google

Oajaco geboren, wurde er als Knabe von seinem Vater, einem Zapotek-Indianer, nach Oajaco gebracht, und dort bei Don José Hernandez, gleichfalls einem Indianer, als Laufjunge verwandt. Da er viel Einsicht und Geschick entwickelte, avancirte er zur Stelle eines Schreibers im Dienste seines Herrn, und wurde von diesem später auf's Kolleg und dann auf das National-Institut gebracht. Hier studirte er die Rechte und wurde Professor dieser Wissenschaft. Von der liberalen Partei zum Gouverneur von Oajaco gewählt, heirathete er Donna Margaritha Mazo, Tochter aus einer alten spanischen Kreolenfamilie, da Talent und Stellung ihn in den Stand setzten, das Vorurtheil, das bei den spanischen Mexicanern gegen Mißheirathen mit Indianern vorherrscht, zu überwinden. Er war ein ausgezeichneter Gouverneur. Im Jahre 1857 wählte ihn die liberale Partei zum Präsidenten des höchsten Gerichtshofes der Nation. In demselben Wahlakte war Don Ignazio Commonfort zum Präsidenten der Republick erwählt worden, und dieser nahm Juarez als Justizminister in sein Kabinet. Als aber im folgenden Dezember Commonfort seinen berühmten Staatsstreich machte, durch den er die Constitution abschaffte und sich selbst zum Diktator aufwarf, brachte er Juarez in's Gefängniß. Die Liberalen aber verließen Commonfort, und da die Klerikalen, wie üblich, diesen zu beherrschen suchten, so befreite er Juarez, übergab ihm die Präsidentschaft und verließ das Land. Juarez blieb auf Grund dieser Abtretung Präsident bis 1862, in welchem Jahre er durch die Stimmen der Liberalen dieses Amt erhielt, das er noch gegenwärtig auf Grund der Constitution inne hat. Während seiner Regierung proklamirte er: Religiöse Freiheit, Rückgabe des Kirchengutes an die Nation, Trennung der Kirche vom Staate und Entziehung ihrer Controle über das Erziehungswesen. Er führte Civilehe ein, untersagte den religiösen Gemeinden, Eigenthum zu erwerben, in den Straßen geistliche Kleider zu tragen und in Prozessionen aufzuziehen; er schaffte Päße und Sklavendienst ab. Die neuere politische Wirksamkeit des Präsidenten, die Geschichte der letzten fünf Jahre und seine Haltung in denselben ist noch frisch in unserer Erinnerung. — Ueber die äußere Erscheinung des Don Benito Juarez verzeichnen wir noch, daß derselbe jetzt 60 Jahre alt, unter Mittelgröße, wohlgebaut, doch etwas zum Embonpoint geneigt ist. Er hat die Farbe eines Indianers und gleich allen des Zapotek-Stammes eine schmale Stirn, hohe Backenknochen, starke, scharf gebogene Nase, breiten Mund mit schönen Zähnen, kleine lebhafte schwarze Augen und schwarzes, glattes, leicht mit Grau untermischtes Haar. Seine Stimme ist sanft, sonor und etwas melancholisch; aber wie Präsident Lincoln schmückt er seine Unterhaltung gern mit Anekdoten und Scherzen, die nicht immer gedruckt werden können.

Ueber die Krankheit der Kaiserin Charlotte,

der Gemahlin des Exkaisers Maximilian von Mexico, Ursachen und Folgen, enthält ein polnisches Blatt „Czas" folgende Angaben: Vor einiger Zeit wurde gemeldet, daß eine der Kammerfrauen der Kaiserin, die mit ihr von Mexico nach Europa herübergekommen war, ihrem Leben durch Erhenken ein Ende gemacht. Die geheime Ursache dieses Selbstmordes wird durch die Aufzeichnungen enthüllt, welche die Kammerfrau hinterließ und in die unser Correspondent in Brüssel Gelegenheit hatte, Einsicht zu nehmen. Jene Kammerfrau gab ihrer Herrin ein Gift ein, welches, indem es Wahnsinn hervorruft, einen langsamen Tod bewirken soll. Darin liegt eine gewisse Erklärung des Vorgefühls oder des Verdachts der kranken Kaiserin, die, seitdem sie in Europa angelangt war, sich weigerte, Speise und Trank zu sich zu nehmen, indem sie eine Vergiftung befürchtete. Es ist bekannt, daß die Kaiserin Charlotte nach Europa geeilt war, um neue Hilfsquellen für ihren Gemahl aufzufinden, und daß die ersten Zeichen des Wahnsinnes an ihr in den Tuilerien bemerkt wurden, während der zweite im Vatikan ausbrach. Das Gift äußerte also bereits seine Wirkungen, und es soll ihr auf dem Schiffe, auf welchem sie mit jener Kammerfrau von Vera-Cruz nach Europa fuhr, beigebracht worden sein. In Europa kennt man diese Art von Gift nicht, und wer vermag es zu sagen, welche noch unerkannten Gifte die reiche Pflanzenwelt Südamerikas erzeugt! Den europäischen Eroberern Amerikas blieben die Giftpfeile der Indianer noch lange im Gedächtnisse. Diese den Wahnsinn verursachende Vergiftung ist nur eine Erneuerung jener altspanischen und italienischen Privat-Intriguen, in denen die einen langsamen Tod herbeiführenden Gifte, eine so große Rolle spielten. Wir können uns, indem wir die vorstehende Mittheilung geben, die Bemerkung nicht versagen, daß sie uns als ein romantisches aufgeputztes Märchen erscheint.

Der Cabinetswein auf Johannisberg.

Im Jahre des Herrn 1716 kam der Johannisberg, den früher die Benedictiner besessen, an den Fürstabt von Fulda. Einer von den Fürstäbten, die mit ihrem Krummstabe aus so weiter Ferne den Weinberg regierten, hatte einmal, mehr mit dem Himmel, als mit der Erde beschäftigt, den Befehl zur Weinlese vergessen. Die Trauben waren an den Stöcken beinahe schon faul, als man zu der Ernte schritt. Und siehe, die faulen Trauben gaben den allerbesten Wein. Den geistlichen Herren gereichte selbst ihre Vergeßlichkeit zum Segen. Seitdem hält man stets auf dem Johannisberge so spät die Weinlese und sondert auch dann noch die überreifen Beeren von den blos gewöhnlich reifen; die leicht angefaulten geben noch immer den Wein erster Sorte.

Digitized by Google

Diese erste und allerhöchste Sorte von den „faulen" Beeren ist der sogenannte Cabinetswein, der nur in die Keller der allerhöchsten Potentaten verabreicht wird und von dem an Ort und Stelle eine Flasche 11 Gulden kostet. Der Oberberg faßt 68 Morgen Weinland, die durchschnittlich eine Ernte von 23 Stückfaß (das Stückfaß zu 1300 Flaschen berechnet) geben. Ein gutes Jahr liefert häufig das Doppelte.

Ein Blick in eine amerikanische Schulstube.

Im Parke des Ausstellungspalastes steht ein hölzernes Häuschen mit der Inschrift: Amerikanische Gemeinde-Frei-Schule (American gratuite Commonschool.) Wir haben die Ueberzeugung, daß wir eine getreue Nachahmung der Wirklichkeit finden und treten ein, um von den Einrichtungen Kenntniß zu nehmen und mit unseren heimischen zu vergleichen.

Ein freundlich lichter Raum mit hohen Fenstern empfängt uns, und auf den ersten Blick wird unsere Aufmerksamkeit durch die Einrichtung der Schultische und Bänke in Anspruch genommen. In Deutschland sind die Pädagogen noch lang nicht einig darüber, wie hoch die Tische und die Bänke zu machen sind, und ob deren Höhe auf die Kurzsichtigkeit des heranwachsenden Menschengeschlechts Einfluß ausübt oder nicht; der Amerikaner gehet praktischer zu Werke. Die Schultische oder Pulte bestehen aus leichten und zierlichen eisernen Gestellen, auf welchen obenauf eine etwas geneigte Holztafel angeschraubt ist, welche die Tischplatte bildet. Ein zweites, an der vertikalen Vorderseite der Gestelle angeschraubtes Brett gibt dem Tische gegen seitliche Schwankungen die nöthige Widerstandsfähigkeit. Weiter herunter an der Vorderseite jedes gußeisernen Gestelles ist ein, im Charnier beweglicher Arm angebracht, welcher zur Befestigung eines andern Brettes dient, das einen Sitz bildet, der durch die erwähnte Beweglichkeit der Stützen im Charnier auf und nieder geklappt werden kann, während das an der Vorderseite des Gestelles angeschraubte, schon erwähnte Brett die Lehne für diese Bank bildet. So dient jeder Tisch zugleich als Bank für die nächst davor sitzende Reihe, und es ist durch die Einrichtung, daß man die beweglichen Stützen, welche die Sitze tragen, am Gestell höher oder niedriger befestigen kann, die Möglichkeit gegeben, die Höhe der Schulbänke ganz nach Bedürfniß regeln zu können. Uebrigens ist jedes einzelne Pult nicht länger, als erforderlich, um etwa drei Kindern höchstens daran Platz gewähren zu können.

Auf einer kleinen Estrade, um eine Stufe erhöht, hat der Lehrer sein Pult, in ähnlicher Weise auf eisernen Füßen hergestellt, und seinen Sessel, einen hölzernen, etwas muldenförmig bequem ausgetieften Schemel mit Lehne, von einem einzigen festgeschraubten eisernen Ständer getragen. Neben sich hat er eine kleine Orgel, und hinter sich, an der Wand befestigt, die große Schultafel. Unter dem Lehrmaterial heben wir, als besonders bemerkenswerth, auch ein kleines Planetarium und sauber aus Holz gearbeitete mathemathische Körper hervor.

Die Amerikaner sind sicherlich kein irreligiöses Volk und „the holy bible" ist ihnen das Buch aller Bücher; dessen ungeachtet finden wir, obgleich die Wände der Schulstube außer zahlreichen Karten und andern instruktiven Darstellungen auch vielfach Sinnsprüche, sogenannte „School mottos" tragen, darunter keine Bibelsprüche. Der praktische Amerikaner hält es für besser, dem kindlichen Gedächtniß Sprüche einzuprägen, welche denselben ohne weitere Erklärung faßlich und begreiflich sind und doch für das ganze Leben wichtige Wahrheiten enthalten, die oft dadurch, daß sie dem Menschen von frühester Jugend an immer wieder vor das Gedächtniß treten, durch ihre überzeugende Kraft nicht selten den größten Einfluß auf sein ganzes Thun und Lassen und auf die Gestaltung seines Charakters gewinnen. Wir notirten uns von diesen Sinnsprüchen folgende:

„Sprich wahr, handle wahr, denke wahr!

Jeder Tag in Deinem Leben ist ein Blatt in Deiner Lebensgeschichte.

Es gibt keine Auszeichnung ohne Anstrengung.

Ich darf nie mein Gewissen verletzen.

Nie verschieb bis morgen was heute gethan werden kann!

Such' einen Weg, oder mach' Dir einen!

Ein Fehler eingestanden heißt ihn zur Hälfte gut machen.

Der lebt lang, der rechtschaffen lebt.

Ueber Alles hinweg, höher und höher, aber nur Schritt bei Schritt! u. s. w."

Vielleicht stimmen unsere Leser damit überein, daß in dieser kleinen Auslese eben so viel Moral wie gesunde Lebensweisheit liegt, und daß das Einprägen solcher Regeln, der nothwendigen Grundsätze menschlichen Denkens und Handelns in die weiche Kindesseele sicherlich kein Mißgriff ist, den die Erziehung thun kann, wenn sie auch nicht nach Stiehl'schen Regulativen oft unbegreifliche Kirchenlieder und Bibelverse auswendig lernen läßt.

Wer ohne Vorurtheil die amerikanische Schulstube betreten hat, wird sie mit inniger Zufriedenheit wieder verlassen. (Deutsche Ausstellungs-Ztg.)

Mittel gegen Brandwunden.

Das einfachste und überall vorhandene Mittel gegen Verbrennung ist die Holzasche. Man bringt schnell den verbrannten Theil in ein Bad von warmem oder im Nothfall von kaltem Wasser mit Asche oder schlägt, wo dieses nicht angeht, in diese Lauge getauchte Leinwand über. Ist die Haut entblößt, so darf die Lauge nicht zu scharf sein.

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Pariser Leben.

(Von unserem Ausstellungs-Correspondenten.)

Drängend, stoßend, schubsend, schiebend,
Tobend, schreiend, fluchend,
Schimpfend, schmollend, hassend, liebend,
Findend sich und suchend,
Hurrah brüllend, rachebrütend,
Küssend sich und kosend,
Girrend, schmachtend, stürmend, wüthend,
Stürmend, brausend, tosend,

Fahrend, reitend, liegend, laufend,
Kniend, stehend, sitzend,
Handelnd, bietend, feilschend, kaufend,
Keuchend, frierend, schwitzend,
Essend, trinkend, hungernd, dürstend,
Gähnend, weinend, lachend,
Waschend, scheuernd, klopfend, bürstend,
Schlafend, träumend, wachend,

Hämmernd, bebelnd, streichelnd, pinselnd,
Schreibend, lesend, druckend,
Trillernd, jodelnd, wimmernd, winselnd,
Commandirend, knickend,
Kriechend, schleichend, tanzend, springend,
Bittend, bettelnd, prahlend,
Knirschend, knurrend, haschend, schwingend,
Mahnend, pfändend, zahlend,

Putzend, schmückend, kokettirend,
Hetzend, putschend, geifernd,
Klimpernd, klappernd, musicirend,
Schmähend, lästernd, eifernd,
Rückwärts drängen, vorwärts streben, —
Ach! nach Ruhe lechz' ich.
So ist das Pariser Leben
Anno Sieb'n und sechzig.

* Verheirathungs-Alter berühmter Männer. Adam, als er sich verheirathete, hatte 0 Jahre; Shakespeare 18; Ben Jonson 21; Franklin 24; Mozart 25; Dante, Kepler, Johnson, Burke, Walter Scott 26; Tycho Brahe, Byron, Washington, Bonaparte 27; W. Penn, Sterne 28; Linne, Nelson 29; Klopstock, Burns 30; Schiller 31; Chaucer, Hogarth, Peel 32; Aristoteles 36; Wellington 37; Wilberforce 38; Luther 42; Addison 44; Measley Young, Lessing 47; Swift 49; Buffon 55; der alte Parr 120. — Ein Franzose fügt die Bemerkung hinzu: „Da Adam und Eva sich am Tage ihrer Geburt verheiratheten und Doktor Parr in seinem 120. Jahre, so hat Niemand ein Recht zu verzweifeln, und Jeder, der sich verheirathet, in welchem Alter immer, kann sich auf einen berühmten Mann als auf sein Beispiel berufen.

* Milton wurde gefragt: „Wie kommt es, daß in manchen Ländern ein König schon in seinem 14. Jahre den Thron besteigen — aber erst im 18. heirathen darf?" „Weil," antwortete der Poet, „es leichter ist, ein Königreich als eine Frau zu regieren."

* (Alte Jungfern) trösten sich in ihren Hoffnungen auf einen Mann mit den Trostesworten der Aerzte am Krankenlager: „So lange der Puls noch schlägt — so lange ist Hoffnung!"

T. Von der Börse. Cohnsohn. Haben Sie die Rede gelesen, Meyer, von dem württembergischen Abgeordneten auf der Volksversammlung in Stuttgart?

Meyer. Nein; was sagt er?

Cohnsohn. Wenn die Norddeutschen keinen besseren Leim haben, als ihre Verfassung, dann wird's ihnen schwer werden, Süddeutschland an sich zu kitten!

Meyer. Da hat der Mann Recht; es is auch genug, wenn mit der Verfassung vorläufig Norddeutschland geleimt wird.

* (Eine Kokette) empfing von ihrem Geliebten einen schönen Spitzenkragen zum Geschenk. — „Du wirst doch wohl keinem Andern als mir erlauben, den Kragen bei einer Umarmung zu zerknittern?" fragte der Liebende im Scherze. — „Gewiß nicht, mein Theurer," lautete die Antwort; „lieber ziehe ich ihn in einem solchen Falle ab."

* (Die französischen und englischen Taschendiebe) machten bei dem letzten großen Flottenfeste in Calais eine schöne Beute. Bei ihrer Versammlung nach der „Arbeit" stellte es sich heraus, daß außer andern Werthsachen die englischen Gauner 45 Taschenuhren erbeutet hatten, während ihre französischen Collegen nur 15 Zeitmesser als Trophäen ihrer Gewandtheit aufweisen konten. Bei einer Bowle Punsch neckten nun die englischen pickpockets ihre Kameraden nicht wenig über deren schlechten Erfolg, diese aber, als galante Franzosen, schienen sich nichts aus den Neckereien zu machen, ja sie trieben ihren Edelmuth so weit noch eine zweite und stärkere Bowle Punsch auf ihre Kosten auffahren zu lassen, die den Söhnen Albions so trefflich mundete, daß sie nach Mitternacht sämmtlich unter dem Tische lagen. Zur selben Zeit aber lagen einige Franzosen in Coupés I. Klasse im Pariser Nachtzuge und hatten dieselben 60 Uhren bei sich.

* (Aus der Schule.) Lehrer: Nun, liebe Kinder, gehen wir an das Kopfrechnen. Peter! Denke Dir Du hättest zwanzig Kirschen und Du wolltest sie in vier gleiche Theile abzählen. Fünf davon gäbst Du dem Johann, fünf Deinem Schwesterchen; was würdest Du mit den übrigen machen?

Schüler: Ich thät se esse!

* Dem Mazel ward's in Mexico
Bald kalt, bald siedend heiß,
Ja, wenn's dem E — rzherzog wird zu wohl,
Geht tanzen er auf's Eis! A. v. G.

* Räthsel.

Du findest mich fast auf jedem Gebirge, ich ziere manches Haus und mein Beruf ist, Verworrenes zu schlichten. Ich habe keinen Mund und doch scharfe Zähne; ich besitze keine Galle und schwelle doch vor Zorn. Wer bin ich?

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 2. Sonntag, den 7. Juli 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz.

Von Ludwig Chandein.

Der Entstehungszeit nach unbestimmt, aber in aller Munde lebt die Sage vom gehörnten Siegfried, welcher den Drachen getödtet. Ein Wiederklang des geheimnißtiefen Tones, welchen schon der althellenische Mythos angeschlagen über den Kampf des Chroniden Zeus mit den Titanen, sowie die altnordische Lehre über den Kampf der Götter mit den uralten gewaltigen Riesen, erklingt diese Drachensage auch noch in der christlichen Legende vom hl. Erzengel Michael und vom Ritter Sanct Georg. Etwa zwei Wegstunden westwärts von Dürkheim erhebt sich über das waldreiche Bergland empor der „Hohenberg" mit seiner wundervollen Aussicht über alle Theile der Pfalz. Die ganze Oertlichkeit ist zur Sagenbildung wie geschaffen. Den Scheitel des Berges bildet eine mächtige Felsenplattform, der „Drachenfels," mit einer weiten tiefzurückgehenden Höhlung, der „Drachenhöhle" oder „Drachenkammer." Hier hauste seit uralter Zeit ein scheußlicher Drache, der Schrecken der ganzen Umgegend. Keiner menschlichen Macht war es gelungen, das Ungethüm zu erlegen. Held Siegfried, des Sigmund Sohn, war thatendurstig aus den Niederlanden rheinaufwärts gekommen, und trat im Dürkheimer Thale bei einem Waffenschmiede in Arbeit. Der Ruf seiner übernatürlichen Leibesstärke machte ihn bei allen gefürchtet. Mehr als einmal schlug er dem Meister den Amboß in den Boden. Listiger Weise schickte ihn dieser einmal auf längere Zeit hinaus in den Wald, Holz zu schlagen und Kohlen zu brennen, und gerade in die Nähe des gefürchteten Drachen. Am Brunnen entsteht ein heftiger Kampf, endlich hat Siegfried den Lindwurm erlegt, badet sich in dessen Blute, das seine Hornhaut unverwundbar macht bis auf jene Stelle zwischen den Schultern, worauf ihm während des Badens ein Lindenblatt gefallen, und zieht dann ein gefeiter, siegreicher Held an den Hof der Burgunden nach Worms, des Königs Günther Schwester zu freien. Dort am Rheine entwickelt sich dann das tragische Drama der Nibelungen. — Ob die Rheinpfalz die Heimath der Sage, ob diese selbst vor der Fassung des Nibelungenliedes bei uns schon bestanden, bleibe hier ununtersucht. Genug — die Volkssage nennt einige Oertlichkeiten, welche mit Drachen in Berührung stehen, als „Drachenbrunnen" bei Klingenmünster u. s. w. Auch werden manche Einzelvorgänge des alten Heldenliedes in unsere Gegend verlegt: ein Siegfriedsbrunnen zunächst Edigheim bei Frankenthal, urkundlich „Odincheim" früher auf des Rheines rechter Seite gelegen; so ein Brunhildisstuhl bei Dürkheim (mundartlich verdorben „Brum- oder Grumholzstuhl"), dann der „Wasihenstein," ja urkundliche Namen wie „Nebelungus," die noch heute als „Nebling" bestehen. Die Nähe der Nibelungenstadt am Rheine macht das erklärlich.

Der Name Rhein übt überhaupt auf die Einbildungskraft einen mächtigen Zauber. Was alles ist nicht an diesen Namen geknüpft. Der Nibelungen Hort liegt im Rheine versenkt und harrt seiner Hebung. Ein großes und wichtiges Stück der Geschichte spielt an den Ufern des Stromes. Der Rhein war Geburts- und Pflegestätte deutscher Cultur, der ständige Schauplatz der wichtigsten Kämpfe. Das erzählt uns genau die Geschichte. Doch in der Seele des Volkes, welches quellenmäßige Geschichte nicht liest, webt das alles wie dämmernde Ahnung, und selbst diese hat aus fabulirenden Chronikberichten reichliche Nahrung gesogen. So rauschen an seinem innern Auge vorüber die ersten wilden Völkerschaaren, welche von den hochasiatischen Steppen herübergezogen unter gewaltigen Führern, es erscheinen ihm Machthaber aus assyrischem Königsgeschlechte und erbauen Straßburg und Trier und andere Städte des Rheines; der Deutschen Stammvater und Eponig, der räthselhafte Mannus, welcher Mannheim erbaut; nach einer Fürstin Remeta wird Speier die Stadt der Nemeter genannt; Trojaner kommen und werden unter ihrem Könige Franko die Stammväter der Franken; — und also ein langes Gefolge von Königen, Fürsten und Prinzen als Gründer von pfälzischen Städten und Orten. In dieser Weise schafft sich das dunkle, instinctive Gefühl von jener großen Völkerbewegung eine bestimmte Gestalt. Dann zeigen sich auf dem Schauplatze die Kimbern und Teutonen, die Kelten, die Allemannen u. s. f.; — unter kühnen und allgewaltigen Herrschern die Römer, mit und nach ihnen die hehren Gestalten germanischer Helden. Unter allen aber haftet fest in der Seele Attila's, des Hunnenkönigs, grauenhafte Erscheinung; denn wo nur irgend im Lande zerstörtes Gemäuer oder dergleichen sich findet ohne geschichtlichen Nachweis, wird Attila, die Gottesgeißel, des Rheinstromes furchtbarster Feind, der Verwüstung beschuldigt. — Nordwestlich von Dürkheim auf einer Anhöhe sieht man die „Ring- oder Heidenmauer," einen Kreis von Steingerölle, etwa eine halbe Stunde im Umfang. Hier habe nun König Etzel sein Lager geschlagen, als er bei Châlons besiegt, über den Rhein seinen Rückzug genommen. Gleichwie beim Drachenfels einen Druidensitz ver-

Digitized by Google

muthen andere in dieser „Teufelsmauer" die Umfriedung eines Opferplatzes, — ein Opferstein ist noch vorhanden. Von diesem Steine geht die Sage: der Teufel habe ihn nach der Limburg hinübertragen gewollt, weil er aber zu schwer, ihn unterwegs liegen gelassen. — Von dem Göttercultus wie von der Lebenseinrichtung dieser verschiedenen Volksstämme sind noch nicht alle Spuren verschwunden. Außer Gräbern, Wällen, Verschanzungen und dergleichen mehr, treffen wir sogar noch Opferaltäre, nach allem Vermuthen selbst der ägyptischen Isis und dem persischen Mythras geweiht. Alle diese unklaren Vorstellungen, wie sie in der Seele des Volkes als Bilder und Gestalten auftauchen, haben sich aber noch nicht zu wirklichen Sagen erhoben.

* Aus dem Mormonen-Reiche.

Herr Aulbach, ein Deutscher, der 18 Monate in der Salzseestadt wohnte, erzählt, daß die Stadt 16—18,000 Einwohner habe, wovon 800—1000 Gentiles und abtrünnige Mormonen. Im Monat Mai, wenn die vielen um die Stadt gepflanzten Bäume blühen, hat die Stadt ein freundliches Ansehen und ein Spaziergang des Abends ist eine Erquickung. Das Stadtregiment ist gut und keine Unordnung wird geduldet. Sonntags sind alle Geschäftshäuser, Salons und Märkte geschlossen. Die Stadt besitzt einen großen Marktplatz, in welchem die Fleischer das ganze Jahr ihre Stände halten und wo kleine Geschäftsleute die Producte der Farmer verkaufen. Salt Lake City (Salzseestadt) ist in 20 Wards (Quartier) getheilt und jede Ward hat eine Kirche und ein Schulhaus, sowie einen Bischof und einen Schulmeister. Die Kirchen werden nur einmal in der Woche gebraucht und zwar Sonntags Abends; im Winter dagegen werden sie täglich als Tanzplätze benutzt und man beginnt wöchentlich den Tanz um vier Uhr Nachmittags und hält bis Nachts 11 Uhr an, wo das Vergnügen nach dem Wortlaut beendet werden muß. Mitten in der Stadt steht der große Mormonentempel, in welchem jeden Sonntag Vormittag und Mittag Gottesdienst gehalten, und der von einer großen Menschenmasse besucht wird. Auch ein großes Theater besitzt die Stadt, unstreitig das größte Gebäude, welches sehr gut besucht ist und sich durch seine schöne Bühne und Scenerien auszeichnet. Brigham Young ist der Prophet der Heiligen, der Oberhirte der Kirche, der Aufseher über das ganze Territorium; er ist der Löwe vom Stamme Juda, der neue Salomon von Jerusalem, doch steht er dem ersten Salomon weit nach, denn jener hatte 1000 Kebsweiber, während Brigham Young bis jetzt es nur zur 45sten Frau gebracht hat. Die 45ste Dame seines Herzens ist eine geborne Vollblut-Americanerin von Council Bluffs, Jowa, und scheint durchaus nicht dem Mäßigkeitsorden angehört zu haben, denn sie liebt als Femininum, was Luther vom Masculinum gesungen hat. Der Prophet scheint übrigens ein recht alter Sünder zu sein, denn neben den 45 ihm angesiegelten Weibern hat er noch geheime Liebschaften mit ein Paar Bäckerbutzend Mormoninnen, die ebenfalls auf seine Liebe Anspruch machen und seine Nachkommen füllen mehrere Schulen aus. Die Gesetze gegen Vielweiberei sind bis jetzt nichts als ein todter Buchstabe und werden es auch bleiben, bis einmal das souveräne Volk sich einen Charakter aneignet, wie von einem unabhängigen Volke vom Standpunkte der Vernunft aus erwartet werden kann.

* „Hernani" von Victor Hugo.

Die Aufführung dieses Dramas hat in Paris einen solchen Enthusiasmus hervorgerufen, daß selbst der Besuch der gekrönten Häupter und die denselben gegebenen glänzenden Feste dadurch in den Hintergrund gedrängt werden. Wir lassen nachstehend eine Skizze dieses Meisterwerkes folgen, wie wir uns überhaupt die Aufgabe gestellt haben, in diesen Blättern dergleichen hervorstehende Leistungen, ebenso Biographien berühmter Männer unserer Zeit rc. in ausführlicherer Weise zu bringen, als es der beschränkte Raum unserer täglichen Zeitung erlaubt.

Der Stoff zum „Hernani" ist kühn gewählt: Drei Liebhaber glühen für dieselbe Dame, ein fürs Schaffot reifer Bandit, ein alter Herzog mit Ehren und Gütern beladen, und ein großer König. Das Frauenherz schenkt sich dem Banditen und weist die andern ab.

Don Carlos von Spanien, später Kaiser Karl V., will die schöne Dona Sol nächtlich gewaltsam entführen. — Auf Carlos Vorschlage entgegnet die stolze Spanierin: „Lieber lebte ich mit meinem Hernani, meinem Könige, ewig wandernd, von der Welt entfernt, von den Gesetzen geächtet, ich litte lieber Hunger und Durst mit ihm, lieber auf der Flucht mit ihm, sein armseliges Schicksal tagtäglich theilend, ich zöge mit ihm Einsamkeit, Krieg, Verbannung, Trauer, Elend und Schrecken der Krone einer Kaiserin vor, die mir ein Kaiser gäbe!"

Carlos will Gewalt anwenden, da entreißt sie ihm den Dolch, wie Schiller's Amalia dem Franz Moor. Der König ruft seine Leute, da erscheint Hernani und macht die Geliebte frei. Carlos will nicht den Degen gegen Banditen ziehen und Hernani will den König nicht ermorden, er zerbricht seine Klinge lieber, um sich ihrer nicht zu bedienen; des Königs Worte reizen ihn von Neuem.

Endlich zieht der König seines Weges, die Liebenden bleiben. Das zärtliche Gespräch wird bald durch den Kampf unterbrochen, der in den Straßen Saragossas den Räubern von Hernani's Bande geliefert wird.

Der dritte Akt spielt auf des alten Ruy Gomez, Herzogs von Silva Schlosse, des Oheims der Donna Sol, deren Gatte er werden will. Der Alte rühmt sein warmes Herz, das in dem alten Körper wohnt, er will das Fräulein nur auf die kurze Zeit, die er noch zu leben habe. „Ach!" ruft Don Ruy Gomez aus, „ach wenn ein Greis liebt, muß man gnädig mit ihm sein. Das Herz bleibt immer jung und kann immer blühen!"

Inmitten des Zwiegespräches wird ein Pilger angemeldet, der Obdach begehrt. Don Ruy verspricht ihm Schutz. Dona Sol erscheint im Brautschmuck, da wirft der Pilger sein Gewand ab und Hernani steht vor ihnen. Ein Preis ist auf seinen Kopf gesetzt, er bittet sich den Lakaien und Dienern zu erkennen und will in seinem Schmerz sein Leben Preis geben. Der alte Herzog hält ihn zurück, er glaubt seinem Verwandtniß erst nicht. Hernani steht die Dienerin an, ihn auszuliefern. „Komm, Du," sagte er zu Einem, „Du verdienst Dir die hübsche Summe, dann bist Du reich und vom Knecht, der Du

Digitized by Google

bist, magst Du wieder ein Mensch werden!" „Wer Du auch seist," sagt der Herzog, „Du bist mein Gast, ich schütze Dich gegen Alle." Er läßt sein Schloß waffnen, damit die Verfolger Hernanis nicht Einlaß fänden.

Hernani bleibt allein, Dona Sol tritt zu ihm herau. Er zeigt sie der Untreue, spottet über den Hochzeitsschmuck und die Juwelen, die ein reiches Kästchen enthält.

Dona Sol: Geht bis auf den Grund! — Das ist der Dolch, den ich mit dem Schutz meiner Patronin dem König Carlos nahm als er mir einen Thron anbot, den ich Euretwillen ausschlug, und Ihr beschimpft mich!"

Hier folgt eine der poetischsten Liebesscenen, Hernani schwankt in sicter Leidenschaft zwischen seiner unendlichen Liebe für sein Mädchen und die Sorge um ihre Sicherheit, wenn sie ihm, dem Geächteten folgte.

Ruy Gomez tritt herein und findet die Liebenden in der Umarmung. Wüthend schnaubt er den Banditen an, der also seine Gastfreundschaft besudelt. Er ruft die Bilder seiner Ahnen an, daß er das Gastrecht heilig halte. In dem Moment wird ihm gemeldet, daß König Carlos mit Gefolge Einlaß begehre. Don Ruy öffnet eine geheime Thüre hinter seinem eigenen Bild und bedeutet Hernani, sich hier zu verbergen.

Carlos ist unwillig über das lange Warten am Schloßthore. Könige warten nicht gerne, Völker haben mehr Geduld — zu Zeiten. Er verlangt Hernani, denn Ruy leugnet nicht, daß seine Burg ihn nicht beherbergt. Der König verlangt seinen Kopf, Don Ruy führt ihn zu den Bildern seiner Ahnen und bleibt, nachdem er die Reihe derselben durchgegangen und ihr edles Leben gerühmt hat, bei seinem Bilde stehen. Von ihm soll man nicht sagen können, daß er, der Letzte eines so hohen Geschlechts, ein Verräther gewesen und den Kopf des Gastes verkaufte!

Der König wird wüthend, „er bebt am ganzen Leib," er verlangt Hernani. Der Herzog verweigert. Der König droht mit den Gefangenen der Kopf fallen, auch der des Wirthes soll mit ihm fallen. Da tritt Dona Sol hinzu! „Königin Don Carlos," ruft sie aus, „Ihr seid ein schlechter König!"

Der König wird milder bei ihrem Anblick. Er vergibt dem Herzog, zieht ab, und bedingt sich nur des Herzogs Braut als Geisel. Dona Sol holt sich den Dolch im Schmuckkästchen und ist bereit, dem König zu folgen. Der alte Ritter zaudert noch einmal, da ihm Don Carlos die Wahl läßt, den Gefangenen oder die Nichte mitzugeben. Die Ritterlichkeit des alten Silva siegt über seine Liebe, er versetzt das Gastrecht um keinen Preis; Dona Sol zieht mit dem König fort.

Da Don Carlos sich entfernt hat, öffnet Ruy Gomez die Thür. Er hat den Gefangenen gerettet, nun bietet er ihm einen Degen zum Zweikampf. Hernani vertheidigt sich nicht. Er weiß noch nicht Alles, was Don Ruy für ihn gethan und ehrt schon seinen ritterlichen edlen Sinn, als Gomez die Entführung der Dona Sol ihm entdeckt hat (bei welcher Stelle die Worte „dummer Alter!" vorkommen.)

Hernani: Mein Leben gehört dir an. Du magst mich tödten. Willst Du mich aber lieber dazu verwenden, deine Nichte und ihre Tugend zu rächen? Laß mir einen Theil deiner Rache! Thue mir diese Gnade! Deine Füße küsse ich darum! Laß uns Beide dem Könige folgen. Komm, ich will dein Arm sein, ich will dich rächen, Herzog. — Nachher tödte mich.

Don Ruy: Wirst Du es dann, wie jetzt, auch geschehen lassen?

Hernani: Ja, Herzog.

Don Ruy: Beschwörst du es?

Hernani: Beim Andenken meines Vaters.

Don Ruy: Wirst du dessen eingedenk bleiben?

Hernani! Höre, nimm dies Horn. was auch geschehen mag, wenn Du es willst, Herr, zu jeder Stunde, an jedem Orte, wenn es dir in den Sinn kommt, daß es Zeit ist, daß ich sterbe, so komme, blase in dies Horn und habe keine weitere Sorge. Es geschieht. — —

Don Ruy: Deine Hand darauf.

Der vierte Akt spielt fern von Spanien. Wir sind in Aachen in der Kaisergruft, wo Carls des Großen Gebeine liegen. Im Jahre 1519 war die deutsche Kaiserkrone zu vergeben. Franz I. von Frankreich und Carlos von Spanien sind die bedeutendsten Bewerber um das Kleinod des Herrscherthums, um die Weltmacht.

Den Carlos hat Stimmen geworben, drei der Wähler sind ihm noch nicht sicher. Friedrich von Sachsen hat die Wahl abgelehnt und Carlos wird Kaiser Karl V. Neben der Gruft um den größten Thron der Welt, denkt Carlos noch an das Complott, das er in Person vereiteln und dessen Häupter er selbst gefangen nehmen will. Er ist erst allein in der Gruft mit einem getreuen Höfling. Die deutsche Kaiserkrone schwebt seinem aufgeregten Sinne vor. Er geht die Candidaten der Reihe nach durch, die sie ihm streitig machen könnten: „Fürsten von Hessen, kleinere noch als ihre Länder! Junge Carren! greise Mißlinge! Kronen hätten sie wohl schon! aber haben sie auch Köpfe?" Er tritt der Gruft Carls des Großen näher. Hier folgt der meisterhafte, Shakespeare's würdige berühmte Monolog, an dem wir die herrliche Sprache, die Dichterfreiheit vom ersten bis zum letzten Vers bewundern müssen. Wie Carlos sich den Kaiserthron (neben dem des Papstes, beide aus der Wahl hervorgegangen) als die höchste Spitze der Pyramide denkt, deren Basis die Menschen sind „die Menschen! eine „Menge, ein Meer, ein Gerüttel; Thränen und Geschrei, „manchmal bitteres Lächeln, eine Klage, die die erschreckte Erde „erwecken, durch soviel Wiederhall uns als Trompetenstoß zum „Ohre dringt!" Und dann weiter, in seinem Traum von Macht und Größe, spricht er also von dem Volke, das auf seinen Schultern die Pyramide trägt, deren Spitze der Kaiser ist; „Diese lebendigen Wogen, die das Erdschwerdt erschüttern, verändern Alles an seinem Orte, sie machen auf ihren hohen „Plätzen Throne wanken wie Fußschemel, sowohl daß alle Könige, ihre eitlen Streitigkeiten endend, die Augen gegen den „Himmel kehren — — — Könige! schaut nach unten! — „Ach! das Volk! ein Ocean, der unaufhörlich erregt ist, in den „man nichts werfen kann, ohne daß alles sich bewegt! eine „Welle, die einen Thron zermalmt und ein Grab weigt! ein „Spiegel, in dem sich selten ein König schön sieht! — —"

Carlos wird Kaiser, die Verschworenen haben sich verjammelt, während er in die Gruft eingetreten ist, Hernani hat das Loos getroffen. Da bietet sich Kaiser Karl selbst den Dolchen, die Fackeln erlöschen, die Mörder halten ein, er giebt seinen Leuten das Zeichen, die Verschworenen zu entfernen.

Nach der ersten Wuth besinnt sich Carlos eines Besseren, er übt Gnade und vergiebt allen. Hernani hat sich erst noch als Granden von Spanien zu erkennen gegeben und Karl V., der seiner Libelei endlich entsagte um nur Regent zu sein, vereint Dona Sol mit ihrem Geliebten. Der alte Herzog verbeißt seinen Zngrimm, er sinnt auf finstere Rache.

Der fünfte Akt spielt wieder in Saragossa. Es ist die Hochzeit Hernani's mit Dona Sol, die da gefeiert wird. Freude, Tanz, Masken und Glückseligkeit der Liebenden, die sich endlich einander gehören. Die Beiden ergehen sich in süßestem Lyrismus, überlassen sich den erzendsten Wonnekräumen, als der erste Ton des Horns erschallt, das Hernani hereinst dem Alten gegeben hat. Der Klang bedeutet Tod, er hat's gelobt. Wie dem Ritter das Gastrecht, ist ihm sein Eid heilig. Er steht an der Schwelle des Himmels und die Hölle mahnt ihn zu sterben. Noch glaubt er nicht an sein fatales Horn, da erscheint die finstere Maske des unerbittlichen Alten. Dona Sol erschrickt, sie will nicht vom Geliebten lassen. sie bittet, flieht, droht und weint. Das Herz des Alten ist von Stein, ihn zernagt die Liebe der Andern. Er hält am Eid und verlangt dessen Lösung. Er reicht Hernani ein Giftfläschchen. Dona Sol trinkt zuerst und läßt dem Geliebten sein Theil. Sie sterben umschlungen.

„Don Ruy (als Hernani gefallen): Todt!

Dona Sol: Todt! Nicht doch! . . . wir schlafen. Er schläft, mein Gemahl. Sieht Du, wir lieben uns, wir liegen da zusammen. Es ist unsrer Hochzeitsnacht . . . Erwecke ihn nicht, Herzog, er ist müde . . . Mein Geliebter, wende mir Dein Gesicht zu. Näher noch . . . immer näher . . .

Don Ruy! Auch sie todt! (sich erstechend) Ach ich bin verdammt!"

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Petition

an die maaßgebende Stelle.

Schon Schiller sagte: Rauch allein
Ist alles ird'sche Wesen,
In Tabaksröllchen, licht und fein,
Ist mancher schon genesen.
O heiliger Prätorius,
Wir flehen um Erbarmen,
Doch diesen einzigen Genuß
Nicht zu entzieh'n den Armen.

Wenn Reiche beim Champagnerwein
Geschwelgt und feinen Happen,
Der arme Mann sah ruhig drein,
Zufrieden, Rauch zu schnupfen,
Wenn Wolken sich am Horizont
Gezeigt dem armen Volke,
Dann hüllte man sich trostgewohnt
In eine Tabakswolke.

Der Reiche wird vom „Tabak sein"
Trotz hohem Preis nicht scheiden,
Vom Steuerdrucke muß allein,
Der Arme wieder leiden.
Gebraucht wird werden vor wie nach
Habana, Cuba, Fierros,
Und einzig werden liegen brach
Insamia Stinkaderos.

Die Steuern sind ein schlechter Brauch,
Wie wir auf's Neue sehen;
O laßt die Steuern auf den Rauch
Doch ganz — in Rauch aufgehen.
Geduldig sitzt und still zu Haus
Der Arme wenn's erträglich,
Doch geht ihm erst die Pfeife aus,
Dann wird er wirklich ekelich!

---

* (Ein vermißtes Ohrläppchen.) In einer Wirthschaft zu St. Pauli in Hamburg geriethen zwei Seeleute in einen Streit, der zu Thätlichkeiten ausartete. Der Wirth brachte die Streitenden wieder zur Ruhe und beide verließen scheinbar einträchtig das Local. Vor der Thüre jedoch entbrannte der Streit auf Neue und einer der Kämpfer biß dem andern das linke Ohrläppchen ab. Abermals auseinander gebracht, ging der eine in eine Wirthschaft, während der andere auf dem Kampfplatze blieb und emsig umherfuchte. Auf Anfragen der Umstehenden, was er denn suche, antwortete er: „Mien asbetenen Ohrlappen." Die riethen ihm, sich lieber verbinden zu lassen, als das Fleischstückchen zu suchen, welches er doch nicht wieder gebrauchen könne. Darauf sagte er aber ganz naiv: „Na den Ohrlappen frag ick de Dümel ook nicks na, ick will blos den Ring wieder hebben, der dran sitt.

* (Todes-Anzeigen.) Was ist der Tod? Eine Nichtswürdigkeit des menschlichen Lebens, denn kein Leben und wäre es das edelste, würdigt dieser Tod. Hart hat er mich geprüft durch sein Entschlummern meiner, Gottlob, gesunden braven Frau, was sie stets in unserer Ehe war. Ihr zweideutiges Leben, stets auf Religion und Tugend hindeutend, hätte ich so gern noch behalten, doch die stärksten Medicamente haben bei ihr nicht angeschlagen, und mich zu Boden geschlagen. Sie starb in dem zarten Alter von 5 Jahren, länger waren wir nicht verheirathet. Ein Paar unversorgte Kinder würden an ihrem Grabe trauern, doch unsere Ehe war nicht gesegnet. So lange die Entschlafene todt sein wird, mag ich an den Verlust nicht denken, darum bitte ich durch Condolation mich nicht daran zu erinnern.

Der Bäckermeister Sebastian Plutersteft.

— Im 62sten Stück des Celle'schen Anzeigers vom Jahre 1828 findet sich folgende Todesanzeige: „Am 1. d. M. entschlief nach fruchtlosen Leiden, an den Spuren einer sanften, jedoch tödlichen Krankheit, weiland mein zehn ein halb monatlicher Ehegatte in dem angenehmen Alter von 36 Jahren. Entfernten Verwandten und Freunden stiftet diese Anzeige unter Verbittung aller Trauer.

— In einer Zeitung las man im Todtenregister folgende seltsame Anzeige: „Des Mathias Ständl, Tagelöhners Kind, alt vier Jahre, an Altersschwäche."

* (Beschreibung eines amerikanischen Essens.) Erster Gang. Rohe Zwiebeln in Essig — Zwiebeln in Essig, roh — Essig mit Zwiebeln — Zwiebeln mit Essig. Zwiebeln ohne Essig — Essig ohne Zwiebeln.

Zweiter Gang. Gepickelte Austern. Essig. Crackers. Saures Brod und Käse.

Pikante Würzen: Salz, Pfeffer, Essig, Pfeffersauce, Oel, Zwiebeln, Tomato-Sauce.

Dritter Gang. Kalte Zunge, Hühnersalat à la Canaille, Hühnersalat fein gehackt, Hühnersalat à la Lebertbran, Hühnersalat à la Spülicht-Kübel, Hühnersalat à la Seifenfett. Essig und Zwiebeln — Zwiebeln und Essig, Essig ohne Zwiebeln.

* (Komische Druckfehler.) Das „Louisv. Volksb." schreibt: In einem Leitartikel unseres gestrigen Blattes war statt „die Freiheit wird auch diesmal über alle Machinationen der Reaktion den Sieg erringen," die originelle Lesart zu finden: „die Freiheit wird auch dreimal über alle Wachsnationen den Sieg erringen." Wir dürfen uns den Trost geben, daß dergleichen geistreiche Extemporisationen der Herren Setzer und Correktoren nicht allein bei uns vorkommen, und wir erinnern uns noch immer mit Heiterkeit daran, daß einmal ein kein tausend Meilen von hier entferntes Blatt in einem Concertbericht statt „chromatische Läufe" chromatische Läuse schrieb, und statt „Ave Maria" Ave Madeira, und noch vor einigen Tagen lasen wir in einer New-Yorker Zeitung als Ueberschrift eines donnernden Leitartikels gegen die Verschwendung statt „Luxus" in fettester Schrift Texas. Also ruhig Blut!

Auflösung des Räthsels in Nr 1:
Kamm.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 3. Sonntag, den 14. Juli 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz.

Von Ludwig Schandein.

Der Himmel geschichtlicher Sage lichtet sich erst mit den Sendboten des christlichen Glaubens, etwa um das 6. und 7. Jahrhundert, also mit der Vereinigung und Ausrottung des altgermanischen Glaubens. Ein leuchtender Stern geht uns auf in der wundermilden Gestalt des fränkischanstrasischen Königs Dagobert des Großen. Wo nur immer eine wohlthätige Stiftung besteht, da weiß das pfälzische Landvolk zumeist nur ihn als den Urheber zu nennen. Bei Beginn seiner Regierung war Dagobert ein leichtsinniger, allen Lüsten ergebener Herrscher; viele Kirchen und Gotteshäuser wurden von ihm beraubt und beschädigt. Endlich brachte ihn ein Traum zur Besinnung. Er stand vor dem Richterstuhle Gottes, schwer angeklagt von den Schutzheiligen aller der durch ihn beschädigten Kirchen, von der hl. Jungfrau Maria, dem Erzengel Michael und den Apostelfürsten Petrus und Paulus. Sein schuldiges Gewissen verschloß ihm den Mund. Schon wollte der hl. Michael mit flammendem Schwerte die Strafe vollstrecken, da erwirkte des Königs besonderer Schutzpatron, der hl. Dionys, einen Aufschub der Strafe, zugleich ihm bedeutend, wie er Verzeihung erlange: wenn zu Ehren aller der von ihm beleidigten Heiligen er Gotteshäuser errichte. Also folgte der König dem Winke und nacheinander erhoben sich Kirchen und Klöster nicht nur in der Pfalz, sondern überall in seinem weiten Gebiete, darunter vorerst die Abtei Blidenfeld, die später Clinga oder Klingenmünster benannt ward. — König Dagobert wohnte auf Landeck, angeblich der ältesten pfälzischen Burg, zunächst Klingenmünster. Von seinem Volke war er als ein ebenso weiser als gerechter Richter auf das tiefste verehrt. Kam eines Tages ein alter Bauer auf die Burg und klagte vor dem versammelten Gerichte einen Edelmann an: der habe seine Tochter entführt und geschändet. Der Edelmann ward von dem König als schuldig vernrtheilt und auf das Strengste bestraft. Deß nahmen die Großen des Reiches gar bitteren Verdruß und in heimlichem Rath ward des Königs Verderben beschlossen. Schon ist die Burg Landeck überfallen, das Dach steht in Flammen: da erscheint wie ein Bote des Himmels derselbe alte treue Bauer — nach andern ein frommes Weib — und geleitet den König heimlichen und sicheren Weges durch den Wald gen Frankweiler hin, wo er, zunächst auf seiner Burg Godramstein, vor des Feindes Nachstellung geschirmt, sich unter einem Dornstrauche versteckt. Derweilen haben seine Bauern die Empörung niedergeschlagen, und der gerettete König kehrt unangefochten zu seinem getreuen Volke zurück. Dessen zu Dank und zu ewigem Gedächtniß errichtet Dagobert auf seiner Burg Göcklingen — wo nach der Chronik vordem Amphoringen gestanden — ein Testament kraft dessen seine Unterthanen längs der Hart — mit Ausnahme derer von Mörzheim, weil diese einmal seine Jagdhunde getödtet — seine ausgedehnten Vogesenwaldungen von der Lauterburger Gränze an bis zum Donnersberge zu ewigem Eigen erhalten. Es sind diese Waldungen die sogenannten „Hain geraiden," eingetheilt in Ober-, Mittel- und Unterhaingeraiden, und bis auf die neuere Zeit nach einer altgermanischen Mundsatzung genossenschaftlich verwaltet, worauf hier nicht näher einzugehen. Indessen die „Dagobertshecke," ein weiter Lagedorn, erwuchs zu einem ungewöhnlich kraftvollen, weitschattenden Baume, der noch bis in die letzten zwanziger Jahre gestanden. Und wunderbar — mit der Vernichtung des uralten, heiligen Baumes durch einen Blitzstrahl und durch einen später folgenden mächtigen Sturm war auch, und zwar noch langen Processen, das Band der Geraidegenossenschaft gelöst. Als Lebenszeichen der Eintracht, des unverbrüchlichen Rechtes, der allen gemeinsamen Freiheit hatte der Baum bei dem Volke nicht blos schützende, sondern auch heilende Kraft. Kranke genasen in seiner Nähe, Pferde, dreimal um den Baum geleitet, wurden geheilt. Wer aber einen Ast abschlage, der verliere den Arm; wer gar die Art an den Stamm lege, der ginge zu Grunde elendiglich. Zum öftern ward auch die „Königshecke" das heimliche „Stelldichein" zu eidlichem Gelöbniß für Verbindungen jeglicher Art. Hier in nächster Nähe der Sitz Stalbühl zu Luitramsforst, wo unter freiem Himmel das kaiserliche Gericht gehalten wurde.

So gewinnt dieser Dornstrauch, welchem auch in andern pfälzischen Sagen eine Mission zugedacht ist, eine unverkennbar altmythische Bedeutung: er erscheint als Schutzbach verfolgter Unschuld, unter seiner Hut erwacht der vom Uebel Erlöste. Wenn auch nicht in dem umfassenden, bedeutungsschweren Sinne wie bei den Bajuwaren der Birnbaum auf der Walser Haide, bei den Oberpfälzern „der kalte Baum," oder wie in dem altnordischen Mythos der Weltbaum Ygdrasil, eine Esche: so gemahnt diese Heilighaltung des Strauches doch immerhin an das hohe Ansehen, in welchem Wälder und Bäume bei den heidnischen Deutschen gestanden. Wohl möglich, daß auch bestimmte mythische Sagen hierüber bei uns verloren gegangen.

Digitized by Google

Kaiser Maximilian.

Erzherzog Ferdinand Max wurde am 6. Juli 1832 in Wien geboren. Auf seine erste Erziehung nahm Graf Heinrich Bombelles den leitenden Einfluß. Wie der bereits im Jahre 1847 dahingeraffte Erzherzog Friedrich, so wurde er auch schon von Kindheit an für die Marine bestimmt. Nach Vollendung seiner wissenschaftlichen Ausbildung, während welcher sich eine große Vorliebe für Kunst und Wissenschaften in ihm entwickelte, unternahm er (1850) seine erstere größere Reise nach Griechenland und Smyrna, welcher Reise in den darauffolgenden Jahren weitere Excursionen, nach Spanien, Portugal, Madeira, Tanger, Algier u. s. w. folgten. Im Jahre 1853 wurde der Erzherzog zum Corvetten-Capitän, im Jahre 1854 zum Marine-Obercommandanten ernannt. Als solcher machte er mit einer Escadre von 17 Kriegsschiffen eine Fahrt nach Griechenland, Candia, Beyrut, dem Libanon, an die Küsten von Palästina verließ der Erzherzog die Escadre und machte eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe. Auch in Aegypten hielt er sich längere Zeit auf, und auf verschiedenen wissenschaftlichen Ausflügen in diesem Lande besuchte und besteig er auch die Pyramiden. Nach Pola zurückgekehrt bereiste er in den Jahren 1856—1857 einen sehr großen Theil des Continents. Auf einer seiner Reisen begegnete er zum ersten Male seiner späteren Gemahlin, der Prinzessin Charlotte von Belgien, mit der er sich am 27. Juli 1857 in Brüssel vermählte und in deren Gesellschaft er in den Jahren 1858 1859 Sicilien, Südpanien, die atlantischen Inselgruppen, Madeira, Brasilien u. s. w. bereiste. Diese Reise beschrieb er in einem als Manuscript gedruckten, vier Bände starken Werke, welches den Titel „Reiseskizzen" trägt. Am Schlusse der Kaiserreise durch Lombardo-Venetien (1857) wurde der Erzherzog an die Spitze dieses Königreichs als General-Gouverneur gestellt. Er begleitete diese Stelle bis zum Ausbruche des italienischen Krieges im Frühlinge 1859. Nach dem italienischen Feldzuge sollte er in Venedig als General-Gouverneur residiren. Er nahm jedoch dieses Staatsamt nicht an und beschränkte sich darauf, das Ober commando der Marine zu behalten. Im Juni 1863 wurde plötzlich bekannt, daß die mexicanische Notablen-Versammlung mit 214 gegen eine Stimme den Beschluß gefaßt habe, dem Erzherzoge die Kaiserkrone anzubieten. Der Erzherzog gab in seinem Schlosse Miramare bei Triest der mexicanischen Kron-Deputation die Antwort, daß er bereit sei, das Kaiserthum in Mexico wieder aufzurichten, sobald die mexicanische Nation mittelst allgemeiner Volkswahl ihn zum Kaiser wählen würde. Diesem Verlangen wurde auch nachgekommen, und nachdem Ferdinand Max sich im Jahre 1864 mit Kaiser Napoleon über die Annahme der mexicanischen Kaiserkrone verständigt und auf seine Erbrechte in Oesterreich Verzicht geleistet hatte, trat er am 10. April 1864 im Schloß Miramare die verhängnißvolle Herrschaft an.

Ueber die Feier des Centenariums

und die bei derselben erfolgte Kanonisation am 28. Juni in Rom, entnehmen wir noch Folgendes einem längeren Berichte der „Nat.-Ztg.": Das Centenarium wurde am Freitag um die Mittagsstunde durch Kanonenschüsse von der Engelsburg und einstündiges Geläute aller Glocken Roms angekündigt. Um 6½ Uhr begab sich der römische Senat zur Huldigung nach dem St. Peter, wo der Papst und die Bischöfe bereits Platz genommen hatten, und brachte hier den herkömmlichen Kelch und acht Wachskerzen als Tribut dar. Die große Prozession kam um 7 Uhr aus dem Dom heraus, alle Patriarchen und Bischöfe schritten darin einher; der Papst ward zum Schluß einhergetragen, lebhaft acclamirt und selbst beklatscht. In derselben Prozession wurden die sogenannten Stendarbi, das heißt die den neu creirten Heiligen geweihten großen Bilder viereckiger Form, von 20 Fuß Höhe einhergetragen; die Quasten der Seile hielten, dem Gebrauch gemäß, Postulanten ihrer Heiligsprechung, oder Verwandte der Heiligen, wenn es deren gab. Die Bilder waren trefflich ausgeführt. Als die Standarde des Petro Arbues, jenes spanischen Inquisitors (Ketzerrichters) welchen verzweifelte Juden, den Flammentod von Hunderten ihrer Brüder zu rächen, am Altar von Sevilla erdolchten, aus den Kolonnaden herausstrat, blähte sie der Wind auf, und sie sank auf die Erde nieder, was die Prozession verwirrte. Die Fahne ward mit Mühe wieder aufgerichtet, und wandelte langsam weiter. Auf ihrer Rückseite stellte ein ausdrucksvolles Gemälde die Ermordung des Inquisitors durch zwei Hebräer dar. Nachdem die Prozession in den Dom zurückgekehrt war, folgte die Verkündigung des Dekrets der Heiligsprechung durch den Papst, unter einer Menge von altherkömmlichen Formeln und Zeremonien, welche nur der in die Ritualien der Kirche Eingeweihte begreifen kann. Am Merkwürdigsten mag der Gebrauch der Oblationen sein, welche die Postulanten dem Papst zu machen und auf Tischen neben dem Altar niederzulegen haben. Jeder von ihnen bringt ein vergoldetes und ein versilbertes Brod mit dem Wappen des Papstes auf silbernen Platten; ein vergoldetes und ein versilbertes Fäßchen Wein; fünf in Gold und Silber gemalte Kerzen; drei schön gearbeitete Vogelbauer, worin ein Paar Turteltauben, ein Paar andere Tauben und bunte Vögel enthalten sind. Der prachtvolle Gesang Tu es Petrus, von 500 Stimmen ausgeführt, senkte sich aus der Kuppel Michel Angelos auf die wogende Menschenmenge nieder; andere Chöre antworteten von der Loge her, die Posaunen ertönten und die lautos, Strom gleich fluthende Volkswoge, wie die Tausende von Lichtern, brachten einen unbeschreiblichen Effekt hervor. Wohl sind alle jene

Digitized by Google

prunkenden und flimmernden Feste von Paris nur banaler Modetand im Vergleich zu dem Schauspiele, welches der Dom Julius' II. und Leo X. darbot. Es war am herrlichsten des Abends bei der Vesper. Man erzählte, daß einer der San Pietriner, das heißt der Menschen, die dort auf dem Dache wohnen, ihn, aus unbekanntem Grunde, in Flammen wollte aufgehen lassen; man ergriff ihn bei dem teuflischen Versuch, die Vorhänge in Brand zu stecken, und dieser Herostat brachte sich selbst zwei Dolchstiche bei, worauf man ihn aus dem St. Peter trug. Man will die Anzahl der Fremden, welche sich bei der Feier betheiligten, auf 70—80,000 berechnen. Die meisten davon sind Italiener aus den mittleren Ständen und vom Volk, darunter ganze Schaaren schöngeschmückter Frauen aus der Basilicata, den Abruzzen und Apulien. Nie zuvor sind diese Gestalten in Rom sichtbar gewesen. Sie zogen Aller Augen auf sich, und in Wahrheit sieht ein in langem Purpurgewande mit Gold kühn einherschreitendes halbwildes Mädchen von Fregella reizend aus.

Wie erprobt man künftige Hausfrauen?

Unter diesem Motto erzählt das „P. A." eine Geschichte, deren Schauplatz dieser Tage die Stadt Prag gewesen ist. Ein junger Mann hatte während des letzten Faschings ein allerliebstes Mädchen, die Tochter aus einem guten, um nicht zu sagen aus einem sehr guten Hause kennen gelernt und sich sterblich in dieselbe verliebt. Da nun, wie Heine sagt, der Jüngling auch wieder geliebt wurde; da ferner die gesellschaftliche Stellung der beiden Liebesleute eine ziemlich gleiche war und überdieß das so gewichtige Moment des „Vermögens" durchaus kein Hinderniß bot, so stand der Erfüllung der gegenseitigen Wünsche eigentlich nichts im Wege, als ein alter Junggeselle von Onkel und auch dieser, wie es in der Politik heißt, nur im Princip. Der gute Onkel hatte nämlich in seiner Jugend einmal in der Liebe ein Haar gefunden, war deßhalb aus Ueberzeugung Garçon geblieben und gerirte sich seitdem als abgesagter Feind des Heirathens. Daß man der Meinung eines nahen Verwandten, welcher im Stande ist, seine Ansichten mit dreimalhunderttausend vortrefflichen Gründen zu belegen, Rechnung tragen muß, begreift sich. Der hoffnungsreiche Ehestandscandidat theilte also dem aber oncle sein Vorhaben mit und bat um die Einwilligung zu dem entscheidenden Schritte. Nachdem der Onkel die Auseinandersetzungen des Neffen mit exemplarischer Geduld angehört hatte, langte er statt der Antwort nach einem der Handschuhe des jungen Mannes, besah ihn genau und gab ihn dann dem Liebseligen mit den Worten zurück: Für heut' sag ich weder Ja noch Nein. Dagegen wirst Du mir auf Dein Ehrenwort versprechen, diesen Handschuh hier bei Deinem nächsten Besuche im Hause Deiner Geliebten zu vergessen, und zwar derart zu vergessen, daß Deine Emma ihn nothwendig finden muß. Wenn sie ihn Dir dann wieder zurückgegeben hat, bringst Du ihn und empfängst Bescheid. Der Neffe machte große Augen und wollte fragen, wie dies denn eigentlich zu verstehen sei. Onkelchen aber ließ sich auf keine Auseinandersetzungen ein, sondern verlangte einfach stricten Gehorsam. Der Mann that wie ihm befohlen und kehrte drei Tage später mit dem Handschuh zurück. Der Onkel betrachtete aufmerksam das corpus delicti und fragte: Hat Dir Deine Geliebte den Handschuh selbst wieder zurückgegeben? — Allerdings Onkel, und sie machte dabei die Bemerkung, ich würde wohl daran thun, meiner Handschuffure eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ein eleganter junger Mann dürfe keine zerrissenen Handschuhe tragen. — Sehr gut! versetzte der Oheim. Nun, mein lieber Eduard, meine Einwilligung zu Deiner Heirath bekommst Du nicht! — Aber lieber Onkel — rief verdutzt der Neffe — so erklären Sie mir doch . . . .! — Die Erklärung ist sehr einfach — erwiederte der Onkel. — Du weißt, daß ich mir mein Vermögen im Laufe langer Jahre durch rastlosen Fleiß erworben habe und wirst es begreiflich finden, wenn ich dasselbe einst nicht in schlechten Händen wissen will. Ein Mädchen aber, mein lieber Eduard, das dem Geliebten einen zerrissenen Handschuh ungenäht wieder zurückstellt, wird einmal eher alles Andere als eine tüchtige Hausfrau; darum gebe ich meine Einwilligung zu der beabsichtigten Verbindung nicht und damit basta. Der Neffe protestirte, entschuldigte, jammerte, aber der Vocativus von Oheim blieb oder vielmehr bleibt unerschütterlich in seinem Entschlusse. In diesem Stadium steht die Angelegenheit heute noch, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß der kritische Onkel sich eines Bessern besinnt.

* Das 10. allgemeine deutsche Sängerfest

der östlichen, nördlichen und westlichen Staaten der nordamerikanischen Union nimmt heute, Sonntag den 14. Juli, in Philadelphia seinen Anfang. Betheiligt sind dabei ungefähr 4000 Sänger. Das Fest-Concert findet morgen statt und lassen wir nachstehend das Programm desselben folgen: 1. Ouvertüre zu Oberon. 2. Hymne von Herder. (New-Yorker Sänger.) 3. Harmonie von W. Tschirch. (Allgemeiner Chor.) 4. 24. Psalm. (Baltimore Sänger.) — Pause. — 5. Potpourri aus den „Hugenotten." 6. Hymne „Heil der Göttin des Gesanges," von Krebs (Allgemeiner Chor.) 7. Deutscher Männergesang, von Abt. 8. „Hallelujah," von Händel (Allgemeiner Chor.) — Dienstag 16. Juli. Preissingen — Mittwoch großes Fest-Picnic auf Engel und Wolfs Farm. — Bei dem Feste betheiligen sich 600 Sänger von Philadelphia, 34 Vereine aus New-York, 6 aus Baltimore, 5 aus Newark. — Dann Einzel-Vereine aus Albany, Buffalo, Richmond, Washington. ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Die Rose von Puebla.

Puebla fiel, es jauchzte der Franzose
Dem Cäsar zu im Ruhmesjommerschein,
Die Kaiserin sprach zu der rothen Rose:
„Dies soll die Rose von Puebla sein!“

Vier Jahre sind dahin; die stolze Rose
Sie trug das Haupt nur kurze Tage hoch,
Dann senkte sie es still, das dornenlose,
Die Blätter welkten und der Duft verflog.

Und als die Truppen die im Siegestraume
Jubelnd gezogen über's weite Meer,
Zurückgekehrt im engen Schiffesraume,
Da brach sie sast und schwankte hin und her.

Sie, die im Blut gebüngt, emporgediehen,
Die auf dem Wall von Mauerleichen sproß,
Sie mußte ihr gezwungnes Leben flehen,
Da man umsonst so viel des Bluts vergoß.

Und stimmend steht der Cäsar vor der Blume,
Die welk und todt von ihrem Stengel brach:
„Ich pflanzte Dich, ein Denkmal meinem Ruhme,
Du aber starbst, ein Denkmal meiner Schmach!“

Er zog sie mit der Wurzel aus indessen
Und ward sie dann, schmerzvoll bewegt, hinab,
An ihrer Stätte pflanzte er Cypressen,
Die man gepflückt auf Maximilians Grab!

• (Er appellirt! Französische Gerichtsscene.) Vor den Schranken des Pariser Polizeigerichts erschien in der verflossenen Woche ein Individuum, des rechtswidrigen Fischens in einem Privatteiche angeklagt.

Angeklagter: Ich verlange, daß mein Fall aufgerufen wird.

Präsident: Gut; wir wollen sofort zur Verhandlung schreiten.

Angekl. Das ist überflüssig, denn ich appellire.

Präs. Wie heißen Sie? —

Angekl. Zu was die Umstände? ich appellire.

Präs. Dieses Recht steht Ihnen zu.

Angekl. — Dann — (er will fortgehen).

Präs. Angeklagter, kommen Sie zurück! Sie können ja später appelliren, wenn Sie Lust dazu haben; die Angelegenheit muß aber in erster Instanz verhandelt werden.

Angekl. Ah so! Aber warum dies, da ich ja doch appellire.

Präs. Ich frage Sie zum Letztenmale um Ihren Namen.

Angekl. Na, meinetwegen, (er gibt Namen und Stand an).

Der Teichwächter beschwört seine Anklage.

Präs. zum Angeklagten: Was haben Sie dagegen zu sagen?

Angekl. Ich? gar nichts, denn ich werde ja doch appelliren.

Präs. Sie wollen also keine Vertheidigung unternehmen?

Angekl. Ich halte es für überflüssig, da Sie mich ja doch verurtheilen werden und ich dagegen Appell berufe.

Präs. Sie können nicht verurtheilt werden, wenn Sie eine genügende Entschuldigung haben.

Angekl. Ich habe freilich eine Entschuldigung; ob sie aber ziehen wird, bezweifle ich selbst.

Präs. Nun, wie lautet diese Entschuldigung?

Angekl. Ich wußte nicht, daß das Angeln an der bewußten Stelle verboten war.

Präs. Es steht aber doch groß geschrieben dorten angeschlagen.

Angekl. Ich kann nicht lesen. — Da haben Sie meine Entschuldigung.

Das Gericht nahm diese Entschuldigung nicht an, sondern verurtheilte den Angler zu 30 Frcs. Strafe.

Angekl. (im Abgehen): Ich wußte es ja vorher und deshalb war die ganze Sache überflüssig — — ja, ja, ich appellire!

• (Rede bei der Preisvertheilung der Weltausstellung, mit den dazu nöthigen Commentaren.) Meine Herren! Nach einem längeren Zwischenraume komme ich zum zweiten Male, Belohnungen auszutheilen;

(Die ersten Belohnungen wurden in Cayenne-Pfeffer-Düten verabreicht.)

Was würden die Dichter des Alterthums sagen, wenn sie diesen olympischen Spielen der ganzen Welt beiwohnten, wobei alle Völker sich gleichzeitig in die unendliche Bahn des Fortschrittes stürzen?

(Sie würden sagen: „Nur keine Ueberstürzung!“)

Fürsten aus allen Himmelsgegenden sind gekommen, um das Werk mit dem Gedanken des Friedens, und der Versöhnung zu krönen.

(Die weitere Ausführung dieses Gedankens kann man im Conversations-Lexikon unter der Rubrik: „Stehende Heere“ nachlesen.“

Die Nationen, indem sie sich nähern, lernen sich kennen,

(zum Beispiel durch Zündnadelgewehre)

und schätzen,

(wobei ihnen die verschiedenen Abschätzungs-Commissarien, zur Aufbringung der Steuern, nicht zu unterschätzende Dienste leisten.)

Fortsetzung in allen Zeitungen nachzulesen.

• Homburger Kur-Methode.

Am Liebsten sieht man Kranke hier, die schwer,
Und denen schwoll die goldene Ader sehr.
Man sucht zu schröpfen sie nach Möglichkeit,
Ist abzuzapfen sie, auch stets bereit.
Den Golddurst sucht in ihnen man zu reizen,
Spieleufel dient, um ihnen einzuheizen.
Geht bei der Kur der Athem ihnen aus,
Weist aus dem Kur-Saal sanft man sie hinaus;
Und ist die goldene Ader ganz verpufft,
So setzt man rasch sie — an die frische Luft.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Kehr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 4. Sonntag, den 21. Juli 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz.

Von Ludwig Schandein.

Das 11. Jahrhundert zeigt uns eine bedeutsame Stätte in der Umgebung von Dürkheim. Es ist Limburg, welche früher „Lindburg" geheißen, auf einem der herrlichsten Punkte der Hart. Dort stand nach der Sage die Stammburg der Salier. Kaiser Konrads II. erstgeborner Sohn habe hier durch einen Sturz aus dem Fenster das Leben verloren, und davon sei dessen fromme Gemahlin Gisela so tief erschüttert gewesen, daß der Kaiser seinen Stammsitz nunmehr in ein Gotteshaus umzuwandeln beschloß. Sofort ward der Grundstein gelegt zu dem großartigen Klosterbauwerk, dessen Pracht noch die heutige Ruine verkündet. Doch nicht genug. Noch am selbigen Tage, und zwar nach einem kräftigen Morgenritt, legte Kaiser Konrad (1030) den Grundstein zum Speierer Dom, und traf dabei die Bestimmung: daß alle römischen Könige und Kaiser, welche innerhalb Deutschlands mit Tode abgehen, im Dome zu Speier bestattet werden sollen. Den Grund hievon ersählt Eisengrein aus verschiedenen schriftlichen Quellen. — Graf Leopold von Calwe hatte, einer kaiserlichen Bestrafung entgehend, sich mit seiner schwangeren Gemahlin im Schwarzwalde verborgen. Auf einer Jagd gerieth zufällig der Kaiser in die nämliche Hütte. Des Nachts gebar die Gräfin einen Knaben, welcher weinte. Dabei vernahm der Kaiser die Worte: „O Kaiser, dieses Kind wirst du zu einem Tochtermann und Erben haben!" Das Kind sollte nun heimlich getödtet werden, doch die Diener verbargen es unter einem Baume und täuschten ihren Herrn durch Vorzeigung eines Hasenherzens. Der Knabe ward ein stattlicher Jüngling und kam in des Kaisers Umgebung. Dieser aber faßte bald Argwohn und sandte den Jüngling zur Kaiserin mit einem verschlossenen Briefe, der die Stelle enthielt: „So lieb dir dein Leben ist, so laß diesen Jüngling heimlich tödten!" Der Bote gerieth aber zuvor noch zum Kanzler des Kaisers, dem Domdechanten. Der öffnete neugierig den Brief, und auf das höchste entrüstet über des Kaisers schändliche Absicht änderte er dahin die betreffende Stelle: „Gib diesem Jüngling unsere Tochter zur Ehe!" Und so geschah es. Der Kaiser erfuhr nachträglich den wahren Verhalt, und in diesem Vorgange die Hand Gottes erkennend, bestellte er den Tochtermann (Heinrich III.) zu seinem Sohne und Mitregenten. Und darum, daß einer aus Speier ihn abgehalten von der Vergießung unschuldigen Blutes, erließ er die obige Verordnung. An ihm ging sie zuerst in Erfüllung.

* Von der afrikanischen Küste.

An einem herrlichen, von einer strahlenden Sonne beleuchteten Tage steuerte vor leichter Brise die englische Kriegsbrigg Semiramis in nordwestlicher Richtung den Kanal von Mozambique hinauf. Außer dem Mann am Rade und den Wachen oben in den Masten schien Jeder es sich bequem zu machen. Der Himmel war wolkenlos und die Luft so balsamisch und warm, daß schon sie zu athmen ein wahrer Genuß hieß.

Die Männer lungerten, in kleinen Gruppen plaudernd, auf dem Verdeck umher; die Kadetten sannen neuen Unfug aus oder plagten den Koch; der Wundarzt beobachtete die fliegenden Fische und las zugleich in einer neuen Schrift über Anatomie, obgleich er kein Blatt umwendete. Der wachthabende Lieutenant baute inzwischen Luftschlösser und betrachtete gelegentlich die blauen, in der Ferne sichtbaren Berge Madagaskars.

„Segel ho!" rief plötzlich der Wachhabende am Vortopp.

„Wohinaus?" schrie der Lieutenant schnell auffahrend.

In demselben Augenblicke war die träge Sorglosigkeit der Mannschaft vorüber; Jeder war zur Thätigkeit bereit.

„Ueber Steuerbord! hält Südwest!"

Der Kapitän eilte auf's Verdeck, und der zweite Lieutenant stieg in's Takelwerk, das Schiff zu recognosciren.

„Was ist es für ein Schiff, Herr Saunders?" frug der Kapitän.

„Schooner-Takelage, Sir, Rumpf noch nicht zu sehen!"

„Schiff gewendet!"

Im Nu war die ganze Mannschaft auf ihrem Posten.

Kommando folgte auf Kommando und wurde rasch ausgeführt. In fünf Minuten war die Semiramis in voller Verfolgung des fremden Schiffes begriffen.

Was ist es, das die Jagden aller Art so aufregend macht? Die unbeschreibliche Begierde des Menschen, Alles zu jagen, was irgend jagbar ist, ist im „Vathel" nicht übertrieben, wo die Einwohner einer ganzen Stadt einen bösen Geist verfolgen, der sich in eine Kugel verwandelt hat und vor ihnen herrollt. Aber wer möchte die mit einer Jagd zur See verbundene Aufregung schildern? Wie begierig sind alle Augen auf das fliehende Segel gerichtet! Wie eifrig

Digitized by Google

lauscht Jeder, wenn das Log geworfen wird! Wie viele Vermuthungen werden aufgestellt, was das fremde Schiff sein möge, und wie heiß ist der Wunsch, daß es eine nehmenswerthe Prise sei! Denn die Habgier kommt zu der Anfregung. Jedem schweben die Prisengelder vor.

Da die Semiramis auf dem Strich, welchen sie jetzt einhielt, weit windwärts des Schooners war, so war alle Aussicht da, daß sie ihn bald einholte, wenn er bei seinem Cours blieb. Aber wer durfte das hoffen? Jedermann an Bord der Brigg war darauf gefaßt, daß der Schooner umlege und fliehe. That er das nicht, so war es ein Beweis, daß er in gesetzlichem Handel begriffen und nicht das sei, was sie voraussetzten.

Eine Stunde war vergangen, und die Brigg war dem Schooner sichtlich näher gekommen. Vom Top aus konnte man schon den langen, niedrigen Rumpf sehen.

„Sie müssen uns nun doch sehen!" sagte der Kapitän.

„Es ist just so ein Schiff, wie der Don Pedro, den wir an dieser Küste aufbrachten!" rief der Lieutenant im Maskorbe.

„Ich hoffe, es wird eine bessere Prise sein!" erwiederte der Kapitän.

Jenen Don Pedro nämlich hatten sie aufgebracht und für gute Prise erklärt, aber Kapitän und Rheder hatten appellirt und bewiesen, daß das Schiff nicht im Sklavenhandel begriffen gewesen sei. Demnach hatte jeder Mann an Bord, der bei der Wegnahme geholfen, statt Prisengelder zu bekommen, aus eigener Tasche seinen Theil zu den Entschädigungsgeldern beitragen müssen.

Noch eine Stunde verging. Man konnte jetzt den Rumpf des Schooners schon vom Verdeck des Kreuzers wahrnehmen.

„Es ist doch wunderlich, daß er den Cours nicht ändert," sagte der Bootsman auf dem Vorderkastell. „Er will uns wohl vor der Spur bringen, indem er thut, als wenn Alles in Ordnung wäre und er sich nicht zu scheuen brauchte."

„Hißt die Flagge auf!" rief der Kapitän auf dem Quarterdeck. „Wir wollen doch sehen, was er für Farben führt."

Die britische Flagge wehte alsbald über der Semiramis, aber der Schooner beeilte sich nicht, seine Farben zu zeigen.

Jetzt rief der erste Lieutenant, welcher mit dem Fernrohr hinschaute: „Es ist ein Brasilianer, wahrhaftig!"

Eine kurze Pause entstand. Alle Ferngläser an Bord waren in Thätigkeit; jedes Auge strengte seine Sehkraft auf's Aeußerste an. Der Kapitän unterbrach das Schweigen:

„Holla, er viert ab! Endlich macht er sich auf die Flucht!"

„Es ist nun bereits zu spät," sagte der erste Lieutenant.

Es war klar, daß der Schooner endlich auf seine Rettung bedacht war. Indem er mit dem Winde abhielt, kam er der Brigg ziemlich voraus. Obgleich er vor dem Winde am schlechtesten segelte, war doch die Brise so schwach, daß sie, während sie ihm noch überweghalf, doch nicht genügte, auch der schwereren Brigg hinreichenden Gang zu geben.

Noch drei Stunden dauerte die Jagd, und kein Schiff schien dem andern Raum abzugewinnen. Aber nun gewann der Wind an Stärke, und die Semiramis fing an, dem Brasilianer bedeutend näher zu kommen.

Gerade zur Rechten lag in dem Strich, den sie einhielten, eine weit in die See vorspringende Landspitze, und auf der Karte stand ein gefährliches Felsenriff verzeichnet. Beide Schiffe mußten auf das Riff laufen, wenn sie in ihrem Cours beharrten.

„Luv auf!" kommandirte der Kapitän. „Wir kriegen ihn! In einer Stunde muß er auch in den Wind holen und kann nicht entkommen, wenn wir in Luv sind."

Die Stunde verstrich und noch kein Zeichen deutete an, daß der Schooner den Cours ändern wolle. Der Kapitän sah noch einmal auf die Karte; das Riff stand deutlich verzeichnet, und es schien ganz unmöglich, daß der Schooner vorbei kommen könne, wenn er so fort steuerte.

Aber sei es, daß er die Gefahr nicht kannte, oder daß er ihr Trotz bot: er versuchte es. Passirte er das Riff ohne zu scheitern, so hatte er einen unermeßlichen Vorsprung gewonnen.

Es wäre nicht möglich gewesen, die Spannung zu beschreiben, mit welcher die Männer auf der Semiramis den kleinen Brasilianer beobachteten. Er stürmte wörtlich in den Rachen der Vernichtung.

So wie er von den herübergleitenden Wellen gehoben wurde, schien es jedesmal, als müsse er beim Herabgleiten auf die verrätherischen Klippen stoßen. Noch hielt er tapfer aus, und mochten auch in peinlicher Spannung jedem Mann an Bord die Lippen beben; das kleine Fahrzeug sah so schmuck und segelte so lustig vorwärts, seine weißen Segel und schlanken Spieren hoben sich im Sonnenlicht so zierlich hervor, daß selbst seine Verfolger, auch abgesehen von dem im Falle seines Unterganges verlorenen Prisengelde, innerlich für seine Rettung beteten. Denn Jack sieht nicht gern ein hübsches Schiff in Trümmer gehen.

Schon glaubten sie fast, der Schooner sei verzaubert. Er schien über das Riff selbst hinzugleiten; er war bereits mitten in dem Schaume der tosenden Brandung.

„Gott helfe mir, wenn ich nicht meine, es ist der fliegende Holländer!" sprach eine Blaujacke zur andern.

„Dummes Zeug, Bill! Wir sind ostwärts vom

Digitized by Google

Kap, und der fliegende Holländer kann nicht herumkommen!"

Der kleine Schooner schießt lustig vorwärts, jetzt stockt er, jede Spiere erzittert.

„Er hat auf das Riff gestoßen!" rufen zwanzig Stimmen.

Nun wird er von einer herankommenden Welle gehoben; nun fährt er mit einer Gewalt nieder, daß die Stengen auf das Verdeck stürzen.

„Böte aussetzen!" befiehlt der Kapitän des britischen Schiffes.

Eine neue Welle bebt den Schooner, er stößt noch einmal heftig und rollt über. Die Planken reißen auseinander, die Mannschaft kämpft in den Wellen und — Schauder ergreift die Mannschaft — Hunderte von Negern, aneinander geschlossen und im Schiffsraum eingesperrt, werden in der schäumenden Brandung sichtbar.

Die Seeleute in den Booten der Semiramis ruderten tapfer, aber sie retteten nur zwei gewaltige Schwimmer, die sich aus dem brausenden Gischt hervorgearbeitet hatten.

Der Schooner war so leicht gebaut gewesen, daß er gleich beim ersten Aufstoßen zertrümmert worden war. Sechshundert und dreißig menschliche Wesen, mit schwerem Eisen zusammengeschlossen, hatten in den brausenden Wogen ihren Tod gefunden. Nur zwei Kerkermeister waren übriggeblieben, um über die Zahl der Ertrunkenen zu berichten.

* Chinesische Zustände.

Die weißgelben Bewohner des Blumenreiches machen reichlich ein Drittel der gesammten Erdbewohner aus. Vieles erscheint uns an ihnen sonderbar und abstoßend. Bei uns ist es hergebracht, daß man einem Gast zur Rechten einen Platz anweist; der Chinese sieht darin eine Barbarei, weil bei ihm die Ehrenseite zur Linken ist. Ein weibliches Wesen mit unverkrüppelten Füßen galt für gemein und ohne Erziehung. Nach und nach haben jedoch einzelne Familien diese Verstümmelung abgeschafft, werden aber dafür von den „guten" Familien mit scheelen Augen betrachtet. China hat viele Fabrikanten, welche falsche Nasen verfertigen, aber künstliche Zähne waren bis auf die jüngste Zeit unbekannt. Man versteht dagegen alle Arten von Zahnschmerz augenblicklich zu entfernen. Bisher haben, ganz im Gegensatze zu den viel regsameren und gewandteren Japanesen, die Chinesen noch wenige von unseren mechanischen Verbesserungen angenommen. Nur allein die Feuerspritze ist, in den großen Seestädten wenigstens, ziemlich allgemein in Gebrauch gekommen. Aber mit der Uhrmacherei haben sie sich noch nicht befreunden können, obwohl reiche Leute gewöhnlich zwei Uhren bei sich tragen. Sie prägen auch heute noch keine Gold- und Silbermünzen, und die Webstühle, auf welchen sie ihre wunderbar schönen Zeuge herstellen, sind von ganz primitiver Art. Dagegen geben sie uns in manchen Dingen etwas zu rathen auf; sie verstehen z. B. das Kupfer stahlhart zu machen: sie stellen die herrlichsten Farben her, namentlich ein haltbares Grün aus Pflanzenstoffen. Den Buchdruck, die Holzschneidekunst, den Gebrauch des Compasses, die Artillerie und noch manches Andere haben sie viel eher gehabt, als Europa. Lange bevor es ein Christenthum gab, bereiteten sie schon Lumpenpapier; Geldanweisungen und Wechsel kannten sie, ehe man im Abendlande nur eine Ahnung von dergleichen hatte. Sie sind stolz auf eine Schriftsprache und eine Literatur, die weit über dreißig Jahrhunderte zählt; dagegen haben wir Europäer keine Literatursprache, die in ihrer jetzigen Gestalt über unser Mittelalter hinausreichte.

* Lagerbier im fernsten Westen Amerika's.

Hr. W. Stängel von der „Westl. Post" hat den Ausflug von Senator Wade u. A. auf der Pacific-Eisenbahn mitgemacht. Einer Correspondenz von ihm entnehmen wir Folgendes:

„Westwärts von Salina, auf der Prairie, unweit des Endpunktes der Civilisation, d. h. des jetzigen Endpunktes der Eisenbahn, hielt der Zug an einem einsamen Hause, vor dem zu meiner größten Verwunderung Bierfässer herumlagen. „A brewery, a brewery!" scholl es durch die Wagen und in weniger denn einer Minute stand die sämmtliche männliche Bevölkerung derselben vor einem Schenktisch, hinter welchem ein Mann beschäftigt war, den Gerstensaft an die stürmisch andringende Menge zu verzapfen, was um so schwieriger war, als die Anzahl der Gläser klein und der Durst auch der der Damen groß war, so daß die wenigen Gläser anfänglich ausnahmsweise für sie in Beschlag genommen und von dienstfertigen Rittern ihnen gebracht wurden.

Da man anfing, eine kleine Batterie von Fässern in den Proviantwagen zu rollen, begnügte man sich mit einem Glase des in der That guten, von einem Deutschen Namens Hochreich in dieser Einsamkeit gebrauten Saftes.

In den Wagen wiederholte sich die gestrige Geschichte, ganz vorn wurde heute ein Lagerbiersalon aufgethan, wie gestern eine Schnapskneipe, und die Wallfahrt dahin war endlos. Ich sah manche Amerikanerin, die zum ersten Male in ihrem Leben nähere Bekanntschaft mit dem Getränke machte, und Alle fanden, daß es eine herrliche Erfindung sei.

* Norddeutschland bei der Jubelfeier.

Im vor'gen Jahr schien aufzugeh'n
Des Freiheitssterns Gefunkel,
Allein, allein, bei Licht beseh'n,
Ist alles wieder dunkel!

Feuilleton.

Wählt, Berjer, wählt! Ihr wißt ja, was uns fehlt!

Wählt merr nor kää Schleppeträger,
Wetterfahne, Stellejäger,
Liwerante, Brockeschnapper,
Stimmvieh, Ja-Herrn, Hosehapper,
Juwelgreis, Philisterzöpp,
Hasefüß un Wasserköpp!

Männer! Männer! dhun uns noth!
Männer, ächt von Korn und Schrot!
Fest wie Stahl und ääch so spred,
Wann derr sich's um Frankfort dreht,
Stark im Recht un stolz un fest,
Frankfort is kää Lumpenest!

Männer ohne Forcht un Schreck,
Die net lääfe gleich eweck,
Wann derr'sch donnert, blitzt un klerrt
Un die Sach gefehrlich werrd.
Die sich wehrn for unser Stadt
Herzhaft, wann se's nethig hat.

Männer ääch von Grütz un Geist,
Daß merr net derrnewe schmeißt,
Grütz im Hirn anstatt em Knopp,
Trifft den Nagel uff den Kopp.
Un for allem: Herz un Hand
For des deutsche Vatterland!

Deutschland! unser Stadt am Mää
Gibt ser dich ihrn letzte Stää,
Gibt ihr Alles, Gut un Blut,
Leib un Lewe, Kraft un Muth,
Opfert gern un freudig sich,
Awer Deutschland nor for dich!

Der wahre Jacob. (Frankfurt.)

---

* (Für Junggesellen) ist ein sehr interessantes Werk erschienen: „Einfluß der Verheirathung auf das durchschnittliche Lebensalter der Männer und Frauen in Schottland, von Doktor Stark." — Darin heißt es unter Anderm: Eine genaue Berechnung aller Sterbfälle während neun Jahren hat hier (in Schottland) wie in andern Ländern Europas den Beweis geliefert, daß die Männer früher sterben als die Frauen, aber Junggesellen bedeutend früher als Verheirathete. Von 100,000 Junggesellen in Schottland starben in einem Jahre 1,174 während von verheiratheten Männern nur 590 mit Tod abgingen. Man sieht sonach welchen ungeheuren Vortheil die Verheiratheten haben und der sich in dem Satze zusammen fassen läßt: Das Durchschnittsalter eines ledigen Mannes ist 40 Jahre, das eines verheiratheten 60 Jahre; Unterschied zwanig Jahre! — Ihr Junggesellen beherziget dies und bekehrt euch!

* Das „Cincinnati Volksblatt" macht die für unsere dortigen Landsleute wenig schmeichelhafte Bemerkung, daß mehrere wohlhabende Deutsche die Absicht gehabt hätten, diesen Sommer ihr altes Vaterland zu besuchen, es aber unterließen, aus Furcht vor Ansteckung von der in Deutschland grassirenden Rinderpest!

* (Schul-Examen.) Lehrer. In welchem Lande liegt Wiesbaden?

Schüler. In Nassau.

Lehrer. Woher hat das Land den Namen?

Schüler. Weil es jeden Sommer überschwemmt wird, theils mit Wasser, theils mit —

Lehrer. Nun! — Mit? —

Schüler. Mit Beutelschneidern und Verrückten, die ihr Geld nicht rasch genug los werden können.

Lehrer. Gut mein Sohn! Ich werde dafür sorgen, daß dieser Satz in der neuesten Geographie aufnommen wird.

* Komische Anzeigen.

Gestern verschied Frau Hoffinger, Kammerfrau Ihrer Majestät der Kaiserin, geborne Hölzel.

Wien. Ztg.

Gestern Abend um 8 Uhr entschlief hier selig in dem Herrn unser geliebtes Töchterlein Clodwiga 1 Tag alt. Das zarte Kind war bis zum letzten Athemzuge vollkommen bei Sinnen, besaß sein Bewußtsein hinlänglich, blickte auch den Hauslehrer bedeutungsvoll noch einmal an, seufzte nicht, entschlummerte aber, bis die Posaunenstöße von jenseits ertönen. ꝛc.

* (Aufgepaßt!) Folgende Artikel werden à tout prix losgeschlagen:

Französische Mühlsteine, um den Hals zu hängen, ehe man nach Mexico geht.

Nachtlampen, die Jesuiten aus Deutschland heimzuleuchten.

---

* Rösselsprung.

Gan-	dern	kommt,	be-	lebt	rend	macht,	So
wer	Er-	ze	die	Sieht's	stellt,	viel	wäh-
An-	Das	gut	ste	es	in	giltst	stes
Die	weiß	zwei	mit	Sind	Er-	doch	Saus
Welt.	dem	Prunk	es	Pracht;	zer-	wicht.	Du
mit	ü-	po-	die	ten	viel	und	vom
Zwei-	ser	aus.	und	nicht!	Und	stör-	ge-
bel	nirt	ten	im-	in	Gleich-	Stets	Braus.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 5. Sonntag, den 28. Juli **1867.**

Geschichtliche Sagen der Pfalz.

Von Ludwig Schandein.

Kaiser Heinrich IV., der schwergeprüfte Dulder, veranlaßt zu ergreifenden Sagen. Bekanntlich mit dem päpstlichen Bannfluche belegt und der kaiserlichen Würde entkleidet, kam er auf seiner langen Irrfahrt, an Leib und Seele gebrochen und lebensmüde in der Kaiserstadt an. Die Sage läßt ihn in Speier sterben in einem armen Häuslein außer der Stadt. *) Als nun das Licht seines Lebens erloschen, da sängt auf einmal die große Kaiserglocke, die lange verstummt war, von selber an, dumpf und klagend zu summen, und alle Glocken der Stadt klagen feierlich mit, und das Volk läuft zusammen und fragt: Wo ist der Kaiser gestorben? — Als aber sein treuloser Sohn Heinrich V., welchem die Stadt Speier gar manches verdankte, in den letzten Zügen lag, **) so ertönt auf einmal, aber allein, das Armensünderglöcklein, und das Volk läuft wieder zusammen und fragt: Wer wird wohl gerichtet heut'? — Der Klang der Glocken wird hier nicht nur zum sympatischen, sondern auch zum weissagenden Zeichen für die Ahnung des Volkes. Unverkennbar hängt die Beachtung dieser Zeichen noch innig zusammen mit der Beobachtung des Fluges der Vögel, des Hahnenschreines u. s. w., wenn die altgermanischen Stämme auf ihrer unsteten Wanderung eine Siedelung suchten, oder mit der Beachtung des Erzlanzlers vor dem Beginne der Schlacht. Aber auch die versunkenen Glocken in unserer Sage, wenn sie plötzlich wie von ferne zu läuten beginnen, gemahnen an untergegangene Städte, Schlösser und Klöster, und werden gewissermaßen zum Ausdruck der verdunkelten Ahnung eines vorgeschichtlichen Lebens. — Dieser Zeit angehört auch die Sage vom bösen Bischof und vom getreuen Hußmann in Speier. Heinrich der Scharfenberger saß unter Heinrich IV. auf dem bischöflichen Stuhle. Dieser Bischof wandelte nicht die Wege des Herrn, er lästerte Gott und verpraßte des Domes Gut. Kommt eines Tages zu ihm ein Priester und erzählt: er habe im Dome zur Vesper gesungen, da seien auf einmal ein alter Mann und zwei Jünglinge vor den Bischof getreten, und habe der Alte demselben seinen baldigen Tod prophezeiht, weil er so oft die heilige Stätte entehrt und des Domes Patronin, die heilige Jungfrau, beleidigt. Die Jünglinge hätten sofort den Bischof enthauptet, in den Hals ihm gehauen und seinen Rumpf geheftet an das große Kreuz, das von der Decke oben herabhängt. Der unglückbige Bischof schalt sie wahnsinnige Thoren. Kaum aber hatte er wieder den Dom betreten, so fühlte er plötzlich am Halse eine kleine Geschwulst, und die wuchs so reißend, daß er noch in selbiger Stunde und ohne die kirchliche Tröstung daran verstarb. Jener fromme Priester, welchem diese Erscheinung geworden, ward Bischof. Es war der „getreue Hußmann," in Drangsal und Noth des Kaisers bewährtester Freund, der auch im Banne gestorben. Aber den Stuhlbrüdern, welche in der Nacht an den Kaisergräbern pflegten zu beten, erschien oft des verklärten Bischofs Gestalt auf ihrem Wege zur Afrakapelle.

*) Geschichtlich ist aber, daß Heinrich IV. zu Lüttich am 7. August 1106 gebrochenen Herzens gestorben und nachdem er zweimal begraben, später nach Speier gebracht und in der von ihm selbst erbauten St. Afrakapelle unbegraben im steinernen Sarge gelegen. Auch jener Pilger von Jerusalem, der bei des Kaisers Leiche zu Lüttich gebetet, sei ihr in gleicher Absicht nach Speier in die Afrakapelle gefolgt.

**) Er starb zu Utrecht den 23. Mai 1125 und war der letzte des salischen Kaisergeschlechts.

Ein großes Loos.

Das Streben nach schnellem, großen Gewinn desjenigen Metalls, welches das Leben beherrscht und die drückenden Sorgen um die materiellen Bedürfnisse des Menschen dauernd beseitigt, liegt wohl zu tief in dem Charakter der Menschen, als daß es zu irgend einer Zeit gänzlich gefehlt hätte, wenn es auch in der Gegenwart eine Höhe erreicht hat, die es früher nicht besaß. Zuweilen streut das Glück seine Gaben durch Lotteriegewinnste selbst in die niedrigsten Hütten und namentlich lasen wir vor Kurzem von dieser Laune der goldenen Göttin, die mit Hilfe der Lotterie eine ganze Anzahl Bedürftiger erfreute. Wie muß aber das Gefühl der Armen sein, die das Loos, dessen Gewinn sie von schweren Sorgen erlösen konnte, selbstwillig verkauften, weil sie es für Unrecht hielten dem Zufall die Rolle der waltenden Vorsehung anzuweisen! Ein solcher Fall wurde uns neulich bekannt; er mag hier als Gegenstück zu den von den Zeitungen berichteten Glücksfällen eine Stelle finden. Ein armer Tischler in B. war vergebens nach Arbeit ausgewesen und überall zurückgewiesen worden, weil die wachsende Theurung ein Maßhalten in Bestellungen nothwendig machte; nur eine arme Frau hatte ihn gebeten, für ihr eben verstorbenes Kind einen kleinen Sarg zu machen, freilich mit dem Bemerken, daß sie ihn nicht gleich bezahlen könne. Da er keine Bretter mehr vorräthig, auch kein Geld besitzt, um sich neuen Vorrath zu kaufen, nimmt er einige Bretter aus einem Küchenschranke,

Digitized by Google

den er auf Bestellung gearbeitet hat, der aber noch nicht abgeholt worden ist. Kaum ist der kleine Sarg fertig, so erscheint aber die Bestellerin des Schreinters, hört von den Bedrängnissen und dem Zartgefühl des jungen Meisters, wird dadurch gerührt und weist ihm eine einträgliche Arbeit zu, indem sie ihm zugleich baaren Vorschuß zur Anschaffung des nöthigen Arbeitsmaterials übergibt. Glücklich über den Besitz eines Schatzes, dessen Erringung ihm vor wenigen Minuten noch eine Unmöglichkeit erschien, faßt er die besten Vorsätze für die Zukunft für den Aufbau eines neuen schöneren häuslichen Glücks und will eben forteilen, um den Holzhändler zur Lieferung des nöthigen Materials zu veranlassen, da tritt ihm der Jude Levi in der Thür entgegen und bietet ihm ein Achtelloos der letzten Classe der Lotterie zum Kauf. Vergeblich bittet und beschwört ihn die Frau, das anvertraute Geld nicht zu Zwecken zu verwenden, die unmöglich ihnen zum Segen werden könnten; der Mann folgt dem Gedanken: Man müsse dem Glücke auch eine Thüre offen lassen, kauft das Loos und eilt dann fort, seine Geschäfte zu besorgen. Segen brachte das Loos auch wirklich nicht. Zunächst erzeugte es Mißstimmung und Uneinigkeit, wo früher nur Friede und Eintracht geherrscht hatte, denn die Frau zürnte dem Manne wegen des Ankaufs und dachte auf Mittel, wie sie sich desselben wieder entledigen könne. Sie beschloß endlich zum Hauptcollector zu gehen und ihn um Zurücknahme des unglücklichen Blattes zu ersuchen. Während sie noch sinnend vor der Lotterie-Einnahme steht und das Loos in den Händen hält, berathschlagend, ob sie einen solchen Schritt gegen das Wissen und den Willen ihre Mannes thun soll, geht ihre Gönnerin, der sie die neuen Aufträge verdankt, an ihr vorüber, bemerkt das Loos, überschüttet sie mit Vorwürfen wegen ihres Leichtsinns, denn sie glaubt, sie habe so eben das Loos erkauft und kündigt ihre freundliche Verwendung auf. Jetzt tritt sie zwar in den Laden und bringt ihr Gesuch an, aber der Collecteur weigert sich darauf einzugehen; doch führt ein günstiger Zufall einen Jugendfreund von ihr in das Bureau, der sich zum Ankauf des Looses erbietet. So hat sie zwar ihre Absicht erreicht, aber die Angelegenheiten ihres Mannes nur verschlimmert, denn auch der Holzhändler hat von dem Ankauf des Looses gehört, will den unverbesserlichen Leichtsinn der Familie nicht ferner unterstützen und so verliert der junge Meister Kundschaft und Credit durch die ängstliche Gewissenhaftigkeit seiner Frau. Schreck und nagender Kummer über diese traurigen Folgen einer guten Absicht warfen die Arme auf das Krankenlager. Der Tischler, der wieder einige Kundschaft erlangt hat, ist eben ausgegangen, um seiner Frau eine Erquickung zu verschaffen, da tritt ihm auf der Straße der Jude entgegen und bringt ihm die Nachricht, daß sein Loos einen ansehnlichen Gewinn gemacht habe. Der vom Glück so lange Verlassene starrt den Mann schweigend an, stößt dann ein Freudengeschrei aus, und eilt nach Hause, um seiner Frau durch diese Freudenbotschaft neue Kräfte, neues Leben zu geben. Athemlos stürzt er in das Gemach — die Stimme versagt ihm — stumm sinkt er am Lager der Leidenden nieder. „Was ist Dir, Heinrich?“ ruft sie erschreckt. „Welches neue Unglück ist Dir begegnet?“ — „Glück, Glück! Marie!“ stammelt er. „Das Loos — unser Loos hat gewonnen! Zehntausend Thaler!“ — Ein Schrei, ein Wehegeschrei antwortet dieser Botschaft. „Das Loos,“ ächzt die Kranke, „habe ich zurückgegeben. Fluche mir nicht, Heinrich! Ich glaubte Recht zu thun.“ Sie sank leblos auf das Lager zurück. Die entsetzliche Glücksnachricht hatte ihr das Herz gebrochen. Heinrich lag in Convulsionen am Boden. Da trat Mariens Jugendgenosse herein, der das Loos an sich genommen. Er will ihnen sagen, daß er keinen Antheil an dem Gewinn beanspruche, daß er das Loos ihnen bewahrt habe und findet die Frau todt, den Mann in unrettbarem Wahnsinn. Er nahm die verwaisten Kinder zu sich, da er selbst kinderlos war.

Die Engländer und Franzosen in Madagascar.

Ein neu erschienenes Werk des englischen Offiziers Oliver gibt Auskunft über die Bemühungen der Engländer und Franzosen, sich am Hofe von Madagascar den Rang abzulaufen. Gesandtschaften beider Nationen, für Frankreich Schiffscapitän Dupré, für England Generalmajor Johnstone, erschienen kurz vor der Ermordung des Königs Radama gleichzeitig in der Hauptstadt. Der Engländer machte sich am beliebtesten, da er werthvollere Geschenke als sein Nebenbuhler brachte, eine große Bibel in Quart, einen scharlachrothen Regenschirm, einen vergoldeten silbernen Krug nebst Pocalen, eine Wilkinson'sche Büchse, eine vollständige Feldmarschallsuniform, ein Porträt der Königin von England in Lebensgröße und eine Partie musikalischer Instrumente für einen Chor von fünfundzwanzig Personen. Am Hofe herrscht die sonderbarste Mischung madagassischer Barbarei und europäischer Sitten und Trachten. Dem König wurde auf europäische Art gehuldigt, aber neben dem Throne stand eine Büchse, in die jeder zur Vorstellung zugelassene Madagasse einen halben Dollar zu werfen hatte. Die Höflinge gingen in Uniform, aber viele hatten die Mützen von gegerbter Ochsenhaut auf dem Kopfe, aus denen die Madagassen, wenn sie auf der Reise sind, trinken und essen. Die Damen erscheinen in prächtigen Toiletten von den glänzendsten Farben, mit Kränzen und künstlichen Blumen im Haar, einige sogar mit Crinolinen, aber Schuhe und Strümpfe waren bei ihnen nicht beliebt. Dabei huldigen alle der Sitte, Schnupftabak zu kauen. Bei allen Aufzügen bildete die königliche Garde mit aufgesteckten Bajonetten ein hohles Viereck, in dessen Mitte der König mit dem Hofe ging, die Herren und Damen paarweise. Am ersten Tage durften die Mitglieder

Digitized by Google

der englischen Gesandtschaft, da sie noch nicht vorgestellt waren, die Kirche nicht besuchen, in der der bekannte englische Missionär Ellis vor dem Könige predigte. Der königlichen Geliebten Mary einen förmlichen Besuch abzustatten, wurde der englischen wie der französischen Gesandtschaft zur Vorschrift gemacht. General Johnstone und Schiffscapitän Dupré hatten Madagascar nicht lange verlassen, als eine Revolution ausbrach. König Radama wurde vom Thron gestoßen und ermordet. Die Königin Rabodo und die Vornehmen des Reichs hatten sich gegen ihn verschworen. Um das Volk zu gewinnen, wurde ausgestreut, daß Radama ein Gesetz erlassen wolle, welches den Meuchelmord erlaube. Die Motive der That waren für die Königin die Liebe ihres Gatten zu Mary und für die Vornehmen seine Bevorzugung seiner jüngeren Umgebung, die ihm schmeichelte und mit ihm zechte. Von der jetzt regierenden Königin, die den Vornehmen bedeutende Vorrechte bewilligen mußte, hat England im vorigen Herbst einen Handelsvertrag erlangt, der die Ausführen von Madagascar nach Mauritius erleichtert.

Das Boy-house zu New-York.

In New-York ist soeben ein Haus geschaffen worden, welches die Mitte zwischen einem Hospital und einer Werkstätte hält, es ist das Boy-house, das Kinderhaus; die Geschichte seiner Entstehung ist interessant: Vor einigen zwanzig Jahren verließ ein Deutscher, Namens Steinbecker, sein Heimathsland, um in Amerika sein Glück zu suchen, das er zu Hause nicht gefunden. Er kämpfte lange gegen das Elend an, aber trotz aller seiner Thätigkeit krönte kein Erfolg seine Anstrengungen; er vegetirte nur. Eine arme Ausgewanderte wie er, hatte ihr Geschick an das seine so traurige geknüpft. Sie wurde Mutter; eines Tages, als Steinbecker gerade nach dem Hafen gegangen war, um Arbeit zu suchen, und die Mutter in den Straßen nach einem Stückchen Brot umherlungerte, verschwand das damals drei Jahre alte Kind aus dem elterlichen Hause. Wo war es hingekommen? Voller Verzweiflung und nach tausend vergeblichen Forschungen beschlossen die Eltern, Newyork zu verlassen, und begaben sich in dem Zwischendeck eines Auswandererschiffes nach Californien. Vor einigen Monaten stieg ein Mann von ungefähr 40 Jahren im Hafen von Long-Island zu Newyork ans Land; seine Haltung, seine Kleidung verriethen Reichthum. Eine Frau von ungefähr 35 Jahren begleitete ihn; sie war mager, bleich, und ihre traurigen Augen schienen fortwährend Etwas oder Jemanden zu suchen. Ein Kind, ein armes, kleines Wesen von etwa 12 Jahren, näherte sich ihnen; es schien sich kaum aufrecht erhalten zu können, und mit einer vor Schüchternheit und vielleicht auch vor Hunger fast unverständlichen Stimme bat es sie um eine Unterstützung. Die Frau erbebte, diese Stimme hatte ihr Herz wie eine Erinnerung getroffen, sie drückte schnell einen Dollar in die Hand des Kindes, welches ihr lächelnd danken wollte, dann plötzlich einen Schritt zurücktrat und ohnmächtig zur Erde fiel. Die beiden Reisenden eilten darauf zu; der Mann nahm das Kind in seine Arme, das Hemd des Kleinen verschob sich, er stieß einen Schrei aus! Er hatte einen ärmlichen werthlosen Schmuck, welchen das Kind am Halse trug, erkannt. Es war Steinbecker und seine Frau, welche reich und geachtet aus Australien zurückkamen, und dieses Kind, welches der Zufall, oder besser die Vorsehung, ihnen vor Entbehrung sterbend in den Weg geführt hatte, war ihr verlorener Sohn. Jetzt hat Steinbecker ein Asyl gegründet, wo jedes obdachlose Kind ein Lager und Nahrung findet: das ist das Boy-house. Jeden Abend erscheint in dem Newyork Herald das Signalement derjenigen, welche noch nicht reclamirt sind. Zu jeder Stunde des Tages klopfen die Polizei-Beamten an diese Pforte, und die Kinder werden von barmherzigen Frauen aufgenommen, welche der besseren Classe der Gesellschaft angehören und welche der Reihe nach diese so schöne, der Frau und der Mutter so würdige Mission erfüllen. Es sind 200 kleine Betten in dem Boy-house, über dessen Thür Steinbecker in großen goldenen Buchstaben die Worte des Heilandes hat anbringen lassen: Sinite ab me venire parvolus — Lasset die Kleinen zu mir kommen!

P. Sommernachtstraum.

Ein Mann schlief in Paris auf weichem Pfühl,
Er schlummerte nach Tages Last und Sorgen
In seines Nichts durchbohrendem Gefühl,
Versenkt in Träume bis zum hellen Morgen.
Er träumte von der Größe seines Reichs
Und von dem Ruhm, der niemals zu verblassen,
Von dem Erfolg des soeben vergessenen Streichs —
O Gott der Träume, laß ihn weiter träumen.

Er denkt im Traume an das ew'ge Rom
Und wie er dort wollt' als Beschützer walten,
Ein Greis erscheint ihm in St. Peters Dom,
Der Blick voll Sorgen und die Stirn voll Falten.
Der heil'ge Stuhl ist wackelig, wie er sieht,
Und er gedenkt ihn wiederum zu leimen,
O Morpheus, sorge, daß der Traum nicht flieht —
O Gott der Träume, laß ihn weiter träumen!

Und weiter träumet er von dem Gestad',
Wo „Frankreichs Einfluß" er gesichert wähnte,
Die Dankadresse schickt der Potentat,
Der nie zurück sich in die Heimath sehnte.
Den Fremdling, der dies Reich beglücken muß,
Um von „Republikanern" es zu räumen,
Er fand' ihn hin — da plötzlich tönt ein Schuß —
O Gott der Träume, laß ihn weiter träumen.

Zuletzt noch steht in seiner Stadt Bereich
Er sammeln sich die Herrscher dieser Erde,
Sie neigen sich vor ihm, Egyptens Scheich
Erscheint selbst nicht, wie sonst, auf hohem Pferde.
Und unter einer gold'nen Sonne Strahl
Auf goldnem Thron in des Palastes Räumen
Sieht er sein Kind, sein höchstes Ideal —
O Gott der Träume, laß ihn weiter träumen!

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Wie man zu einem Amte kommt.) In einer sehr bedeutenden Stadt wohnt ein hoher Beamter, der alter Junggeselle ist und Luther's Wort, besonders was die Weiber anbelangt, sehr in Ehren hält, obgleich er auch von guten alten Weinen kein Feind ist, da ja dem alten Poeten zufolge „Wenus ohne Bachus zu frieren pflegt." — Neulich hatte einer seiner Untergebenen in einer kleinen Provinzialstadt eine etwas verdrießliche Geschichte, wir wissen nicht, ob wegen einiger „Verrechnung" in der Kasse oder wegen anderer kleiner „amtlichen Zerstreuungen." Er fühlt, daß Gefahr im Verzuge ist und daß schleunigst ein diplomatischer Verkehr mit dem hochgestellten Beamten eröffnet werden muß, um großem Unheil vorzubeugen. — Es erscheint also an einem schönen Tage eine reizende junge Frau bei unserm alten Junggesellen, die sehr beweglich die „Verlegenheit" ihres Gatten auseinandersetzt, um gütige Nachricht bittet, da sich „nach und nach" alles ordnen werde und eine solche Beredtsamkeit entwickelt, daß nach 5 bis 6 „Privat-Audienzen" der alte Herr ganz und gar von der „Unschuld" ihres Gatten überzeugt ist und die Sache bestens zu „regutiren" verspricht. — Die Eloquenz der lieblichen Supplikantin hat noch dazu solchen siegreichen Einfluß gehabt, daß er ihr sagt:

„Aber Ihr Mann ist wirklich ein sehr braver Beamter, trotz seiner Zerstreutheit, die ihm hie und da einen kleinen Schabernack spielt. Ich finde, er müßte einen höheren Posten haben. Wie wäre es, wenn ich ihm hier am Orte einen solchen verschaffte? Hier ist das wahre Feld für seine Wirksamkeit."

Dabei drückt er der Dulcinea zärtlich die Hand, die in dankbarer Rührung ganz aufgeht. — Gesagt, gethan. Die Fäden der büreaukratischen Vorsehung laufen wunderbar und unbegreiflich. Nach drei Monaten ist der „Zerstreute" versetzt und hat ein fettes „Aemtchen" im Wohnort des alten, gefühlvollen Vorgesetzten bekommen. — Er macht seine Antrittsvisite. Neben ihm rauscht eine alte Schachtel von wenigstens 50 „Lenzen" furchtbar „aufgedonnert" zur Thür herein und der Dankbare stellt sie dem Vorgesetzten als sein „braves Weib" vor. — Entsetzt fährt dieser zurück. „Aber ich meinte — die Supplicantin, die neulich hier war? —"

„Die war eine Nichte meiner Frau!" sagte milde lächelnd der Erzpfiffikus. Der „gefühlvolle" Protector wünscht den „Spitzbuben" dorthin, wo der Pfeffer nebst anderen schätzbaren Gewürzen wächst, wohin aber der Sieger im Turnier der List und Schlauheit nicht abreist, sondern seine Pfründe behält, die er dem „guten Herzen" seines Vorgesetzten verdankt. Seitdem ist dieser sehr spröde bei Audienzen „unbeschützter Frauen" geworden!

* (Ein unerwartetes Resultat) soll kürzlich in Boston bei dem Abwiegen von 23,000 Arbeitern beiderlei Geschlechts erzielt worden sein. Die Männer wogen nämlich im Durchschnitt 138 Pfund — die Frauen dagegen 142 Pfund. Die Arbeiter sind sonach leichter als das schöne Geschlecht und müssen in Zukunft die bekannten Fragen: „Was ist leichter als die Feder?" — Der Staub, — „was ist leichter als der Staub?" — Der Wind — „was ist leichter als der Wind?" — Das Weib — „was ist leichter als das Weib?" — dahin abgeändert werden, daß man anstatt der bisherigen Antwort „Nichts!" antworten muß: „der Arbeiter."

* (Ein sonderbares Testament) hinterließ der am verflossenen Montag in der Nähe von London beerdigte frühere Weinhändler Wingfield. Ehe derselbe den letzten Seufzer aushauchte, ordnete er an, daß sein Reitpferd noch einmal wohlgefüttert, dann getödtet und neben ihm begraben werde. — Dieser Wunsch wurde getreulich ausgeführt. Auch die anderen Hausthiere bestehend aus Katzen 2c., hatten dasselbe Schicksal und ein bereits früher dahingeschiedener Hund wurde ausgegraben und zu seinem Herrn gebettet. Herr Wingfield hinterließ seiner Dienerschaft reiche Legate, und ist es zu verwundern, daß er nicht auch deren Tödtung verlangte.

* Räthsel.

Schon lange, lange lebt ein Völkchen in der Welt,
Das trotz der Eigenheit sich stets in Gunst erhält,
Es ist von Muth beseelt und kräftig auch zugleich,
Hält abgeschlossen sich in seinem eignen Reich.
Sein König ist gewiß der tapferste Soldat,
Steht immer bei dem Volk als echter Demokrat. —
Zu diesem Völkchen nun, mit seinem trotz'gen Sinn,
Zieh'n die Verehrer oft in ganzen Schaaren hin.
Doch kaum betreten sie des Volkes klein Gebiet,
So ist's, als ob die Ruh für immer d'raus entflieht.
Es schlägt Allarm nun laut sofort das kleine Heer,
Es stellt zum Kampf sich auf, es rüstet sich zur Wehr,
Und auf der Stelle dann beginnt ein wilder Krieg;
So viel das Volk auch stürzt, es schreibt sich zu den Sieg.
Und donnerähnlich brüllt und schrecklich oft die Schlacht,
Man hört den grimmen Kampf weit durch die stille Nacht.

Auflösung des Rösselsprunges in Nr. 4.

Windbeutel.

Die Erde kommt, wer weiß es nicht,
Stets vom zerstörten Gleichgewicht;
Sind die zwei Andern gut bestellt,
So gilt's Dir viel in dieser Welt.
Das Ganze lebt in Saus und Braus
Und imponirt mit Prunk und Pracht;
Doch während es viel Erstes macht,
Sieht's mit dem Zweiten übel aus.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 6. Sonntag, den 4. August 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz.

Von Ludwig Schandein.

Die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts bringt u rdes Staufers Kaiser Friedrich I. ruhmreiche Erscheinung. Was andern Volksstämmen Karl der Große, gilt dem Pfälzer Barbarossa, der kraftvolle, unvergeßliche Kaiser; die Sage nennt ihn als Gründer, wenigstens als besonderen Freund der Stadt Kaiserslautern. Dort erbaute er sich eine herrliche Pfalz, allwo er, von den Sorgen der Regierung ausruhend, des edlen Waidwerkes pflegte, sowie insbesondere der Fischerei. An einen der von ihm dort angelegten Wöge, den „Kaiserswog." knüpfen sich einige Sagen. Darin hatte der Rothbart einmal einen großen Karpfen gefangen, an dessen Ohr einen goldenen Ring von seinem Finger gethan, und sollte dieser Fisch ungefangen im Weiher verbleiben bis auf des Kaisers Zukunft. Später, als der Weiher gefischt ward, fanden sich zwei Karpfen, beide mit güldenen Ketten um die Hälfe zusammengeschlossen. Noch bei Menschengedenken waren dieselben zu sehen zu Lautern an der Metzlerpforte in Stein ausgehauen. — Doch nach dem Tode des Kaisers, gleichsam als wolle man sein Andenken ewig lebendig erhalten, gewinnt die Sage einen tiefmythischen, an die Götterdämmerung gemahnenden Zug. Er erscheint in den Attributen der höchsten, altgermanischen Götter. Den Untersberg, den Kyffhäuser u. s. w. vertritt in der Pfalz der Kaisersberg bei Kaiserslautern, der Trifels bei Annweiler, die Burg zu Hagenau, unweit der südlichen Gränze. Der Kaiser ist nicht gestorben, er schläft nur in der Tiefe des Berges, und so es Zeit ist, wird er wiedererstehen zu neuer, herrlicher Kraft. Dies der Grundgedanke, welcher alle Barbarossasagen durchzieht. — Zu Lautern weiß man eine lange Höhle, die führt von der Burg aus in die Tiefe des Berges. Faßte einer einmal das Herz, an einem Seile sich hinunter zu lassen, oben war zum Nothfall ein Glöcklein befestigt. Als er in die Tiefe hinabkam, sah er den Kaiser sitzend im güldenen Sessel, sein Bart war gewachsen über die Maßen. Der Kaiser that freundlich mit ihm, er solle aber mit niemand hier reden, dann geschehe ihm nichts. Seinem Herrn solle er erzählen, daß er hier ihn gesehen. Um den Kaiser herum war ein weites Feld, darauf viele Menschen. — Nach andern sitzt Barbarossa mit seinem langen Barte am Marmortische, alles ringsum im Saale schimmert von Gold und Edelgestein. Von Zeit zu Zeit entsendet er einen Zwerg um zu schauen, ob die Raben den Berg noch umfliegen. Dann sinkt er wieder in Schlaf, bis die Zeit seines Erwachens gekommen. — Um Mitternacht reitet ein Müller durch den Wald. Tritt ihm plötzlich ein uralter Mann in den Weg und fragt: Willst du deinen Schimmel gut verkaufen, so gehe mit mir! Als sie durch eine lange Felsenhöhlung gekommen, erblickt der Müller auf weitem Plane viele, viele Rosse an ihren Krippen, daneben Sattel und Zaum, vieles Kriegsvolk in Waffen, und unter ihnen eines Mannes wundersame Gestalt. Er hatte einen feuerrothen Bart, der war ihm durch die marmorne Tischplatte gewachsen. Auf des Müllers Befragen sagte der Alte: das ist der römische König! Seinerzeit werde er erwachen und in den Waffen erscheinen mit seinem Gefolge. Und dann werde ein neues Weltreich beginnen! — Wie ist in all diesen Wendungen der Sage des Volkes Rückerinnerung an glorreiche Zeiten so innig verschmolzen mit der tiefen Sehnsucht und Hoffnung auf eine bessere Zukunft des deutschen Reiches! — Zu Lautern im Kaiserpalaste, auf der Burg Trifels und der zu Hagenau sei dem Kaiser allnächtlich ein Bette bereitet: denn er sei nicht gestorben, sondern zu Hagenau lebendig verschwunden. Auch hänge ein eisernes Bett an vier eisernen Ketten. So oft man zu Abend dasselbe gebettet, wäre es des Morgens wiederum gebrochen, so daß es schien, es habe jemand über Nacht darin geschlafen. — Aber der Volksglaube läßt den Rothbart nicht allein in der Tiefe des Berges; einmal des Jahres, am Sterbetage des Kaisers, erhebt sich zu Lautern die versunkene Burg in all ihrer einstigen Pracht. Das ist um die Mitternachtstunde. Ritter und Knappen steigen aus ihren Gräbern empor und versammeln sich in stummer Trauer. Mit Glockenschlag zwölf setzt sich der Zug in Bewegung, der Führer trägt Barbarossa's theures Haupt, und also durchziehen sie die Straßen der Stadt. Oft glaubt man den Namen des Kaisers dumpf nennen zu hören. Doch mit dem ersten Hahnenschrei ist alles wieder verschwunden. Nur die Raben umfliegen noch krächzend die Stätte, wo einst Barbarossa in seiner Herrlichkeit thronte. — Seltsames Widerspiel: krächen auch heute die Raben nicht mehr in den fast verschwundenen Trümmern des Schlosses, so wohnen dagegen hinter verschlossenen Mauern die gefangenen Verbrecher. Denn auf der nämlichen Stätte, wo einst das kaiserliche Lustschloß gestanden, erhebt sich heute „der Halbmond," das Centralgefängniß für unsere Pfalz. — Eine Sage, welche an jene des getreuen Eckart in den Nibelungen leise erinnert, verurlacht Barbarossa's habsüchtiger Sohn Kaiser Heinrich VI. Den ritterlichen Richard Löwenherz, König von England, hielt

Digitized by Google

er bekanntlich in grausamer Haft auf dem Trifels, welcher vordem die Insignien des Reiches verwahrte. Das Lösegeld war kaum zu erschwingen und Richard sehnte sich vergeblich nach Freiheit. Da ertönt eines Abends zum Kerkerfenster hinauf der Klang einer Harfe, zugleich das ihm allein nur bekannte Lied, welches er mit Blondel, seinem treuesten Freunde, in seiner Heimath so vielmals gesungen. Richard antwortet mit der Gegenstrophe, die Freunde erkennen sich, und sofort wird der Gefangene von des Sängers Gefolge befreit. Aber noch heute bei Sonnenuntergang höre man zuweilen das Lied, das der treue Blondel gesungen. Wohl widerspricht diese Sage der geschichtlichen Wahrheit, denn Richard ward 1194 von dem Kaiser selber entlassen, aber sie zeigt, wie das Volk die ihm zugegebenen Stoffe sich zurecht legt.

Die Kaffee-Empörung.

Einer der letzten Fürstbischöfe von Paderborn, Wilhelm Anton von Asseburg, wünschte seinen Unterthanen die Liebe zur Sparsamkeit ebenso einzuflößen, wie er sie selbst besaß, und gerieth dabei auf die Idee, das Kaffeetrinken absolut zu verbieten. Das Mandat erschien am 25. Februar 1777 und erregte um so größere Gährung, da es nur dem Bürger- und Bauernstande den Kaffee untersagte, dem Adel aber diesen Genuß als eine Art Privilegium zugestand. Es erschienen anfangs Pasquille, in denen sich der öffentliche Unwille Bahn brach, diesen folgte eine stille Ironie und endlich überließ man sich dem stillen Fortgenuß des verbotenen Trankes. Die Beamten welche das Verbot durchführen sollten, waren ja ebenso dabei betroffen, wie die Unterthanen selbst und vergaßen, es durchzusetzen. Vier Jahre waren verflossen — man hielt den Kaffee durch Verjährung vollständig in seine bürgerlichen Ehrenrechte eingesetzt — da wurde eine erneute und verschärfte Verordnung gegen ihn erlassen. Zugleich schritt die Polizei mit Nachdruck gegen den verpönten Trank ein. Nun war die Geduld erschöpft und Crawall folgte auf Crawall. Einem Beamten, den man für einen Kaffeewidersacher hielt, setzte man den Keller unter Wasser, um ihm das Weintrinken zu verleiden und in zahlreichen Carricaturen und Schriften wurde das verletzte Bürgergefühl zur Empörung aufgerufen. Die völlige Empörung brach denn auch aus, aber sie war harmloser Art. Man richtete auf dem Markte ein großes Kaffeebankett ein. Wer nur Lust hatte, durfte als Gast sich einstellen. Jedem wurden die Schalen gefüllt und ganze Schaaren strömten herbei. Auf einer Tribüne spielte ein Orchester revolutionäre Kaffeeweisen. Die Straßenjugend erhielt Trommeln und Pfeifen, das Gebrüll der Menge kam hinzu und so durchbebte dann bis tief in die Nacht hinein ein ganz unbeschreiblicher Skandal die Stadt. Der Fürst ließ Truppen einrücken. Man bewillkommte sie höhnisch mit dem Spiel frommer geistlicher Lieder. Zu einem Zusammenstoß kam es jedoch nicht. Die Truppen sympathisirten wahrscheinlich selbst mit dem Durste des Volks nach Gerechtigkeit und Kaffe; das Edict aber war vom Fluch der Lächerlichkeit getroffen und es blieb von diesem Tage an auf sich beruhen.

* Was aus abgenutzten Banknoten wird.

Die, so lange sie neu, in herrlichem Grün prangenden, in der Farbe der Hoffnung schimmernden Greenbacks,*) schreibt einer unserer Collegen in den Ver. Staaten, welche wie aus dem Füllhorn des Ueberflusses, aus Onkel Sam's Pressen kommen und dann in alle Welt wandern — sie, die eine so wunderbar magische Kraft besitzen, denen Millionen von Kriegern zu Gebote standen und stehen, und die der ganzen Nation Schutz und Sicherheit herbeizuführen vermochten — sich selbst vermögen sie nicht zu schützen vor dem allgemeinen Erdenloose; auch sie werden bald jung, bald alt, von den Stürmen des Lebens mitgenommen und zerlumpt; auch sie sterben an allgemeiner Zerrissenheit, wenn nicht an zerrissenem Herzen — und gehen ein — nicht etwa in die ewige Herrlichkeit, denn wie könnte sich wohl ein Lump Rechnung machen auf einen Sitzplatz in Abrahams Schooß — nein, sie gehen ein in die dunkle Pforte des Treasury Departements, (Schatzamtes) von wo noch keine abgelebte Note zurückgekehrt ist, um Kunde zu geben, was mit ihnen geschieht. Aber der Mensch mit seinem alles durchdringenden Wissensdrange versteht es auch von diesen verlorenen Existenzen den dunklen, sie bedeckenden Schleier zu lüften und zu erforschen, welcher Art das Jenseits dieser aristokratischen und doch geschätztesten aller Lumpen ist. Um es kurz zu sagen — es geht ihnen wie allen Lumpen — sie kommen in's Fegefeuer, sie werden verbrannt. — Alle ohne Ausnahme verbrannt, weil jeder von ihnen geprüft und keiner ohne Fehler befunden ist. — Das Verfahren mit diesen Noten bestand bisher in dem Departement darin: Die Noten wurden erst in zwei Theile zerschnitten, dann in Packete gebunden und verbrannt. Doch die Cultur, die alle Welt beleckt, hat sich auf den Teufel auch erstreckt, sagt Göthe, und das Verbrennen geschieht jetzt im improved style, d. h. die zerfetzten Noten werden in einen einer Kaffeetrommel nicht unähnlichen Cylinder gepackt, und durch letzteren sodann erhitzte und chemisch geschwängerte Dämpfe geleitet, welche die Papiermasse sehr schnell und gründlich zerstören, so daß nichts übrig bleibt als eine breiige Masse, die dann noch zu grobem Papp- und Deckel-Papier verwerthet wird; die Lumpen werden wieder zu Lumpen! — Aber der Geist ist unsterblich, — die Idee und der Werth der Noten ist nicht untergegangen; an ihm haben die Flammen keinen Theil, er lebt fort und gehet umher und suchet, bis er einen neuen Lumpen-

*) Greenbacks, (wörtlich Grünrücken) amerik. Staatsbanknoten, so genannt, von der grünen Farbe in welcher die Noten auf der Rückseite gedruckt sind.

Digitized by Google

körper findet; in einen solchen fährt er, wie weiland Beelzebub in die Säue, und als neue Note geht er hervor in neuem Glanze aus Onkel Sam's Schoos. Auf's Neue beginnt er seinen irdischen Lebenslauf und bildet einen schönen Beweis zu dem neuen Liede vom verstoffenen Nagelschmiede:

„Ist es einmal abgethan,
So fängt es wieder von vorne an."

Livingstone's letzte Reise.

Den Lauf des großen Flusses Zambesi und des Flusses Schire festgestellt und die Seen Schirwa und Nyassa entdeckt zu haben, sind die unsterblichen Thaten Livingstone's in Südafrika. Als er im vorigen Jahre das Feld seiner großen Arbeiten wieder besuchte, galt es der Feststellung der Südgrenze des Nilquellengebiets. „Es ist möglich," sprach er in London kurz vor seiner Abreise in einer Versammlung, „daß die Gewässer des Tanganyka wie die des Victoria-Nyanza in den Albert-Nyanza abfließen, den Baker entdeckt hat. In diesem Falle wäre der Tanganyka oder einer seiner Zuflüsse die zweite der großen Nilquellen." Seine Reise war von Beginn an keine glückliche. Viele seiner Begleiter verließen ihn, selbst seine ostindischen Marinesoldaten kehrten bis auf Einen zur Küste zurück. Mit den übrigen, meistens „Johanna-Männern," erreichte Livingstone den Nyassa. Mit der Untersuchung des nördlichen Endpunktes dieses Sees, der hier schmal und seicht war, soll er in einem Tage zu Ende gekommen sein. Am westlichen Ufer machte er nur einen kurzen Halt, da seine Leute unzuverlässig wurden, so daß er ihnen die Rückkehr zur Küste durch ein rasches Vordringen erschweren mußte. Zwei Tagereisen weiter hörte er von einem gastfreundlichen Häuptling, daß die Mavite oder Mazitu raubend umherschweiften. Die Mazitu sollen Zulu-Kaffern sein, die von der Nordgrenze von Natal eingewandert sind und den übrigen Stämmen die Weiber und Kinder fortführen. Weshalb Livingstone sich nicht warnen ließ, darüber kann man blos Vermuthungen haben. Vielleicht glaubte er den Mazitu ausweichen zu können, vielleicht wollte er direct zu ihrem Häuptling reisen, um sich mit ihm zu verständigen. Er kam nicht weit; in einer mit hohem Gras bewachsenen Ebene wurde er von Kriegern des räuberischen Stammes überfallen und hinterrücks erschlagen. Nur Johanna-Männer sind nach Zanzibar zurückgekehrt und haben die Katastrophe berichtet. Leider verdient ihre Erzählung Glauben, da sie ihnen nachtheilig ist. Wie sie selbst sagen, haben sie Livingstone im Stich gelassen und nicht einmal etwas von seinen Sachen gerettet.

Der Orden der verrückten Hofräthe.

In seiner Dichtung „Täuschungen" giebt H. König einige Schattenrisse des phantastischen überschwenglichen Lebens, welches im Jahre 1792, kurz nach Ausbruch der ersten französischen Revolution in munchen Kreisen zu Mainz, der alten kurfürstlichen Residenz, herrschte. Das gewaltige Drängen nach einer Neugestaltung der alten mißliebigen Zustände gab sich in seltsamen Phantasiesprüngen kund, die fast eben so halttos waren, wie die Zustände, die sie lächerlich zu machen bestimmt waren. So erwähnt König eines Ordens, den der in Mainz lebende Dr. Ehrmann ersonnen und den er seinen Erfinder folgendermaßen schildern läßt: „Seht, die Legion unpraktischer, metaphysischer, phantastischer und dabei sehr eingebildeter Tollköpfe — Blasenhause ist ein treffendes Wort! mit denen das deutsche Reich gesegnet ist, hat mir das Bedürfniß einer Auszeichnung der hervorragendsten dieser Tröpfe aus Herz gedrückt. ich habe den Orden der verrückten Hofräthe creirt. Seht, das ist die Bestallung im lateinischen Briefstyl abgefaßt. Auf die leeren Stellen wird der Name und das besondere Verdienst der vortrefflichen Männer eingetragen, die ich des Ritter- oder des Großkreuzes für würdig halte. Das größte Kreuz hat Deutschland selbst an diesen aschgrau oder himmelblau angelaufenen Genien. Und der geziemenden Feierlichkeit selber wird dies große Siegel beigedruckt." Dies Siegel hatte etwa zwei Zoll Durchmesser. Ein stehendes Kreuz theilt es in vier Felder, die mit allerlei anzüglichen Sinnbildern ausgefüllt und von einer lateinischen mysteriösen Randschrift umfaßt waren."

Der Drucktelegraph des Amerikaners Hughes.

Dieser muß in der That als das Vollkommenste bezeichnet werden, was bis jetzt im Fache der Telegraphie erreicht wurde. Dieser Telegraph druckt seine Depeschen gleich fertig in gewöhnlichen Buchstaben auf einen laufenden Papierstreifen ab, und zwar, da jeder Buchstabe nur einen einzigen Druck auf eine Taste erfordert, so schnell, daß der Hughes den Morse an Leistungsfähigkeit um das Drei- oder fast Vierfache übertrifft. Die Abspielung der letzten Berliner Thronrede z. B. nach Wien, aus 1052 Worten bestehend, erforderte nur 52 Minuten Zeit. Die Idee des Typendrucktelegraphen ist keine neue, und schon von Mehreren in verschiedener Weise auszuführen versucht worden. Auch die Hughes'sche Maschine ist schon 1850 erfunden, ohne Zweifel nicht gleich in ihrer heutigen Vollkommenheit. Sie fand ihre erste praktische Verwendung in Amerika; in Europa ertheilte Frankreich 1860 das erste Patent darauf. In neuester Zeit ist nun auch von Preußen ein solcher Telegraph, von Oesterreich zwei Exemplare in den Betrieb mit aufgenommen worden. Das System zeigt seine Ueberlegenheit vorzüglich beim Telegraphiren auf weite Entfernungen.

Digitized by Google

Feuilleton.

Gespräch zwischen zwei hohen Damen.

Englische Dame.

Ich freu' mich, Liebe, daß Sie mich doch auch einmal besuchen.
Was ist gefällig: Butterbrod zum Kaffee, oder Kuchen.

Französische Dame.

Dank schön, hab' keinen Appetit, mag keines jetzt von Beiden.
Was sagen Sie, Frau Nachbarin, zu meines Mannes Leiden.

Englische Dame.

Es ist die Sucht, den Frieden stets im Mund herum zu tragen.
Und eh's der beste Freund versieht, urplötzlich loszuschlagen.

Französische Dame.

Ja wohl, ja wohl — 's ist 'ne Manie, die Welt nennt's selbst ein Laster,
Sie helf'n ihm wohl, wenn's nöthig wird, durch etwas englisch Pflaster?

Englische Dame.

Sie müssen lauter sprechen, sonst geht manches Wort verloren,
Ich bin zu Zeiten etwas taub auf meinen beiden Ohren.

Französische Dame (schreit)

Ich mein', ob Sie gesonnen sind, ihm hilfreich beizuspringen,
Wenn ihm vielleicht die Kraft vergeht im allgemeinen Ringen?

Englische Dame (schreit noch lauter)

„Von Händelsücht'gen halt dich fern," las heut' ich in der Bibel.
Wenn ich nach diesem Spruche thu', dann nehm'n Sie's ja nicht übel!

---

* „Meikhammer bei. Landau. königreich Peuern über. Bremen. Europa." So lautet buchstäblich die Adresse eines Briefes, der dieser Tage mit dem Postzeichen „St. Louis, Missouri, 3. Juli" in Maikammer eintraf und auch in die Hände der richtigen Person gelangte. Als nämlich der dortige Lehrer befragt wurde von wem und an wen wohl der Brief sein möge, erklärte dieser sofort: „Das ist die Handschrift von der Ammi!" und da es sich wirklich herausstellte, daß das Schreiben von der „Ammi" war, so fand sich dann die Person leicht, für die der Brief bestimmt war.

* (Der übertragene Kuß.) Ein junger Mann begegnete einem armen Bauernmädchen, welches eine Heerde Esel vor sich her trieb.

Wo bist Du her, schönes Kind? fragte der Stutzer.

Vom nächsten Dorfe, war die Antwort

Ei, fuhr der Frager fort, so kennst Du auch ohne Zweifel die Tochter Deines Nachbars N. Sei so gut, ihr diesen Kuß von mir zu überbringen. Mit diesen Worten wollte er die ländliche Schöne umarmen und küssen.

Lassen Sie das nur hübsch bleiben, erwiderte das Mädchen; geben Sie den Kuß nur einem meiner Esel, die kommen eher nach Hause als ich.

* (Standes-Würde.) Der kurpfälzische Hoftünchermast war sonst ein sehr gemüthlicher Mann, aber konnte es nicht leiden, wenn Jemand den ihm angestammten Platz im „goldenen Schaf" einnahm, oder auch sich nur an das für ihn bestimmte Tischchen am Fenster besagten Wirthshauses setzte. Eines Sonntagsmorgens nun kommt unser gemüthlicher Hoftünchermeister nach alter Gewohnheit in's Schaf. Sein gutmüthiges Gesicht, auf dem bei seinem Eintritt alle heilige Stimmung eines Ostersonntags lächelte, verfinsterte sich gar bald. Was Wunder auch: an seinem Tischchen, dort am Fenster, saß schon ein Gast, den das „Bäschen" vergebens am Rock zupfte. Mit giftigem Blick auf den kühnen Fremden setzte sich Mast an sein Tischchen, dem Eindringling gegenüber. Kein Wort sprach er mit ihm, nicht einmal einen guten Morgen bot er ihm. „Bäsel," rief der Hoftünchermeister mürrisch, „Bäsel, a halb Schöppche."

„Mir auch," fügte der Fremde bei. Siehe da, der Fremde war eher fertig als der Stammgast. Nun ward wieder Wein bestellt von den Beiden, bis ein Jeder von ihnen elf oder zwölf „halwe Schöppcher" zu sich genommen. Nun aber läuteten die Glocken zusammen, aber auch die höchste Zeit war's, Herr Mast konnte sich kaum mehr halten, langsam erhob er sich, nahm das silberbeschlagene dicke Gebetbuch unter den Arm, setzte seinen Hut auf und sprach zum Rivalen, den er verächtlich von Kopf bis zu Fuß musterte:

„Meint denn Er miserabler Kerl, Er könnt' mit dem kurpfälzischen Hoftünchermeister Mast „halwe Schöppcher" trinke? Sieht Er — Kerl! wenn's nit zusammenläute thät, heut Ostersonntag wär' und ich nüchtern zum Tisch des Herrn gehen müßt', da wollt ich Ihm zeige, wen er vor sich hat!" Drauf ging der gute Mann in die Kirche.

* Ein Schwabe kam aus der Kirche, worin eben ein Prediger wieder geschimpft, auf der Kanzel herumgefahren und geschrieen hatte, wie ein Wahnsinniger.

„Sackerlot!" sagte der Schwabe zu seiner Frau, „dos vor'n Predigt, wir glahbten, d'Kanzel müaß runter."

„Na, was hor er denn gepredigt?"

„Jo deß woaß i selber nit, aber reacht g'macht hot er's!"

Auflösung des Räthsels in Nr 5:

Die neun Kegeln.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 7. Sonntag, den 11. August 1867.

* Bilder aus dem Nordwesten von Amerika.

I. Eine Nacht unter Wölfen.

„Vor einer Reihe von Jahren zog ich mit meiner Familie nach Wisconsin," erzählte mir ein alter Farmer, „und siedelte mich in einem Walde an, wo wir etwa 10 Meilen von der nächsten Ortschaft entfernt waren, und fünf Meilen von uns der nächste Nachbar wohnte. Ringsumher war Wald und in diesem gab es so viele wilde Thiere und schwärmten so zahlreiche Indianer umher, daß meine Freunde im Osten, denen ich unsere Lage schilderte, ihre Besorgniß für unsere Sicherheit äußerten und erklärten, sie würden sich wenig darüber wundern, wenn sie einmal hörten, daß wir sämmtlich todtgeschlagen oder aufgefressen seien. Ich selbst fühlte mich jedoch wenig beunruhigt, und ebenso war es meine Frau, die so muthig ist wie der beste Jäger; aber wir hatten drei Kinder, deren ältestes erst zehn Jahre alt war, und manchmal, wenn ich fern vom Hause war und das Brummen eines Bären, das Geheul von Wölfen oder den Schrei eines Panthers hörte, schlug mir das Herz bei dem Gedanken an meine Kleinen.

Zuerst erschreckte sie das Geheul der Wilden zur Nachtzeit sehr, und auch meine Frau sowie ich selbst fuhren zuweilen auf, wenn uns die Schreie der Panther wie Indianerrufe vorkamen; mit der Zeit gewöhnten wir uns jedoch an diese Töne und kümmerten uns nicht darum, und als ich erst ein paar Acker um unsere Hütte entwaldet und eingezäunt hatte, hielten sich die Bestien ferner von uns, als verständen sie, daß sie da, wo Menschen sich angesiedelt, nichts mehr zu thun hätten.

Ab und zu schoß ich auch ein paar todt und lichtete dadurch die Reihen, so daß sie uns immer weniger belästigten. In dem ersten Jahre gerieth ich zwar einmal durch einen Bären, und ein andermal durch einen Panther in Gefahr, die mich anfallen wollten, doch diese Abenteuer sind nichts gegen ein anderes, das ich im zweiten Winter zu bestehen hatte, wo ich eine Nacht mitten unter Wölfen zubringen mußte.

Es war ein kalter Morgen und der Boden ringsum mit festgefrornem Schnee bedeckt, als ich eines meiner Pferde für meine Frau sattelte, die nach der Colonie in unserer Nachbarschaft reiten wollte, um etwas zu kaufen. Obwohl ihre eigenen Kleider sie gut einhüllten, gab ich ihr noch einen weiten Büffelrock um und bat sie beim Abschiede, ja recht zeitig aufzubrechen, weil es bei Nacht in den Wäldern vielerlei Gefahren gibt.

Den ganzen Tag über fühlte ich mich unruhig und es war mir, als könnte sich irgend etwas ereignen, und als ich die Sonne sich neigen sah und noch keine Spur von meiner Frau erblickte, griff ich unwillkürlich nach meinen Pistolen, meiner Büchse, Jagdmesser und Schießbedarf, sattelte mein zweites, noch wenig zugerittenes Pferd, bat die Kinder, nicht über die Schwelle zu gehen und ritt meiner Frau entgegen, die ich bei jeder Wendung des Weges zu treffen hoffte. Immer wieder fand ich mich jedoch getäuscht, ich sah nichts von ihr und wurde immer unruhiger.

Es wurde gerade dunkel, als die Lichter der Pflanzungen mir entgegenschimmerten; ehe ich jedoch diese erreichte, sah ich meine Frau eilig auf mich zukommen; sie war durch einen Bekannten aus dem Osten, der Neuigkeiten brachte und durch das Abendessen aufgehalten worden, die Zeit war ihr vergangen, sie wußte nicht wie, und sie war herzlich erfreut, daß ich ihr entgegenkam. Ich selbst war gleich froh, sie gesund wiederzusehen. Als ich ihr von meinen bösen Ahnungen sprach, wollte sie nichts davon wissen, sondern trieb ihr Roß lachend vorwärts.

Wir ritten im scharfen Trabe durch einen dichten, finstern und unheimlichen Wald, der unsern Weg von beiden Seiten begrenzte, und hatten etwa fünf Meilen zurückgelegt, als wir durch eine Reihe lang anhaltender Klagetöne alarmirt wurden, die von verschiedenen Entfernungen und Richtungen auf uns zudrangen, und bei denen wir uns nach unserer Erfahrung sagen mußten, daß sie von Wölfen herrührten, die sich einander zuheulten.

Die Wölfe dieses Landes gehören der größeren, wilderen Art an, und wenn sie auch einzeln nicht leicht an einen Menschen gehen, so thun sie es doch in Rudeln, wenn sie der Hunger treibt, wie es zu dieser Jahreszeit häufig geschieht, und ich war nicht ohne Besorgniß, daß uns dies begegnen könne. Wir trieben unsere Pferde zur Eile an, aber je weiter wir vorwärts kamen, desto mehr fühlte ich mich beunruhigt, denn das Geheul kam uns immer näher. Wir ritten gerade durch eine tiefe Schlucht, wo ein Paar große alte Bäume ihre Riesenzweige über ein Dickicht streckten, als ich das Geheul dicht bei uns hörte. Im nächsten Augenblicke raschelte das Gebüsch und es kamen sechs oder acht große Wölfe zum Vorschein, die rasend vor Hunger hinter uns herstürmten. Dies geschah so plötzlich und unerwartet, daß meine Frau aufschrie und den Zügel fallen ließ, worauf ihr Pferd, sich bäumend und hinten ausschla-

Digitized by Google

gend, sie abwarf und zwar mitten unter die wilden Bestien, deren Augen wie feurige Kohlen glühten.

Glücklicher Weise erschreckte der plötzliche Fall auch sie, so daß sie zurückwichen und meiner Frau Zeit ließen, den Büffelrock so dicht um sich zu ziehen, daß sie fürs Erste vor ihren Bissen sicher war. Gleich darauf sprangen aber die wildesten Thiere auf sie, auf mich und die Pferde los. Das meiner Frau entfloh und das meinige stieg und schlug in solcher Weise um sich, daß ich zu keiner meiner Waffen gelangen konnte und alle Kraft daran setzen mußte, es zu halten und sein Fortlaufen zu verhindern.

Das waren furchtbare Augenblicke der entsetzlichsten Angst, bis ich mich aus den Steigbügeln losmachen und mit einem Schrei zu Boden springen konnte. Dabei entglitt mir die Büchse und entlud sich selbst, und durch den Knall erschreckt, flog mein Pferd wie ein Blitz über den gefrornen Schnee davon.

Glücklicher Weise hatte ich meine Pistolen und mein Jagdmesser gut zur Hand, so daß ich sie gleich gebrauchen konnte. Ich war furchtbar aufgeregt und konnte zuerst nicht anders denken, als daß mein geliebtes Weib, die Mutter meiner Kinder, unter drei oder vier dieser Bestien lag, die ihr ans Leben wollten; so faßte ich in halbem Wahnsinn in jede Hand eine der Pistolen, deren Hahn ich rasch gespannt hatte, sprang mitten unter meine Feinde, setzte die Mündung an ihre Köpfe und schoß beide Läufe zugleich ab.

Beide Schüsse trafen Gott sei Dank, zwei Bestien rollten zurück und wälzten sich in ihrem Blute, worauf die andern als sie das witterten, über sie mit Wuth herfielen, sie wörtlich in Stücke rissen und vor meinen Augen, beinahe über dem Körper meiner Frau verschlangen, was mir in kaum einer Minute zu geschehen schien.

Nachdem ich mich durch ein paar Fragen vergewissert, daß meine Frau noch am Leben und unverletzt war, bat ich sie, ruhig liegen zu bleiben, hob meine Büchse auf und lud sie und meine Pistolen in größter Eile. So wie ich die erste Kugel heruntergestoßen hatte, fühlte ich mich in Versuchung, noch eine Bestie todtzuschießen, aber in diesem Augenblick hörte ich neues fernes Geheul, und da ich fürchten mußte, es werde ein zweites Rudel herankommen, bewahrte ich meine Büchse für die nächste größte Gefahr und lud rasch die Pistolen.

Während dieser Zeit stahlen sich die ersten Angreifer, die sich vollgefressen hatten, nach und nach hinweg, aber das Geheul der andern kam immer näher und warnte mich, auf der Hut zu sein. Ich hatte gerade meine Frau noch dichter eingewickelt, das Beste, was ich jetzt für sie thun konnte, und mich mit den Pistolen in der Hand zur Vertheidigung vor sie hingestellt, als acht bis zehn neue wilde Bestien aus dem Gebüsche hervorsprangen.

Es entstand eine kurze Pause, als sie mich erblickten und mit ihren mordfunkelnden Augen anstierten, dann kamen sie unter furchtbarem Geheul immer näher und umgaben mich im Kreise, so daß der Raum zwischen ihnen und mir immer enger wurde. Endlich sprang einer, der kühner und hungriger war, als die andern, vorwärts, und erhielt sogleich einen Pistolenschuß zwischen die Augen, der ihn auf den Schnee warf, worauf die andern ebenso wie vorher über ihn herfielen und ihn verschlangen. Ich hatte aber nicht Zeit, mir Glück hiezu zu wünschen, denn gleich darauf fühlte ich die nagenden Bisse einer Bestie an meinem Schenkel und konnte mich nicht enthalten, einen Schrei auszustoßen. Meine Frau hörte und erwiederte ihn, sie glaubte, es sei vorbei mit mir und war eben im Begriff aufzuspringen und dem Furchtbarsten entgegenzutreten; ich rief ihr jedoch zu, sie solle sich nicht rühren, setzte die Pistole an den Kopf meines Angreifers und streckte ihn zu Boden. Noch hatte ich meine Büchse als Reserve, erhob sie und entlud ihren Inhalt auf das heulende Rudel. Wie viel ich erlegte, weiß ich nicht, aber ich sah, daß sie sofort aus meiner nächsten Nähe flohen einige hinkten und wurden beim Fliehen von den andern angefallen.

Das kam mir wie eine zweite wundervolle Rettung vor, und obwohl meine Wunde mich etwas schwerzte, hielt ich mich ruhig und fand zu meiner Freude, daß sie nicht tief und gefährlich war.

Hastig lud ich meine Pistolen und die Büchse wieder, und ließ darauf meine Frau aufstehen, die mich zärtlich umarmte und Gott für unsere Rettung dankte.

„O unsere Kinder," rief sie voll mütterlicher Zärtlichkeit aus, „wie wenig wissen sie, daß sie so nahe daran waren, Waisen zu werden, allein mitten in der furchtbaren Wildniß! Komm laß uns rasch nach Hause zu unsern Kindern, so lange es noch Zeit ist."

„Wir haben keine Zeit mehr," rief ich „horch! da kommen mehr von unsern Feinden."

„Und kommen sie hierher?"

„Ich fürchte es."

„O Gott, was soll dann aus uns werden?" fuhr sie jammernd fort, „ich fürchte, wir werden den dritten Angriff nicht überleben."

„Ich sehe nur einen Weg der Rettung," erwiederte ich ängstlich. „Wir müssen auf einen Baum klettern und den Morgen abwarten."

„Doch da frieren wir zu Tode."

„Ich hoffe, das soll nicht geschehen. Jedenfalls haben wir keine Wahl. Der Büffelrock wird dich vor Kälte schützen, wie er dich vor den Wölfen bewahrt hat, und ich will suchen, mich durch Auf- und Abklettern und das Aufstampfen der Füße warm zu halten."

„Doch warum zünden wir nicht ein Feuer an?" fragte sie rasch und ihre Stimme wurde wieder lebendiger, als eine neue Hoffnung sie durchdrang.

Digitized by Google

„Aus zwei Gründen nicht. Erstens haben wir keine Zeit dazu — hörst du nicht das Geheul des hungrigen Rudels? — und zweitens fehlt uns das Brennmaterial, da die losen Zweige unter dem Schnee liegen."

„Dann möge Gott uns helfen," stöhnte meine Frau, „hier scheint nichts als der Tod für uns zu sein. O meine armen, lieben Kinder! O großer Gott, laß sie nicht in dieser Nacht zu Waisen werden!"

Ich bat sie Muth zu fassen und nicht zu verzweifeln, wählte einen großen Baum aus, dessen untere Zweige stark und breit waren und von unsern Feinden nicht erreicht werden konnten, half meiner Frau hinaufsteigen und kletterte ihr nach. Es war gerade zu Zeit, denn kaum hatten wir uns in eine bequeme Stellung gesetzt, so kam ein neues Rudel hungriger wild heulender Bestien an, die ihre Feueraugen gierig nach uns emporrichteten. Wir waren sicher, mußten aber eine lange, furchtbare Nacht zubringen und auf ihr scheußliches Kampfgeheul hören, während wir schmerzerfüllt an unsere Kleinen daheim dachten. Die Nacht war entsetzlich kalt, und trotz meiner Bemühungen, mein stockendes Blut in Umlauf zu erhalten, wurde ich noch vor Morgen so betäubt, daß ich mich aufgegeben hätte und gestorben wäre, wenn mich nicht meine Frau fortwährend flehend gebeten hätte, um Gotteswillen auszuhalten und sie nicht zur Wittwe und unsere Kinder zu vaterlosen Waisen zu machen.

Endlich dämmerte der Morgen und nie wurde das Tageslicht mit größerer Freude begrüßt. Unsere Feinde stahlen sich allmählig hinweg und ließen uns allein. Sowie sie fort waren, glitt ich herunter und brachte durch Umherlaufen etwas Wärme in meine Glieder. Dann half ich meiner Frau herunter und wir eilten nach Hause.

Von dem Militärzopf in Oesterreich

bis zum letzten Kriege erzählt die „Debatte" folgende hübsche Geschichten: Ein sehr unglücklicher Feldherr Oesterreichs, einst Oberst eines ungarnischen Regiments, hatte eine merkwürdige Schärfe des Blickes — — für die Schnürlöcher der Schuhe. Er vermochte im Abreiten der Fronte etwaige Unregelmäßigkeiten wie im Fluge zu erhaschen. Ein zweiter, nicht minder unglücklicher Feldherr pflegte merkwürdig schnell den sogenannten Säbel-Fuchsflecken zu entdecken. Andere nahmen sich die Schnurrbartspitzen, andere die Czakoschnallen zu ihrem Wirkungskreise — die Anekdote will sogar von einem General wissen, welcher die Ungleichheit der Geschütze in einer Batterie, welche ehemals aus sechs Kanonen und zwei Haubitzen bestand, mit den Worten ausstellte: Aber Herr Hauptmann! Nicht einmal zur Parade können Sie gleiche Geschütze haben! Zahllose Tage im Jahre werden aufgewendet, um in der Truppe jene ängstliche Gleichheit herzustellen, welche doch mit dem Zwecke des Krieges so wenig zu thun hat! Obforge wegen Reinlichkeit und Nettigkeit ist wohlthätig und bei dem halbcivilisirten Theile unserer Soldaten nothwendig. Aber wie so oft, wurde dieses Mittel zum Zweck. Und so sah man in jener Zeit fast mehr Visitirungen und Ausrückungen, als Kriegsübungen. Es war ein erhebender Moment, den General mit tiefernstem Gesichte zwischen den Reihen des in allen Rengiten bebenden Bataillons herumschreiten zu sehen. Seine Stimme, bestimmt die Leute im Kampf zu begeistern, sich in Reden über ungleiche Riemenlänge erschöpfen zu hören; welche Verlegenheit trat auf die Gesichter, als einst eine Czakoschnalle zu tief saß! „Warum ist die Schnalle zu tief?!" „Sie muß mit dem Ohrläppchen abschneiden." „Herr General! Der Mann hat die Ohrläppchen viel tiefer als die andern." Noch heute wundert es uns, daß der Rekrut nicht um seine vorschriftswidrigen Ohren kam. Da standen sie, die armen Ankleidepuppen, oft Stunden lang, und die gutmüthigen Gesichter waren blau, theils vor Furcht, theils durch die steife, pressende Cravatte. So mancher verdiente geistvolle Offizier ward moralisch mißhandelt, weil der Zollstab einen Unterschied von einem halben Zoll in der Schoßlänge des Rockes ergab, und die Endpredigt der Schlußvisitation war so wie sie vielleicht Augustus dem Varus, oder ein Dumouriez dem Miranda, nicht aber wie man sie wegen Schneiderfünden ertheilen sollte. So war auch der Kirchenbesuch der Soldaten blos eine größere Monturparade. Wenn die Messe eine halbe Stunde dauerte, so währten gewiß die Untersuchungen an Bekleidung und Rüstung anderthalb Stunden. Mit welchen Gefühlen endlich der arme Mann vor seinen Schöpfer trat — mit einem Hausarreste für den Sonntagnachmittag, oder mit endlosen Strafausrückungen am Herzen — es läßt sich denken. Ja! die Schlacht bei Aktium wäre nicht verloren gegangen, wenn die Halsstreifen wären besser angenäht worden! Fast noch üppiger wucherte der Bürstenzopf in anderen Truppengattungen. Einen Beweis wollen wir beibringen, damit man uns nicht der Uebertreibung beschuldige. Die Artillerie hatte Pferdegeschirre erhalten aus sogenanntem Kernleder, dessen Stärke in dem nicht entfernten Fettstoffe bedründet ist. Dieser macht das Material zähe und fast unzerreißbar; der Kostenbetrag dafür ist aber auch für ein Paar Pferde über 200 Gulden. Dieses Pferderüstzeug war bei Paraden niemals schön genug, denn es glänzte nicht. Es mußte eben geschmiert werden und nahm keinen Lack an. Kluge Köpfe eines Regiments fanden einen Ausweg und zwangen dann alle anderen, gegen ihre Ueberzeugung desgleichen zu thun: man nahm glühendes Eisen brannte den Fettgehalt aus dem Leder weg, und konnte dann das freilich um seine Festigkeit gebrachte Leder — schön lackiern. Es folgte dann die Polirung der Pferdeketten ꝛc.

Digitized by Google

Feuilleton.

* (Mecklenburger Fortschritt.) „Herr Amtmann, meine unmaßgebliche Meinung ist, wir bleiben im alten Geleise, lassen dem Kerle ohne weitere Umstände fünfundzwanzig aufsünden, und dann mag er laufen. Mit so einem Denkzettel auf den Hosen, stiehlt der Bursche kein Holz mehr. Ich kenne das!"

„Was Prügel? Herr Revierförster, ich muß mich billig wundern, daß Sie so wenig Ihre Zeit begreifen. Sind wir Mecklenburger nicht in Mißkredit gekommen vor ganz Europa durch unser Prügelsystem? Und dann die Menschenrechte und die Menschenwürde? Und jetzt der Nordbund? Nein, Herr Revierförster, nichts mehr von Prügel. Ehe ich dem Tropf einen einzigen Streich geben lasse, soll mir der Schuft im Loch hungern, bis mir der Hund krepirt."

* (Hoher Preis für Frauen.) Daß nicht nur in den Ländern, die an der Spitze der Civilisation marschiren, der Orden der Hagestolzen im Wachsen ist und die Junggesellen zu der Ueberzeugung kommen, daß, wenn auch Ledigbleiben nicht besser sein sollte, als Heirathen, letzteres doch ein sehr kostspieliges Vergnügen ist, ersieht man aus einem Zeitungsblatt fern von der afrikanischen Küste, aus Natal. Dort unter den Eingebornen ist der Preis für Weiber in einer Schrecken erregenden Weise gestiegen. Während sonst eine Hausfrau für 10 Kühe oder etwas mehr oder weniger zu erhandeln war — 15 Kühe war ein Ausnahme-Preis, den nur eine schwarze Schönheit realisirte — ist jetzt 20 Kühe der niedrigste Satz, für den ein Mann sich eine Gefährtin zulegen kann. Die alten Familienhäupter sind die einzigen, die von diesem Zustand profitiren; denn sie sind die Glücklichen, welche durch die Arbeit ihrer Söhne Vermögen besitzen und so in die Lage gesetzt sind, ihre alten Tage an dem Reize der Jugend zu weiden und förmliche Harems anzulegen. Fragen wir nach der Ursache dieses Mißstandes, so überzeugen wir uns, daß es auch hier die „Cultur ist, die alle Welt beleckt." Früher zogen die jungen Männer aus zum Kriege gegen die Nachbarstämme und erbeuteten Weiber und Vieh, so daß in ersterem Artikel mehr Zufuhr auf den Markt kam, während die Beute an Vieh es dem Einzelnen leichter machte, die damaligen Preise zu zahlen. Die britische Regierung aber legte sich zwischen die sich gegenseitig aufreibenden Stämme in's Mittel und hielt den Frieden aufrecht, brachte sich dadurch aber auch in die schwierige Lage, jetzt der Polygamie in den Weg treten und billige Preise für die Weiber herst. llen zu müssen. Mannichfache Vorschläge sind schon in dieser Richtung gemacht worden: Verbot der Polygamie, progressiv wachsende Steuer für jede weitere Frau, ein gesetzlich bestimmter Marktpreis sind die Hauptprojecte, worunter man in nächster Zeit zu wählen haben wird.

* Dienstmädchen: „Madamm es war keen Holländischer Käse mehr beim Koofmann zu haben; er sagte, Sie möchten man mal diesen Schweizer-Käse probiren; Sie würden schon zufrieden sind."

Frau (ärgerlich): „Du läßt Dir ooch Alleens in de Hand stecken! Da ist man ja betrogen. Seh' mal die großen Löcher da drin; die fallen in's Gewicht!"

* (Schottische Eitelkeit.) Die Schotten besitzen viel Eitelkeit, selbst in ihrem Elende. Zur Zeit des Schauspielers Garrick machten sie Alle Anspruch auf alten Adel. Der berühmte Schauspieler erzählte, daß er eines Abends in einer Herberge unweit Edinburgh Halt machte und die Bedienten, die er dort vorfand, sich unter einander folgendermaßen anredeten: „Herr Graf, führen Sie das Pferd in den Stall!" „Frau Gräfin, decken Sie den Tisch!" „Herr Marquis, putzen Sie die Stiefel!" „Machen Sie doch Feuer an, Frau Marquise!" „Mann werden Sie die Suppe auftragen, Herr Baron?"

* (Der Prophet und die alten Weiber.) Abulfeda berichtet, daß eine alte Frau einst den Propheten Mohammed fragte, was man thun müsse, um das Paradies zu erwerben. Der Prophet antwortete ihr: „Liebe Frau, das Paradies ist nicht für alte Weiber." Darauf fing die Frau an zu weinen und der Prophet fügte mildernd hinzu: „Tröste Dich! es gibt nur deswegen keine alten Weiber im Paradies, weil sie alle jung werden, wenn sie hineinkommen." „Gott und sein Prophet seien gelobet!" rief das alte Weib freudig und ging ihres Weges.

Logogryph.

Das Land hat mich erzogen
Bin oft nur wenig werth,
Doch werd' von Reich und Armen,
Ich doch sehr hochgeehrt.

Wenn Du Dich jetzt bei Tische,
Bin ich Dein erster Gast;
Und ist das Mahl beendet,
Hab' ich den letzten Platz.

Ich war schon Dein Begleiter,
Wie Du kaum athmest Luft,
Und werd' auch Dich begleiten
In Deine Todesgruft.

Wenn alt und schwach ich werde,
Und nichts mehr nützen kann,
Komm' ich noch einmal wieder
Mit Ehren an den Tag,

Und werd' noch mehr als früher
Von Jedermann geehrt;
Obgleich ich doch nur selber
Bin sehr gering vom Werth.

Redaktion, Druck und Verlag von Th. Rodr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 8. Sonntag, den 18. August 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz. VII.

Von Ludwig Schandein.

In großer Verehrung steht Barbarossa's thatkräftiger Enkel, Kaiser Friedrich II. Von ihm enthält die handschriftliche Lauterer Chronik eine gar wunderliche, indessen allbekannte Märe. Der Kaiser habe eigenhändig in den Kaiserswog einen Hecht eingesetzt, demselben ein dehnbares kupfernes und vergoldetes Halsband umgethan, auf welchem die griechische Inschrift gestanden, zu deutsch: „Ich bin derjenige Fisch, so am ersten unter allen in diesen See gethan worden durch die Hände des Kaisers Friedrichs des Zweiten den 5. October 1230." Dieser Fisch erreichte die Länge von 19 Schuh, das Gewicht von 350 Pfund, und ward erst 1497, also nach 267 Jahren gefangen, und dann nach Heidelberg auf des Kurfürsten Philipp Tafel gebracht. Also stund zu lesen im Schlosse zu Lautern auf einer Tafel. Dem aber widersprechen geschichtliche Erfahrung wie auch natürliche Gründe: denn Kaiser Friedrich II. war von 1220 bis 1235 gar nicht in Deutschland anwesend. Zuerst erwähnt dieser Sache (1599) der pfälzische Geschichtsschreiber Freher, jedoch nicht ohne spöttelnden Zweifel. Dem pfälzischen Humore entsprechend hat sich das Märlein im Volke verbreitet. Eine ähnliche Fabel erzählt die Speierer Chronik von einem Hechte aus einem Woge bei Heilbronn, welcher in gleicher Leibesbeschaffenheit 1497 gefangen worden sein soll. Auch von einer Hochzeit des Kaisers mit Maria, der Tochter des Königs von Frankreich, (1227) zu Lautern gefeiert, wird in Chronikberichten viel Schauerhaftes gefabelt. Friedrich II. habe bei dieser Festlichkeit seinen aufrührischen Sohn Heinrich VII. gefangen genommen, darob sei zwischen den Anhängern des Vaters und jenen des Sohnes ein entsetzliches Blutbad entstanden, so daß mehr als 500 Bürger, über 800 Edele und Reisige, darunter hohe fürstliche Personen, getödtet und die treue Stadt Lautern in einen Aschenhaufen verwandelt worden. Friedrich II. hatte sich aber erst nach seiner Rückkehr aus Italien am 15. Juli 1235 mit Elisabeth, der Schwester des Königs von England, zum drittenmale verehelicht.

Die Erinnerungen aus diesem und den nächstfolgenden Jahrhunderten erscheinen nur spärlich. Nur wenige sind hier zu verzeichnen. Nicht weit von Edenkoben liegt die Ruine der Rietburg. Des Königs Wilhelm von Holland Gemahlin, dem Welfenstamme entsprossen, reitet von Worms aus, in Begleitung des Reichsstatthalters, längs der Hart hin nach dem Trifels. Das war im November 1255. Auf einmal wird sie von einer räuberischen Horde des Grafen Hermann von Rietburg, des Jungen, überfallen, auf den Thurm der Burg hinaufgeschleppt und unter Jubel verhöhnt. Der König solle sie holen gegen ein Lösegeld! Nicht lange darauf wird in der Nacht von des Königs Getreuen aus Worms, Mainz und Oppenheim das Raubschloß umzingelt, erstürmt und gänzlich zerstört, die Königin befreit und der Landfriedenstörer in Fesseln gelegt. Sein Geschlecht aber war bald verschollen.

Wenn mancher Mann wüßte, wer mancher Mann wär'!

Als die ersten Bände des „Kosmos" von Alexander von Humboldt, welches Werk in der gelehrten Welt mit Recht ein ungeheures Aufsehen erregte, erschienen waren, hatten die Jesuiten und all' die Finsterlinge, welche aus Eigennutz oder Verblendung geschworene Feinde jedes geistigen Fortschrittes sind, genügende Veranlassung, um über den bei den Jüngern Loyola's ohnehin schlecht angeschriebenen berühmten Naturforscher in der gehässigsten Weise herzufallen.

Zu jener Zeit geschah es, daß ein Mann in mittleren Jahren, dessen Haltung und Kleidung sofort den höheren katholischen Geistlichen erkennen ließ, zu Dresden ein Eisenbahn-Coupee bestieg, um nach Prag zu fahren. Er fand in dem Coupee nur einen einzigen Passagier — einen Greis, aus dessen milden blauen Augen das reinste menschliche Wohlwollen, aus dessen intelligenten Gesichtszügen hohe Bildung und reife Lebenserfahrung sprachen.

Beide Reisende waren Männer von gutem Ton, und bald entspann sich während der Fahrt eine lebhafte Unterhaltung, die der Geistliche auf das neueste Tagesereigniß, auf den „Kosmos" lenkte. Er ließ seiner Zunge freien Lauf. Mit den bittersten Schmähungen überhäufte er den unsterblichen Verfasser, und indem sich in den sonst angenehmen Zügen des Kirchenmannes der Haß und die Intoleranz eines aufgeregten Fanatikers kundgaben, sagte er zum Schlusse: „Dieser Humboldt ist der größte Ketzer und Frevler, welchen bis jetzt die Erde getragen hat, und der allein seligmachenden Kirche um so gefährlicher, einen um so tiefern Einblick ihm sein unglaubliches Wissen in die geheimsten Werkstätten der Natur verschafft! Diese nur betet er an, und leugnet das Dasein Gottes. Schuldiger als Johann Huß, verdiente auch er, den Scheiterhaufen zu besteigen! Ja, ich, ich

Digitized by Google

selbst würde mit Freuden den Holzstoß anzünden, von welchem die Seele des verruchten Atheisten zur ewigen Hölle fahren müßte!“

Lächelnd betrachtete der greise Mitreisende mit seinen freundlichen blauen Kinderaugen den sich immer mehr und mehr Ereifernden und fragte endlich:

„Sind Sie ein Naturforscher?“

„Nein, ich bin Theologe,“ lautete die Antwort.

„Aber Sie erkennen Gott?“

„Ich hoffe es.“

„Und woraus erkennen Sie Gott?“

„Wie können Sie nur so fragen, mein Herr! Ich erkenne Gott aus seinen Offenbarungen, die uns in den heiligen Schriften und in den Aussprüchen der Nachfolger Petri und der Concilien überliefert sind.“

„Nun denn,“ fuhr der Greis fort, „wenn Sie schon die Erkenntniß des ewigen Wesens aus Büchern und Pergamenten herausfinden: wie sollte ein Naturforscher, dessen Beruf es ja eben ist, die lebendigen Werke Gottes zu studiren, den Schöpfer des Weltalls verkennen?“ — Glauben Sie mir,“ fügte er treuherzig hinzu, „Humboldt ist ganz sicherlich nicht der Gotteslegner, für welchen ihn seine Feinde so gern ausgeben möchten.“

„Wie können Sie nur den Mann vertheidigen, dessen große Schuld schon längst bewiesen, und über den bereits das Verdammungsurtheil gefällt ist?“ brausete der Geistliche auf. „Ich bitte Gott, mir nur einmal den Allgemeinverderblichen in meinen Weg zu führen; dann würde ich nicht anstehen, ihn ad majorem gloriam dei mit eigenen Händen umzubringen!“

Dem freundlichen Greise mochte es doch unangenehm sein, diesen Gegenstand weiter zu erörtern mit einem Manne, der Humboldt so glühend haßte, wie nur der Fanatismus hassen kann. Er lenkte mit der spielenden Leichtigkeit des erfahrenen Weltmannes die Unterhaltung auf solche Gebiete der Wissenschaft, die mit theologischen Fragen in keiner Beziehung standen. Hier entwickelte er nun eine solche Fülle des Wissens, eine solche geistige Tiefe, wie sie der Geistliche, der als Gelehrter eines nicht unbegründeten Rufes genoß, noch bei keinem Sterblichen angetroffen hatte. Entzückt lauschte er diesen Reden, wie ein wißbegieriger Schüler am Munde seines Lehrers hängt. — Zuletzt betheiligte er sich am Gespräche nur noch durch Fragen, in deren Beantwortung der freundliche Greis mit ungewöhnlichem Scharfsinn die schwierigsten Räthsel im Gebiete des menschlichen Wissens löste.

Der Geistliche schwamm in einem Meere von Wonne, und da die Stunden wie im Fluge vergangen waren, so erstaunte er, als der Zug auf dem Prager Bahnhof anhielt.

Beide Herren stiegen aus — der Greis, um sich auf dem Perron ein wenig zu ergehen; der Theologe, weil er sein heutiges Reiseziel erreicht.

Da wandte sich der Letztere zu seinem Reisegefährten:

„Die wenigen Stunden, mein Herr, welche mir die gütige Vorsehung verstattete, in Ihrer Nähe zuzubringen, werden mir unvergeßlich sein, denn sie zählen zu den schönsten meines Lebens. Gestatten Sie mir daher, mich Ihnen vorzustellen. Ich bin der Professor B. aus W., und hier ist meine Karte.“

„Dann erlauben Sie, daß ich Ihnen die meinige überreiche,“ sagte der freundliche Greis lächelnd, gab die Karte, drückte dem Professor die Hand und stieg in das Coupee.

Im nächsten Momente setzte sich der Zug in Bewegung.

Der geistliche Professor blickte dem Zuge nach, bis dieser in der Ferne verschwunden war; und dann erst warf er einen Blick auf die Karte des Weiterreisenden.

Unmöglich lassen sich die Empfindungen beschreiben, die den Professor ergriffen, als er den auf der Karte befindlichen Namen las. — Der Ketzer, den er mit eigenen Händen, wenn er ihn jemals antreffen würde, umbringen wollte, und der liebenswürdige Greis, dessen Geist ihm die höchste Bewunderung abgezwungen, den höchsten Genuß verschafft hatte, waren eine und dieselbe Person — Alexander von Humboldt.

Wie man Diamanten schleift.

Holland ist seit vielen Jahrhunderten das Geburtsland der Diamanten. Nicht daß der Rhein, die Waal oder die Maas Diamanten mit sich führten, welche dann etwa in Rotterdam, Dortrecht oder Nymwegen aufgefischt würden; aber kann man die Steine, welche trübe, finster, runzelig in Holland ankommen, wirklich schon Diamanten nennen, wenn man sie mit den hellglänzenden, schöngeformten, vielfarbigen, wunderbaren Steinen vergleicht, die aus den holländischen Schleifereien hervorgehen? Dieser in Holland uralte Industriezweig der Diamantschleiferei ist jetzt fast völlig in den Händen der Familie Caster vereinigt; diese war es, welche den Cohinor und den Südstern geschliffen hat, Steine, die ungefähr 8 Millionen Thaler werth sind.

Der Diamant wird fast nur auf zwei Weisen geschliffen, als „Rose“ oder als „Brillant.“ Die Rose ist unten platt, ihr oberer Theil erhebt sich als „Kuppel,“ die in 24 Facetten getheilt wird. Der Gipfel der Kuppel wird durch die Vereinigung von sechs Dreiecken gebildet. Der Brillant zerfällt in zwei Theile, den oberen, welchen man die Krone nennt, und den unteren, welchen man als den Pavillon bezeichnet. Die Krone hat oben eine platte Fläche, Tafel geheißen, und auch der Pavillon endigt in eine platte Fläche, die man den Stoß nennt. Wenn ein Brillant gut geschliffen ist, so ist seine Höhe ein Drittel für die Krone und zwei Drittel

Digitized by Google

für den Pavillon; er ist dann von einem tiefen und höchst lebhaften Feuer. Von der Tafel gehen acht Felder aus, und ebenso vom Stoß; jedes dieser Felder enthält vier Facetten, so daß ein gut geschliffener Brillant 64 Facetten haben muß, abgesehen von der Tafel und dem Stoß. Nachdem der rohe Stein aufmerksam geprüft ist, wird er entweder zur Rose oder zum Brillanten bestimmt. Darauf erhält ihn ein besonderer Arbeiter, der ihn zu spalten hat, d. h. ihn gemäß der Bildung seiner Krystallisation zu schneiden. Diese Operation hat den Zweck, die Flecken, Runzeln und Auswüchse des Steins zu entfernen. Natürlich muß sie aber mit großer Sorgfalt vorgenommen werden, um dem Stein nur das Allernothwendigste fortzunehmen und ihm gleichzeitig die Andeutung zu der Gestalt zu geben, die er erhalten soll. Wenn der Arbeiter seine Absicht festgestellt, befestigt er den Stein in einen Cement, der in der Hitze leicht zu formen ist und dabei an der Luft schnell erhärtet; dieser Cement ist an einem hölzernen Stifte befestigt. — Nun stützt er eine kleine und verhältnißmäßig scharfe Diamantklinge auf den Ort, wo er den Diamant schneiden will und zieht dieselbe mit starkem Druck schnell hin und her. Hierdurch erhält er einen kleinen Einschnitt. Hierauf bringt er hier eine Klinge von gehärtetem Stahl hinein und schlägt darauf mit einem Eisenstück. Sofort trennt sich der abzuschneidende Theil von dem Ganzen und die Spaltung ist geschehen. Nun beginnt die zweite Operation, die „Abschleifung," welche dem Diamanten die allgemeine Gestalt geben soll, welche dann später noch im Einzelnen ausgeführt wird. Der Abschleifer sitzt auf einem erhöheten Stuhle, der ihm erlaubt, seinen Körper und seinen Ellenbogen fest auf den Tisch zu stützen. An den Händen hat er dicke Handschuhe. Diese Vorsichtsmaßregeln sind nothwendig, da seine Arbeit sehr anstrengend ist. In jeder Hand hält er je einen Holzgriff, in dessen Cement ein Diamant befestigt ist. An dem Tische sind an Pfeilern mit Kupferrädern versehene Kasten angebracht, auf die er den untern Endpunkt seiner Holzgriffe stützt und so reibt er die oben befindlichen Steine mit einer regelmäßigen Gewalt gegeneinander. Allmälig schleifen die Steine sich gegenseitig ab und nehmen eine bestimmte Gestalt an. Wenn der Diamant aus der Hand des Abschleifers hervorgeht, so gleicht er zwei abgekürzten Pyramiden, die mit der Basis auf einander befestigt sind, aber er ist noch trübe, schwärzlich und mit Asche bedeckt. Die Abfälle werden gesammelt, denn sie dienen dazu, die Diamanten völlig auszuschleifen. Ein Arbeiter nimmt den halb rohen Stein und löthet ihn in einen eiförmigen Gegenstand, der oben aus einer Mischung von Blei und Zink, unten aus Kupfer besteht und in einen kurzen und dicken Griff endigt. Der Löther befestigt den Stein so, daß nur die Parthie hervorragt, die geschliffen werden soll, dann übergibt er sie dem Schleifer. Dieser steckt den Griff des Eies an eine sehr starke Zange, die an Stelle eines Schraubstockes dient und eine Schraube mit Hülfe eines Schlüssels schließt; dann drückt er den aus der Metallmischung hervorragenden Theil des Diamanten auf eine horizontale Platte, die mit dem oben erwähnten Abschleifstaub, in Oel getränkt, bedeckt ist und durch eine Dampfmaschine in 2500 Umdrehungen während jeder Minute versetzt wird. Um die Berührung zwischen der sich drehenden, mit Diamantenstaub bedeckten Platte und dem Diamanten inniger zu machen, wird auf das Ei ein eiserner Würfel gelegt; die Zange, die es hält, ist zwischen zwei kleinen eisernen Pfeilern angebracht, so daß sie unbeweglich ist. Die Platte also durch ihre ungeheuer schnell drehende Bewegung und durch den sie bedeckenden Diamantenstaub schleift den Diamanten aus. Sowie eine Facette hergestellt ist, wird der Stein aus- und von Neuem hergestalt eingelöthet, daß er der Schleifplatte eine andere Seite zuwendet. Um die Schwierigkeit der Arbeit zu begreifen, muß man bedenken, daß die Facetten, die durch diesen vergleichsweise rohen Proceß hervorgebracht werden, mathematisch genau einander gleich sein müssen, was um so schwieriger ist, als der Arbeiter nur immer eine Facette vor Augen hat. Er muß also vorher die Größe jeder Facette im Geiste abmessen und dieses geistige Bild muß ihm vor dem Gesichtssinne stehen, wenn er die einzelnen Facetten bildet. Wahrlich, nur lange Uebung kann eine solche Geschicklichkeit erklären. Bei größeren Steinen ist das Verfahren noch verhältnißmäßig leicht, aber was soll man sagen, wenn man Steine von einem tausendsten Karat, d. h. weniger als ein achttausendstes Quentchen in eine Rose mit Base, Kuppel und 24 Facetten geschliffen sieht, Steine, die man kaum noch mit bloßen Augen wahrnimmt! Nun ist das Werk des Diamantenschleifens beendigt und der kostbare Stein gelangt in die Hände des Juweliers.

Nebraska (Nordamerika.)

Von einem glaubwürdigen Manne, der so eben von Nebraska und dem Westen zurückgekehrt ist, erfahren wir, daß Nebraska fast ein ganz deutscher Staat ist. Ganze Counties sind mit wenigen Ausnahmen ganz deutsch; die Stadt Omaha ist überwiegend deutsch, so sehr, daß Amerikaner, welche dort Geschäfte abmachen wollen, Dollmetscher mitnehmen müssen. Das klingt fabelhaft, aber es wird uns versichert, daß es so ist. Diese leibliche Germanisirung des Herzens von Amerika ist ein bedeutungsvoller Fingerzeig; er zeigt, daß Amerika, wenigstens der Westen, geistig, social, politisch und auch sonst germanisirt werden wird; die Deutschen sind die fruchtbarste Nation der Welt; bei ihnen ist es buchstäblich wahr daß sie sich vermehren wie der Sand am Meere, und da Amerika den Hauptabfluß bildet für den deutschen Ueberfluß, so ist sicher anzunehmen, daß der Germanismus in Amerika große Fortschritte machen wird.

Digitized by Google

Feuilleton.

P. **Versus memoriales.**

In Spanien revolitiren sie,
In Frankreich, da armiren sie,
In Belgien spioniren sie,
Rom gar unterminiren sie,
Das Türkenland exfüren sie
Zum Opfer. Rußland führen sie
Voran, und das blamiren sie.
In England fantasiren sie
Und Preußen consultiren sie.
So lernst Du kurz und ohne Müh'
Die sämmtliche Geographie.

Sollst Du erlernen auf einmal
Der fortgejagten Fürsten Zahl,
Geht's schneller, wenn Du lernst geschwind.
Blos die, die jetzt noch Herrscher sind.

Wenn man nach Frankreichs Grenze fragt,
So nenn' den Rhein ganz unverzagt;
Gehört er nicht den fränk'schen Herrn,
Je nun — sie hätten ihn doch gern!

Die Länder, die in Geldnoth sind,
Die lernst Du auch sehr leicht mein Kind;
Nimm Dir ein geographisch Buch
Und lies die Ländernamen klug,
Laß ja keins aus, mein liebes Kind,
Weil alle gleich beschlagen sind!

Reise-Skizzen aus dem Tagebuche des Sultans.

Paris ist mir erschienen wie ein riesiger Harem ohne Dach.

Wenn ich nicht der türkische Sultan wäre, möchte ich der französische Kaiser, unter den jetzigen Umständen, erst recht nicht sein.

Das koschere Fleisch, welches mir und meinem Gefolge vom Gemeinderath geliefert wurde, war gut. Im Gemeinderath ist vieles treife.

Ich habe gefunden, daß die Juden in Paris mehr Geld haben, als die Christen, und daß gewisse Damen der jüdischen und der türkischen Religion zugleich anhängen, denn sie verehren Moses und die Propheten.

Oesterreich hat die Türken oft besiegt; es wird aber doch endlich unterliegen im Kampf mit der großen Finanz-Pleite.

Für das Geld, das ich auf meiner Vergnügungsreise unter die Armen vertheilt habe, müssen meine Soldaten drei Monat fasten.

Manche Diplomaten nennen mich den „kranken Mann." Ich habe aber gefunden, daß die europäische Diplomatie kränker ist, als ich.

* (Lieber wie ein Preuße sterben als bezahlen.) In der Nähe von Neunkirchen wohnt ein geiziges Ehepaar. Verflossene Woche ereignete es sich, daß der Mann heftig erkrankte. Man sandte für den nächstwohnenden Arzt; dieser kam, untersuchte den Kranken, schrieb ein Receyt und verließ das Zimmer, eine Treppe hinuntersteigend, die zur Küche führt. Dort wurde er von der Frau des Kranken angesprochen:

„Nun, Herr Doctor, was sind wir schuldig?"

„Für einen Besuch in dieser Entfernung, berechne ich einen Thaler."

„Einen ganzen Thaler! — Doctor? Und wenn Sie wiederkommen, kostet das wieder einen Thaler?"

„Natürlich."

Die alte Frau stieg nun die Treppe hinauf zu ihrem Manne und der Arzt konnte ganz deutlich unten folgende Worte hören:

„Denke Dir nur, Alter, der Doctor verlangt für seinen Besuch einen Thaler und wenn er wieder kommt, noch einen. Was sagst Du dazu? Wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich würde lieber als ein ächter Preuße sterben, als eine solche Menge Geld an den Doctor und Apotheker zu verschwenden.!"

* („Mein Vaterland muß größer sein"), so antwortete entschlossen ein Schütze, der sich auf dem Karlsruher Schießplatze auf die Scheibe „Vaterland" einprobiren wollte, dieselbe aber nicht traf, und darob von den Umstehenden aufgezogen wurde. Diese witzvolle Entschuldigung hat selbstverständlich großes Gelächter hervorgerufen.

* (Lückenbüßer.) „Warum ist das Meerwasser salzig?" fragte ein Lehrer seinen Schüler, — „Weil Häringe darin sind," war die Antwort.

Logogryph.

Wir kommen von allen Seiten
Und bringen Euch gar Mancherlei,
Ob Frieden worden, ob sie streiten,
Noch hinten tief in der Türkei:
Seht, wie wir hin und wieder fliegen
Per Post, per Draht, per Eisenbahn,
Ob in Paris die Kurse stiegen —
Wie wichtig jedem Börsenmann!

Nimmst Du ein Zeichen aus dem Worte,
Bleibt es trotzdem des Ganzen Art,
Nur wird es in des Herzens Pforte
Für einen Lauscher aufbewahrt.
Nicht in der Zeitung ist's zu lesen,
Nicht an der Börse schallt's im Chor,
Es ist ein heimlich flüsternd Wesen,
Oft kaum verständlich Einem Ohr.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 7.

Leinen, Lumpen, Papier.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Heder in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 9. Sonntag, den 25. August 1867.

* Bilder aus dem Nordwesten von Amerika.

II. Auch eine gefährliche Jagd.

Eines Tages, in einiger Entfernung von der Farm und im Walde, glaubte ich Schweine zu bemerken. Sie waren groß, wild und braun. Als ich nach Hause kam, fragte ich Onkel Abner, ob es wirklich Schweine in dem Walde gäbe. Sehr viele, antwortete er, wenigstens glaube man es. Zwar triebe man die Schweine von der Farm in der Eichelzeit nicht hinaus, aber Nachbarn hätten einige der Thiere verloren, welche in dem Walde wahrscheinlich wild geworden wären und sich vermehrt hätten.

„Können wir sie nicht schießen?"

„Warum nicht?" antwortete der Wirth. „Sie gehören mir an wie Jedermann, und Sie können so viele schießen, als Sie treffen."

Ich dankte ihm für die Erlaubniß und versicherte, daß ich dieselbe bei der ersten besten Gelegenheit benützen würde.

Mehrere Tage darauf zogen wir auf eine Taubenjagd aus. Als wir den Wald erreichten, in welchem sich die Tauben befanden, trennten wir uns mit der Verabredung, wieder zusammenzutreffen, sobald die Sonne die Baumwipfel erreiche. Ich blieb einige Zeit mit Ben zusammen, weil wir gewettet hatten, mehr Tauben zurückzubringen, als Ned und Harris.

Sehr bald kamen wir zu einem guten Schusse. Wir beide hatten doppelläufige Jagdflinten und zwar ziemlich schwere. Der alte Garl freilich würde durch nichts zu bewegen gewesen sein, aus einem solchen „Dinge" zu schießen, das seiner Meinung nach nur für Knaben gehörte und für Leute, die nur träfen, wenn sie viele Schrote in der Flinte hätten und die Ladung sich womöglich über ein ganzes Scheunenthor beim Schusse ausbreite. Indessen die Tauben findet man meist in großen dichten Flügen, selten einzeln, so daß eine etwas streuende Schrotflinte die beste Wirkung thut.

So war unser erster Schuß bei der fraglichen Gelegenheit ein bemerkenswerther. Während wir vorsichtig hinschlichen, bemerkten wir ein Flattern unter den Blättern eines Baumes, und als wir näher kamen, beobachteten wir, daß eine große schwarze Eiche buchstäblich von Tauben bedeckt war. Wir blieben stehen, legten an und verabredeten, daß wir Beide gleichzeitig, ich nach dem Gipfel des Baumes, Ben etwas tiefer schießen, dann aber, wenn die Tauben aufflögen, mit dem zweiten Rohr nachfeuern wollten. So geschah es, und das Resultat überstieg alle unsere Erwartungen. Wohl zehn Minuten lang waren wir beschäftigt, die gefallenen und die flatternden Tauben zu sammeln, die zuletzt einen ordentlichen Haufen bildeten. Fast jedes Schrot schien eine Taube getroffen zu haben. — Eine halbe Stunde später trieben wir einen andern großen Flug auf, der sich in zwei Hälften theilte. Den wollte der einen nach, während ich der andern folgte. Wir wußten, daß sie sich bald wieder setzen würden und so lief ich ziemlich rasch nach. Endlich verlor ich sie aus den Augen und ich glaubte, sie hätten sich niedergelassen, weshalb ich mich vorsichtiger näherte. Auch bemerkte ich eine Bewegung unter den Zweigen eines großen Baumes zu meiner Rechten. Da saßen sie. Ich schlich mich an einen andern Baum, um mich nicht sehen zu lassen, spannte beide Hähne und legte an. Das rechte Rohr schoß ich ab und als sie abflogen, schoß ich mit dem linken nach. Nach allen Richtungen fielen und flatterten Getroffene. Anfangs lief ich nur nach den blos Verwundeten, und ich hatte auf einer lichten Stelle aufgeräumt, als ich ein Flattern hinter einigen Büschen hörte. Ich trat rasch hinzu und erschrak nicht wenig, als ich noch ein halbes Dutzend Tauben da herumflattern sah, aber auch ein großes wildes Schwein, einen Eber, erblickte.

Mich vor einem Schweine zu fürchten, war mir nie in den Sinn gekommen. Ich dachte mir, es würde sofort fliehen, wenn ich näher käme. Das that ich; ich schrie es auch an und schwang meine abgeschossene Flinte, aber das Thier nahm gar keine Notiz weiter von mir, als daß es aufsah. Dann machte es sich über die Tauben her. Dies ärgerte mich und ich stieß es. Da hob es den Kopf empor, grunzte gereizt und biß nach mir. Ich gab ihm dafür mit dem Flintenkolben einen tüchtigen Schlag auf den Rüssel und verwundete es wohl bedeutend, da es den Kopf tüchtig schüttelte. Trotzdem wollte das Thier noch immer nicht vom Platze weichen; ich holte also zu einem zweiten Schlage aus. Dieser traf nicht. Während mein Gewehr niederfuhr, riß das Schwein den Rüssel auf, grunzte wüthend und fuhr auf mich los. Der Schlag fiel daneben. Ich sprang zurück und schrie, der Eber aber ließ sich nicht abschrecken und packte mich richtig am Beine, wenn auch die Zähne mein Fleisch nicht faßten, sondern die Gamaschen, welche so alt waren, daß sie rissen und ich damit wieder frei wurde.

Ein Blick auf die langen, scharfen Hauer machte mich jetzt doch etwas besorgt. Das Thier war so

Digitized by Google

gereizt, daß es für toll gelten konnte. Ich retirirte mich hinter einen Baum. Der Eber blieb stehen und sah mich an. Etwas Gutes hatte er sicherlich nicht im Sinne. Er kam. Ich lief um den großen Baum herum und der Eber hinter mir d'rein. Mir fiel mein Abenteuer mit dem grauen Bär in Texas ein und ich glaubte hier so gut wegzukommen wie dort, aber ich irrte mich. So sah ich mich denn nach einem Baume um, auf den ich klettern könnte. Etwa dreißig Schritte von mir stand einer, dessen Zweige so weit herunter hingen, daß ich sie leicht erreichen konnte. Konnte ich aber zu dem Baume hinlaufen, ohne daß der Eber mich auf dem Wege dahin einholte und packte? Er lief jedenfalls rascher als ich, doch hoffte ich einen guten Vorsprung zu gewinnen. Ich nahm alle meine Kräfte zusammen und fing an zu laufen. Ich lief so rasch als es mir nur möglich war, hörte aber meinen Verfolger dicht hinter mir. Ich strengte alle Muskeln an, ich lief wie ich gewiß in meinem Leben vorher nie gelaufen war und erreichte den Baum. Mich umzusehen, wagte ich nicht, aber ich griff sofort empor, faßte einen Ast, nahm meine Kräfte zusammen, um mich mit einem Male aufzuschwingen und wollte dies eben thun, als ich mich am Stiefel gepackt fühlte. Ich versuchte mich loszureißen, aber vergeblich; ja die Gewalt, die mich rückwärts zog, war so stark, daß ich oben den schon gefaßten Ast loslassen mußte. Ich wankte und mit einem verzweiflungsvollen Hülfeschrei fiel ich rücklings nieder.

Natürlich wollte ich sogleich wieder aufspringen, aber ehe ich dazu kam, fühlte ich den Rüssel des Ebers an meiner linken Seite und im nächsten Augenblicke wurde ich umgedreht. Das wüthende Thier stand über mir und sah mich mit glühenden Augen an. Schaumtropfen fielen ihm aus dem Maule; die großen Hauer waren gänzlich unbedeckt und das Thier hatte ein unbeschreiblich häßliches Aussehen.

Ich schrie so laut ich schreien konnte. Der Eber prallte einen Schritt zurück, kam aber mit wildem Grunzen sogleich wieder, packte mich an den Falten meines Jagdhemdes gerade über dem Gürtel und riß ein Stück davon ab als wäre es dünnes Papier. Da griff ich in der Verzweiflung nach meinem Messer, das in der Scheide an meinem Gürtel hing, und schickte mich an, dasselbe mit aller Macht gegen meinen Feind in Anwendung zu bringen.

Nachdem das wüthende Thier die meinem Hemd abgerissenen Fetzen sich aus den Zähnen geschüttelt hatte, fuhr es wieder auf mich zu. Ich hatte mich unterdeß auf die Knie aufgerichtet und als der Eber herankam, stieß ich ihm das Messer mit aller Kraft zwischen die Schultern. Ich hatte nach dem Herzen gezielt und nicht gut getroffen. Die starke Messerklinge saß in dem Schulterplatte fest und als das Thier im Schmerze zurückprallte, nahm es das Messer mit sich. Es saß so fest, daß ich es nicht wieder hatte herausbringen können. Während das Schwein zurückprallte, sprang ich vollends auf.

Sollte ich nun fliehen oder auf einen Baum klettern? Keines von Beiden ließ sich thun. Ich hatte kaum daran gedacht, als das wüthende Thier seinen Angriff auf mich wiederholte. Ich versuchte bei Seite zu springen, aber der Eber packte mich am rechten Beine und ich fiel nieder. Er packte mich mit den gewaltigen Hauern, zum Glück am Gürtel diesmal. Der Gürtel war von starkem rothen Leder und mit einer tüchtigen Schnalle festgemacht. Das Thier hatte ihn nebst Stücken vom Jagdhemde zwischen den Zähnen, aber Gott sei Dank, mein Fleisch noch nicht erreicht.

Ich konnte, während das wilde Schwein mich zu schütteln begann, den Griff des Messers erreichen und fassen, das ihm noch im Schulterplatte saß. Das Thier zerrte mich am Boden hin und schüttelte mich abwechselnd. Ich zog unterdeß fortwährend an dem Messer, ohne daß es mir gelang, dasselbe herauszubringen. Ich ermidete dabei schnell und die Kräfte begannen mich zu verlassen; ich hatte so stark um Hülfe geschrieen, daß ich nicht mehr schreien konnte. Alle meine Glieder schmerzten mich, und ich vermochte kaum noch zu athmen. Das schreckliche Thier schien das zu wissen, denn nachdem es mich noch einmal stärker als je vorher abgeschüttelt hatte, ließ es mich los und trat einen Schritt zurück.

Vom Aufspringen und Fortlaufen konnte die Rede gar nicht sein, denn ich war dazu viel zu kraftlos. Auch hatte ich keine Zeit weiter über ein Mittel zu meiner Rettung nachzudenken, denn das fürchterliche wilde Thier kam wieder und diesmal trat es mir mit den Vorderbeinen auf die Brust. Dabei grunzte es laut, drohend und wollte die gewaltigen Hauer nach meiner Kehle stoßen; mit der Kraft der Todesangst aber packte ich mit beiden Händen den Rüssel und schob ihn bei Seite, während ich mich zugleich etwas herumdrehte, um meine Brust von der drückenden Last zu befreien.

Der Eber war durch Schmerz und Wuth zu sehr gereizt, als daß er von mir hätte abstehen können. Er schüttelte mich so gewaltig, und fing an mich rückwärts zu schieben, als ein Büchsenschuß knallte. Das Schwein ließ meinen Gürtel los, schüttelte den Kopf, stand einen Augenblick da, als versuche es, sich von den Folgen eines ungeheuren Schlages zu erholen, und fiel dann auf die Seite — todt.

Ich blickte auf und sah den alten Garl; dann reichte ich ihm die Hand, an der er mich auszog.

„Sehr verletzt?“ fragte er, indem er mir besorgt in das Gesicht sah, das von dem Blute des Thieres ganz bedeckt war.

„Nein, gar nicht, nur arg mitgenommen,“ antwortete ich, während ich mich schüttelte. Ich war wirklich wunderweise gar nicht verletzt und konnte auch, nachdem ich einige Zeit ausgeruht, mit Garl's Hülfe gehen. Auch Ben kam unterdeß heran

Digitized by Google

und ein tüchtiger Schluck aus dessen Branntweinflasche stärkte mich unbeschreiblich.

Am andern Morgen holten wir den Eber in's Haus und unter der Pflege der guten „Mutter“ erlangte ich bald alle meine Kräfte wieder, so daß mir von dem Abenteuer nichts blieb als die Erinnerung.

Wie sich die Türken in Wien amüsirten.

Die türkischen Gäste sind wieder in ihrer Heimath. Nach der „Bohemia“ machten sie alle Begriffe des europäischen Hoflebens zu Schanden. Als man am zweiten Tage nach Laxenburg zur Hoftafel fuhr, machte sich die Angst einzelner Türken vor diesem Ereigniß derartig geltend, daß sie auf dem Meidlinger Bahnhofe Reißaus nahmen und geradezu eingefangen werden mußten. Auch der Sultan war offenbar europamüde und ennuyirte sich bei Besichtigung all der Herrlichkeit aufs Bodenloseste, worin ihm sein Sprößling tapfer Beistand leistete. Die kaiserliche Schatzkammer zum Beispiel vermochte ihm so wenig Interesse abzugewinnen, daß er netto fünf Minuten in derselben verweilte. Unter den vielen Raritäten, die dieselbe enthält, befindet sich auch eine mechanische Uhr mit einem ganz complizirten Apparat von Automaten. Der Oberstkämmerer gedachte dem kleinen Prinzen eine Freude zu bereiten und ließ diesen Mechanismus in Gang setzen — allein Yussuf Paschachen ging ganz kalt und theilnahmslos daran vorbei, als ob sich das von selbst verstände. Im Belvedere öffnete der Sultan nur zweimal den Mund; einmal frug er bei einem ganz unscheinbaren Schlachtengemälde, welche Schlacht dies vorstelle, eine Frage, auf die man ihm keine Auskunft geben konnte, da die Schlacht eben nur in der Phantasie des längst verstorbenen Malers existirte. Dann stellte er die Frage, wie theuer wohl so eine Bildergalerie zu stehen käme und rief dadurch neuerdings große Bestürzung hervor. Im Arsenale erwartete den Großherrn Erzherzog Wilhelm an der Spitze der Generalität und ließ ihm die Frage vorlegen, welchen der verschiedenen Theile desselben er am liebsten in Augenschein nehmen würde? Am liebsten möchte er — nach Hause zurückkehren, lautete die aufrichtige Antwort, die denn auch sofort vollste Berücksichtigung fand. Unter der ganzen, den Sultan umgebenden Suite soll nur Eine Person gewesen sein, gegen die er die gemüthliche Seite herauskehrte und dies war der greise Feldzeugmeister Hauslab, der bedeutendste Gelehrte unter den Offizieren nicht blos, sondern auch unter den Fachmännern. Als beim Abschied in Orsova der freundliche alte Herr den Sultan zum letztenmale begrüßte, da reichte ihm dieser die Hand und zum erstenmale sah man ihn wirklich lächeln, als Feldzeugmeister Hauslab in türkischer Sprache, die er geläufig redet, eine launige Bemerkung machte.

Wie die Kölnische Jungen in der Fremde sich zusammenfinden.

Ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft Kölns hatte sich dieser Tage wie alle Welt, nach Paris begeben um daselbst die Ausstellung, sowie einen alten Freund und Landsmann zu besuchen. Beide trieben sich den Tag über bei den Sehenswürdigkeiten der Ausstellung umher, und der Pariser Freund findet sich so erquickt von dem frischen vaterländischen Humor seines Gastes, daß er es für seinen höchsten Wunsch erklärt, wieder einmal so ganz unter kölnischen Jungen und nach kölnischer Art einen Abend verbringen zu können. „Es sind gewiß,“ meinte er, „Kölner genug hier; wenn man sie nur zu finden und zusammenzubringen wüßte.“

„Zahlst Du die Zeche,“ fragte der Gast, „wenn ich Alle, so viel ihrer hier sind, in einer halben Stunde beisammen hab'?“ „Mit Vergnügen,“ erwiederte der Pariser. „Gut, dann komm mit!“ sagte der Kölner und steuerte mit seinem Freunde in die Abtheilung der musikalischen Instrumente. An der großen Orgel, die dort zu finden ist, nimmt er Platz. Der Pariser, der seine musikalischen Talente kennt, macht sich darauf gefaßt, einen prächtigen Choral, eine künstliche Fuge zu hören. Weit gefehlt. Nachdem alle Register gezogen, alle Pfeifen in Schwingung sind, tönt es mit dröhnendem Schall durch die weiten Räume:

„Adelheidche, da kütt'e bald widder, do kütt'e bald widder,“ und noch einmal, „Adelheidche“ und wieder „Adelheidche.“ Schon beim ersten Male war da und dort ein wandernder Besucher wie begaubert stehen geblieben; dann hatte dieser und Jener Kehrt gemacht und, wie von magischer Gewalt gezogen sich dem Orgelspieler genähert. Andere schlossen sich an, aus den fernsten Gängen und Ecken kamen neue Zuflüsse von — lauter richtigen Kölnern heran. Sie alle hatten den väterlichen Lockruf vernommen, und in wenigen Minuten waren sie sammt und sonders bei der großen Orgel, um „de kölsche Musikant“ lustig grüßend versammelt.

„Wat säßt de noh?“ wandte sich der an den Freund, der verwundert dieser Hexerei zusah. „Gonn mer nu all mit?“ „All zosamme, su vill er sitt!“ jubelte der Pariser, ließ sich den Adelheidchen Leuten vorstellen und drang mit dem „Klüngel“ durch die dicht gedrängten Reihen der Fremden, die in allen Sprachen fragten, was das zu bedeuten hätte. „Das war die Luxemburger Marseillaise,“ sagte ein Kölner, „jetzt kann's losgeh'n!“ Betroffen wichen die Umstehenden zurück, und lustig vor sich hinsummend, „Adelheidche, da kütt'e bald widder“ — zogen die richtigen „kölsche Junge“ zum Schöppchen.

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Maximilian.

Voll hoher Pläne, kühnen Muth's,
Durchsegelst Du die weiten Meere.
Und Träume jugendlichen Bluts
Umwogten Dich mit Ruhm und Ehre.

Den Rücken wandte Dir das Glück,
Du fielst, wie in dem Sturm die Eiche,
Und trauernd führt man Dich zurück,
Als hohe — ballamirte Leiche.

* (Ein Sieg der Civilisation.) Schneppe, ein armer Schneidermeister, saß trübe in einer Zelle des — Schuldgefängnisses; sein Weib und seine Kinder hungerten zu Hause und er vermochte nicht, ein Stück Brod für sie zu verdienen. Er sah sie im Geiste, bleich und eingefallen, verlangend stierten ihre Blicke nach dem Bäckerladen, das Zweigroschenstück zu Brod war unerschwinglich für ihn.

Da rief man ihn nach dem Sprechzimmer. Er packte die Brodstücke zusammen, die er sich theils abgespart, theils von seinen Genossen erbettelt hatte. Er wußte, daß es sein armes Weib war, welches gekommen war, sie zu holen und seine Kinder damit vom Hungertode zu erretten. Er trat hinaus und gab sie ihr. Sein Gläubiger stand höhnisch lächelnd dabei. Der arme Schneppe ballte die Fäuste.

Aber plötzlich tönte eine Stimme: „Du bist frei!“ und das Lächeln trat vom Gesichte des Gläubigers auf das seinige über. Die Stimme fuhr fort: „Die Humanität hat einen neuen Sieg über alterthümliche Einrichtungen errungen. Die Schuldhaft ist aufgehoben!“

Vor Freude erfüllt, sprang Schneppe empor und wollte in die Arme seines Weibes eilen. Aber eine kräftige Hand hielt ihn fest, und eine zweite Stimme rief: „Wohin?“

„Hinaus, ins Freie! Die Schuldhaft ist ja aufgehoben!“

Ein fürchterliches Hohngelächter ertönte: „Ja, sie ist aufgehoben — aber in Frankreich!“

Da fiel der arme Schneppe in seinen Stuhl zurück. Es war ein Traum, der ihn geneckt hatte. Sein Gläubiger stand draußen und hohnlächelte ruhig weiter.

* * *

Moral: So lange Frankreich wirklich „an der Spitze der Civilisation marschirt,“ bleibt Deutschlands Größe — nur ein Traum.

* **Von höheren Standpunkten.**

Auch Antipoden sind verwandt,
So ist's einmal auf dieser Erde:
Der Eine quelscht die starke Hand,
Der Andre fällt vom hohen Pferde!

* Ein englischer Arzt sandte kürzlich folgende Nota an die Wittwe eines früheren Clienten: „Ihren Mann curirt bis zu seinem Tode macht 3 Pfund Sterlinge.“

* (Was wir noch nie gehört haben.) Wir haben z. B. noch nie gehört, daß ein Spitzbube dem Gerichte erklärte, er habe zehn Gulden gestohlen, wenn ihm der Staatsprocurator nur 9 fl. 59 kr. nachweisen kann.

Wir haben noch von keiner Dame gehört, die nach dem Gottesdienste noch den Text der Predigt wußte. (Wer aber aus der andächtigen Schaar einen neuen Hut getragen hatte — das weiß eine Jede.)

Wir haben noch von keinem beschnurrbarteten jungen Manne gehört, daß er je einen Korb gekriegt hat.

Wir haben noch nie gehört, daß es einen Ferkelfleecher gibt, der sich nicht für befähigt hält, Justizminister zu werden.

Wir haben noch von keiner Dame gehört, die nicht glaubt, sie hätte hübsche Füßchen und von keinem Manne, der nach dem sechsten „Halbschöppchen“ es nicht selbst glaubt, daß er ein „famoser Kerl“ sei.

Wir haben auch schließlich noch nie gehört, daß ein Hutmacher einmal einen ordentlichen Hut getragen hätte.

Wer aber je von einem Jäger hörte, daß er seine Jagderlebnisse erzählte, ohne mindestens ein Dutzendmal das Wörtchen „wenn“ zu sagen — dem offeriren wir aus der Porzellan-Niederlage dahier einen Schützenpokal vom „Pfälzer Schützenfest in 1866“ — er mag ihn behalten, er ist sein eigen!

* (Am scharfen Eck) passirten dieser Tage mehrere Studiosen vorbei und riefen dem Ladeninhaber in ihrer Weinlaune zu: „Herr Dingskirchen, Sie haben wohl Maulkörbe feil?“ — „Zu dienen, meine Herren,“ lautete die Antwort, „treten Sie nur näher, damit ich sie Ihnen anprobiren kann!“ Die Studiosen verdufteten.

* Ein Pastor von der englischen Episcopal, Kirche taufte letztes Jahr gegen Ende December das Kind eines Farmers im Alleghany Thale.

Als er nach der Ceremonie den Taufschein schreibt, will er das Datum schreiben, weiß es aber nicht genau. Er fragt deshalb die mit dem Kinde am Tisch sitzende Mutter: „Nicht wahr, es ist der dreißigste?“

„No Sir,“ antwortete die Farmersfrau etwas gereizt, „es ist der fünfzehnte.“

„Ei,“ sagte der Pastor, „wie kann denn heute der fünfzehnte sein, wir hatten ja letzte Woche Weihnachten!“

„Was geht mich Weihnachten an,“ sagte darauf die Farmersfrau. Ich sage, das da ist mein fünfzehnter Knabe!“

„Ah soooo!“

Auflösung des Logogryphs in Nr. 8.

Berichte. Beichte.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 10. Sonntag, den 1. September **1867.**

Geschichtliche Sagen der Pfalz. VIII.

Von Ludwig Schandein.

Auch von dem Tode Kaiser Rudolfs von Habsburg (1291) besteht eine vielfach poetisch verherrlichte Sage. Auf dem Schlosse zu Germersheim fühlte der hohe Greis sein nahes Ende. Ein Trauerzug bewegt sich thalabwärts nach Speier: der Kaiser sitzt auf dem Rosse, begleitet von 2 Kaplanen, die Glocken des Domes erschallen in klagendem Tone. Durch das Land geht ein Trauern und Weinen. Alles eilt herbei auf den Wegen, um noch einmal des geliebten Kaisers Züge zu schauen. Er tritt in den hohen Kaisersaal und bietet auf goldenem Stuhle für das Wohl seines Volkes. Um Mitternacht erhellet den Saal ein überirdischer Lichtglanz — und der Kaiser ist verschieden.

Von dem „großen Sterben," das zu Anfang des 14. Jahrhunderts durch Deutschland und durch Europa ging und ein Drittheil der Bevölkerung hinraffte, und von dem schwarzen Tode, der darauffolgenden Pest, besteht im Volke nur noch eine dunkle Erinnerung. Wie für alle schwere Bedrängnisse das Volk gewisse Vorzeichen hat, als außergewöhnliche Erscheinungen am Himmel, Pestjungfrauen und dergleichen, so gab man damals hauptsächlich den armen Juden die Schuld. Sie hätten die Luft verzaubert, die Brunnen vergiftet, und eine gräßliche Verfolgung derselben schändete wie anderwärts, so auch die Christenheit am Rheine. Die Juden verbrannten sich zum Theile in Speier 1339, doch fanden sie auch bei einigen Bischöfen wieder Schutz. Bald erwachte der Sinn für Buße im Volke. Die Schaaren der Geißler kamen aus Schwaben und sangen ihre wehmüthigen Weisen. Drauf ward ein Brief Christi verlesen, den ein Engel vom Himmel nach Jerusalem gebracht haben sollte, und der nur denen Gnade zusage, welche 34 Tage lang ihre Heimath verließen und sich geißelten. Jetzt erst zog die Schaar in den Dom, um vor jenem wunderthätigen Marienbilde sich niederzuwerfen, das schon den heiligen Bernhard mit lauter Stimme begrüßte. Aber an die Stätten der an der Pest Verstorbenen knüpfte sich mancherlei Spuk, und sollen die Geister der Begrabenen in Gestalt kleiner Lichter erscheinen, bis sie irgendwie ihre Erlösung gewinnen. — Auch die Zeit der hussitischen Ketzer hat für uns keine besonders erwähnenswerthe Erinnerung hinterlassen. — Als Vorzeichen einer bald einbrechenden Hungersnoth in jener Zeit, sei vor andern folgende Sage erwähnt. Ein Hausvater zu Speier theilte seinen Dienstboten immer selber das Brod aus. Als er einmal wieder den Brodlaib mit dem Messer anschnitt, da floß Blut aus demselben. Ein gleiches geschah, wo einer das Vorbrod, bevor es recht ausgebacken, aus dem Ofen herausnahm. Das sollte das sichere Vorzeichen sein. — Ebenso verhält es sich mit den Hungerbrunnen, wie ein solcher u. a. eine Stunde von Kaiserslautern im Walde. Im Jahre 1816 begann er auf einmal zu fließen. Doch hiemit gerathen wir in das Gebiet des Wunderglaubens. Einen um so freundlicheren Eindruck gewährt eine ihrer ganzen Fassung nach echt pfälzische Sage, welche Kaiser Ruprecht (der Gute) veranlaßt. Ein Webergesell — man sagt aus Sembach — kam auf seiner Wanderschaft nach Wien. Mehr Frömmigkeit im Herzen, als Geld in der Tasche besuchte er das herrliche Münster des heiligen Stephan. Das Hochamt hatte begonnen, dem wohnte auch an der Kaiser Ruprecht. Der feierliche Gesang ergriff unsern Landsmann so sehr, daß er unwillkürlich mitzusingen anhub. Seine helle Stimme erregte ringsum großes Aufsehen. Da rief der Kaiser: „das muß ein Pfälzer sein!" Er hatte ihn gleich an der hellklingenden Stimme erkannt. Alsogleich wird unser Sänger vor den Kaiser beschieden, und als ihn dieser erblickt, ruft er laut: „Seht da, ein Pfälzer! Hoch lebe die Pfalz!" und ein „hoch lebe die Pfalz" wiederhallte ringsum im Tempel. Nach dem Gottesdienste wird unser Geselle mit Goldstücken beschenkt und mit der Mahnung entlassen, käme er in Noth, nur wiederzukommen. Er dankte dem Kaiser und gelobte Gott, der Mahnung seiner frommen Mutter nie zu vergessen.

In dieser Zeit, unter Pfalzgraf Ludwig III., erscheint auch ein pfälzischer Tell. Ein gewisser Punker von Gohrbach bei Heidelberg stand im Gerüche eines Zauberers, weil er mit seiner Armbrust das kleinste und fernste Ziel niemals verfehlte. Dem Pfalzgrafen, welchem er im Felde und auf der Jagd die trefflichsten Dienste leistete, ward bei alledem unheimlich zu Muthe. Um in die Falle zu gehen, sollte Punker seinem eigenen Knaben einen Pfennig vom Barette schießen, widrigenfalls sei er des Todes. Alles Bitten half nichts. Punker legte an, bestand aber glücklich die Versuchung. Auf des Pfalzgrafen Frage, warum er einen zweiten Bolzen zu sich gesteckt, erwiederte Punker: „Hätte der Teufel seinen Bolzen mißleitet, so wäre der zweite für den Pfalzgrafen selber gewesen!" — Ein gleiches Wagestück erzählt man sich in heutigen Tagen von einem Schützen in Frankenthal. Der habe seinem Knaben eine Kartoffel auf das Haupt gelegt und sie regel-

Digitized by Google

mäßig heruntergeschossen. Die Polizei mußte ihm endlich das gefährliche Handwerk legen.

Erwähnung verdient eine andere Sage. Die von Neustadt waren auf ihren Pfalzgrafen nicht gut zu sprechen von wegen einer Belagung, welche sie aufnehmen sollten. Dessenungeachtet gaben sie ihm ein glänzendes Gastmahl. Alles war in weingrüner Stimmung bis tief in die Nacht. Jetzt rückte der Pfalzgraf mit seiner Forderung entschieden heraus, ebenso entschieden lehnte man sie ab. Ueber eine Weile sieht der Pfalzgraf auf und spricht: „In der Nähe weiß ich Hirsche, die will ich jagen, dann komme ich wieder zu euch zurück!“ und entfernt sich somit ohne alle Begleitung. Unvermerkt hatte aber ein starker Trupp von Soldaten das Haus umringt, worin der hochweise Rath noch dankettirte. An ihrer Spitze tritt der Pfalzgraf in den Saal und spricht: „Der Hirsch ist gefangen, Neustadt besetzt, unser Handel ist aus!“ Die langen Gesichter, welche die wohlweisen Herren gemacht haben mögen?

Furchtbare Strafe für jugendlichen Uebermuth.

Man kennt wohl die Namen Pasquin und Marforio, die sich als Träger und Verbreiter des Volkswitzes in Rom längere Zeit hergeben mußten. Der erstere Name gehörte ursprünglich einem Schneider an, welcher durch seine kaustischen Ausfälle gegen Alles, was im Bereiche seines kleinen Lebens Lächerliches oder Thörichtes geschah, eine gewisse Berühmtheit gewonnen hatte. Nach seinem Tode übernahmen Andere seine Rolle, doch ohne ihre Persönlichkeit der Oeffentlichkeit preiszugeben, wie es der Schneider gethan. Eine alte verstümmelte Statue, die in der Nähe des Palastes Torres ausgegraben und bei dem Wohnhause des Schneiders aufgestellt worden war, wurde zum Träger der lustigen Schwänke und oft bitteren und beißenden Epigramme ausersehen, welche jedes öffentliche Ereigniß, jedes mißfällige Verfahren der päpstlichen Regierung rügte und kritisirte. Und als nach einiger Zeit ein anderer Torso die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen, erweiterte sich die Thätigkeit des verborgenen Epigrammendichters, indem Marforio fragte, Pasquin die treffendsten Antworten bot. Zur Zeit, wo Papst Sixtus V. seine eiserne Hand über den Kirchenstaat hielt und durch seine Geldgier und seinen Nepotismus die heilige Stadt in Erstaunen setzte, wurde das Frag- und Antwortspiel der beiden Statuen immer lebhafter, die Ausfälle gegen den Papst immer heftiger; auch war es kein plumper Volkswitz mehr, der die Feder führte, ein feinerer Geist hatte die Rolle des öffentlichen Spaßmachers übernommen, dem selbst die höheren Fragen der Politik nicht unbekannt waren. Vergeblich waren bis jetzt alle Nachforschungen über den eigentlichen Urheber dieser öffentlichen Kritiken gewesen und doch lag dem Papst Alles daran, ihn kennen zu lernen. Er ließ demjenigen, der den Verfasser nennen werde, eine Belohnung von 2000 Pistolen bieten und, da dies nichts half, endlich alle Männer Roms, welche als Dichter oder Versemacher bekannt waren, gefangen in die Engelsburg führen. Man hätte gar nicht glauben sollen, daß Rom so viele Günstlinge der Musen beherberge, denn man brachte eine sehr ansehnliche Zahl angeblicher Dichter in die Burg. Viele protestirten laut gegen die ihnen angethanene gefährliche Ehre, während die Eitelkeit Andere bewog mit Stolz auf die Verfolgung zu blicken. Aber Sixtus V. kam dadurch seinem Ziele nicht näher, denn Keiner wollte sich als Urheber des Verbrechens bekennen. Da verkündigte der Papst endlich den Gefangenen selbst, daß die Tortur ihnen das Geheimniß entreißen werde. Schon schritten am folgenden Morgen die Folterknechte im feierlichen Zuge nach der Engelsburg, als ein junger Mensch athemlos in den päpstlichen Palast stürzte und um eine Audienz bei dem Papste dringend bat, indem er den Verfasser der Epigramme nennen könne. Sixtus hatte eben die Cardinäle zu einer Congregation der Indulgenzen um sich versammelt, als ihm diese Nachricht gebracht wurde. Er läßt ihn vor sich führen und der junge Mensch bekennt sich selbst als den Verfertiger jener Witzfunken, welche den Zorn des obersten Kirchenfürsten in so hohem Grade erregt haben und fleht die Gnade des heiligen Mannes an. „Das Leben,“ läßt sich der Papst vernehmen, „habe ich dem Frevler schon geschenkt, es soll Dir erhalten bleiben, aber straflos sollst Du nicht ausgehen. Das Gefängniß wäre kein sicherer Hüter gegen solchen bösen Geist, der Dich beseelt; ich muß Dir die Macht nehmen, Deinen Gedanken Ausdruck zu geben. Die Zunge, welche gegen Uns so verleumderische Verse sprach, werde Dir ausgeschnitten, und die Hand, die sie niederschrieb, wie die, welche beim Anheften der Pasquille half, werde von Deinem Leibe getrennt und jetzt verdorre Dein Gedanke in Dir selbst!“ Das gräßliche Urtheil wurde in der That an dem Unglücklichen, dessen Name, wie Saintine in seiner Novelle „Le Mutilé“ erzählt, nie bekannt geworden ist, vollstreckt. Er wurde dann aus dem Kirchenstaate verbannt und, um ihm auch das Mitleid der ländlichen Bevölkerung zu rauben, als Ketzer und böser Zauberer verdächtigt.

Hirten erschlugen ihn.

* Des Chemikers Phantasie an Laura.

O Laura! nenne mir die Kraft, die mich an Dich zieht! Ist es die Cohäsion? Ist es die Affinität, die chemische Verwandtschaft, die mich, als Atom, an Dich, das Molecül, reißt?

O Laura! Bist Du vielleicht ein Magneteisenstein, der alle Eisenoxydatome meines Lebenssaftes an sich zieht, mit des unwägbaren Fluidums magnetischen Banden?

O Laura! Wie viele Zwischenstufen mußte die

Digitized by Google

Menschheit erklettern, bis, nach der Darwin'schen Theorie, sich vom Affen aus entwickelte meiner Laura vollkommene Gestalt!

O Laura! Wie mächtig wirken auf mich die Lichtstrahlen Deines Auges, durch welches hin erglänzet Deines Gehirns blitzender Phosphor.

O Laura! Ein Kuß von Dir beruhiget mein Liebesfeuer mehr, als mit Kohlensäure imprägnirtes Gewässer, und lullet ein, meine Nervengeister, wie das bekannte Alkaloid, zubenannt Morphin!

O Laura! Wie drückt ein schwermüthiges Aufseufzen aus dem Innern Deines Respirationsapparats mein Herz darnieder, wie mit des Quecksilbers dreizehn, Comma fünf, specifischem Gewicht!

O Laura! Wenn in Liebeswonne durch das elastische Pumpwerk Deines Herzens steigen oxydirte Blutkügelchen in die Capillargefäße Deiner Wangen, die erglühen auf 40 Grad Celsius gewiß!

O Laura! Wenn im freudigen Entzücken, zwischen Deine Wimpern heraus sich destillirt ein Wassertropfen! — Die pharoidale Form der Thräne!

O Laura! Wenn Du huldsam errötheſt bei einem meiner spitzig sarkastisch-wissenschaftlichen Worte, gleich dem gelben Doppeljodquecksilberkrystall, der blutroth wird bei Berührung mit der Spitze der Nadel!

O Laura! Wenn ich diese Metamorphosen sehe, dann entzückt Du mich wie das Phänomen beim mangansauren Kali, dem „mineralischen Chamäleon."

O Laura! In Deiner Nähe, in Deinen Armen werde ich belebt, wie durch Einschlürfung reinen Sauerstoffs und durchrieselt von Wonnen, wie bei Athmung des Gases — des Stickstoffoxyduls!

O Laura! Wer bist Du? Sprich! Du herrliches, organisches Wesen, hauptsächlich bestehend aus Kohlensäure, Ammoniak, Wasser, Phosphor und Kalk!

O Laura! Wie enträthſele ich Dich mir? Deine diversen Erscheinungsweisen und Eigenschaften? und doch bleibst Du immer Du! — ebenso polymorph, wie Milchzucker, Baumwolle und Sauerkraut!!

Die beiden Armbänder.

Die Königin Marie Antoinette von Frankreich war bekanntlich eine leidenschaftliche Verehrerin der dramatischen Muse und besonders der Oper, und spielte selbst sehr häufig kleine Rollen. So spielte sie einmal auch in Versailles die „Susanna" in der Hochzeit des Figaro'. Der Loge der Königin im Schauspielhause gegenüber saß an diesem Abend die Frau eines reichen Bankiers, ganz mit Brillianten überſäet und besonders ein Paar prächtige Armbänder mit Diamanten zur Schau tragend, deren Werth ein ganz ungewöhnlicher war. Nachdem sie alle möglichen Hülfsmittel versucht, die Aufmerksamkeit der Königin auf dieselben zu lenken, stützte sie endlich die Hand auf das Sammetkissen auf der Brüstung der Loge, damit die Edelsteine auch recht gesehen werden könnten. Ihre Bewegungen entgingen der Aufmerksamkeit der Königin nicht, welche mehrmals die Dame bedeutsam anblickte, und dem Ehrgeize dieser Frau dadurch nicht wenig schmeichelte. Stolz auf diese Auszeichnung und ihre Brillianten saß sie in einem der Zwischenakte allein in der Loge, als ein Lakai in königlicher Livree eintrat und unter vielen Komplimenten und schmeichelhaften Phrasen für die Dame dieser den Wunsch der Königin bittend zu erkennen gab, eines dieser Bracelets, die die öffentliche Aufmerksamkeit in so hohem Grade auf sich gezogen, näher betrachten zu dürfen. Im höchſten Grade geschmeichelt, nahm die Dame eines der Armbänder ab und übergab es dem Lakaien der Königin. Allein das Bracelet wurde vor Beendigung der Aufführung nicht wieder zurückgegeben, und die Bankiersfrau argwöhnte bald, daß sie das Opfer eines gewandten Diebes geworden war, der ihre Bewegungen und die Mühe beobachtet, die sie sich gegeben, die Aufmerksamkeit der Königin auf sich zu ziehen. Sie ließ ihren Verlust augenblicklich bei der Polizei anzeigen, und war schon am andern Morgen so glücklich, beim Frühstücke ein Billet des Polizeilieutenants zu erhalten, worin er ihr anzeigte, daß man sowohl des Diebes als des Armbandes habhaft geworden sei, und worin er sie zugleich bat, ihm entweder sogleich das andere Armband zuzusenden, damit die Aechtheit des wiedergefundenen ermittelt werden könne, oder noch besser sich persönlich aber unverweilt auf sein Bureau zu bemühen. Sie war noch en negligée und zog es daher vor, dem Polizeibeamten das andere Bracelet zu übergeben, doch nicht ohne eine Menge der ihr nöthig dünkenden Vorsichtsmasregeln. Eine oder zwei Stunden später fuhr sie aber bei dem Polizeilieutenant vor und erfuhr, daß sie um ihre beiden Armbänder betrogen war. Der gewandte Gauner, der sich das Eine im Theater erschlichen, hatte sich nun durch eine glückliche List auch in den Besitz des Anderen zu setzen gewußt.

Wichtige Erfindung.

Ein Yankee-Genie hat in Washington das Patent für eine Maschine erhalten, welche in der That Erstaunliches leistet, und allen Farmern, Hauswirthen und Hausfrauen künftighin unentbehrlich sein wird. Diese Maschine wird aufgezogen wie eine Uhr und verfolgt alsdann irgend ein herumlaufendes Schwein so lange, bis es gefaßt und gebunden ist. Durch eine kleine Veränderung am Mechanismus macht die Maschine aus dem Schweine Bratwurst, Blutwurst, Leberwurst und Schwartenmagen, macht aus den Borsten Kleider- und Stiefelbürsten und zuletzt aus dem Schwanze einen eleganten Pirospenzieher.

Digitized by Google

Erinnerungen an das Schützenfest in Carlsruhe.

„Dann aber ging er leichtgewandt
Zur jungen Gräfin, die als Preis
Des Kampfes hielt ein Eichenreis
O Schütz, wie ist Dein Stolz entflohen,
Da Du in's Auge Ihr gesehen,
Wie schwand vom Antlitz Trotz und Drohen,
Seit Sie Dir holden Gruß gewährt,
Wie bogst Du willig da das Knie,
Das doch sich beugen lernte nie;
Wie sahn sich flammend Beide an,
Die schönste Maid der schönste Mann!"

„Otto der Schütz."

Es war am 6. August 1867, als einige Freunde aus der „sonnigen Pfalz am Rheine" hinaufwärts zogen gen Mayau und Carlsruhe. Gewaffnet bis an die Zähne, mußte man fast glauben, daß das „böse 49er Jahr" wieder aufgewacht sei, wenn nicht die fröhlichen Mienen und Worte der jungen, frischen Gesellen den Beschauer anders belehrt hätten; es war das II. badische Landesschießen, wo sie sich neue Lorbeeren pflücken wollten, die heiteren Schützen der Pfalz! das Frühstück war gut, die Cigarren dampften und das Dampfroß eilte unaufhaltsam der Residenz entgegen. Daß allerlei neckende Reden die Langeweile nicht aufkommen ließen, bedarf wohl keiner Versicherung und als Freund August meinte, es sei ihm so „eigen zu Muth" er wisse sich „das Gefühl" gar nicht zu erklären, polterte sein Vetter Carl in seiner guten Laune heraus: „was gilts August, Du gewinnst von uns Allen den besten Preis, verliesst aber Dein Herz!" August wäre beinahe roth geworden und sagte fast ärgerlich: „geh', schäm Dich doch, wenn das Jemand hörte!" in dies neckische Gespräch schrillte plötzlich der Schrei der Lokomotive, sie waren in Carlsruhe, wo es jetzt galt vor Allem sich zu stärken, damit man frisch vor den Feind (den Schießstand) komme — unsere Freunde ließen sich in dem Punkte nichts nachsagen, denn sie waren ja „Ueberrheiner." Der „grüne Hof" winkte so traulich, „Hotel Große" sah so ehrbar zu ihnen hinüber, der „Erbprinz" grüßte so gnädig, das Alles rührte sie nicht, sie stiegen im „Englischen Hof" ab, denn dorten sollte der beste „Deidesheimer" und vortreffliche „Schwarzwälder Forellen" sein. Nun, so etwas kann ein Pfälzer Herz schon rühren und einen pfälzischen Gaumen kitzeln, fühlt man sich doch wie zu Hause bei solchen Aussichten. Der „Wigwam" war eingerichtet, der „Imbiß" genommen, ein frischer „Eichenstrauß" prangte am Schützenhut und nun ging es im „Einspännerle" fröhlich der Schießstätte zu, freundbrüderlich gegrüßt in der Festhalle von „Otto dem Schützen," aber nicht von dem Schützen „Kinkels," sondern von dem deutschen Biedermanne und Oberschützenmeister der Carlsruher Schützengesellschaft „Otto von Cornberg." In der Halle, war es aber doch auch gar zu gemüthlich, die prächtigen Sinnsprüche wie zum Beispiel:

„Schütze hat zu sorgen
Vom Abend bis zum Morgen,
Schütz in glaubts ist nicht
Und macht ein schief Gesicht."

Die gute Musik, das ganze fröhliche Treiben und die stets frisch sprudelnden Nektarquellen waren so ganz nach dem Sinne unserer Pfälzer Schützenbrüder, daß es an einem Haare hing und sie hätten Fidel gelebt und — nicht geschossen! Doch, das Pflichtgefühl, das Pflichtgefühl!! sie rissen sich los, sie machten der Situation „Herrnles am Scheidewege" ein Ende, griffen fest nach ihren Stutzen, die in rühmlichem Wettkampfe auf dem heißen Plan in Frankfurt, auf dem noch heißeren in Bremen gekämpft und gesiegt hatten, ein gewaltsamer Ruck und der „deutsche Schütze" war mitten drinn im Kampfgewühl — Schlag auf Schlag, Knall auf Knall und Alles war außer diesem vergessen.

Pulvergeschwärzt!
Von der Stirne heiß,
Rinnen muß der Schweiß,
Soll der Schuß den Meister loben
Und das Glück, das kommt von Oben!

So wurde fortgearbeitet bis zur sinkenden Nacht und wenn nicht Alles trügte, so hatte Freund August wirklich den besten Schuß von den Genossen und süße Bilder (von Ehrenbechern, Festjungfrauen, Tusch Tusch! — Blumensträußen, Champagner und sonst allerlei Glück) begleiteten ihn durch seine nächtlichen Träume und erst ein höfliches Klopfen und die Worte „meine Herren der Ballwierer ist da" führten ihn in die Wirklichkeit zurück und mit Unmuth hieß unser Freund den „Bartscheerer" zum T. gehen, indem er mit Wohlbehagen seinen vollen Bartwuchs betastete. Nun rasch in die Joppe, ebenso gefrühstückt und dann ging es zum Mühlburger Thore hinaus auf den Schießstand und wiederum knallte es Piff und Paff bis Hochmittag der heißen Arbeit ein Ziel steckte. Das Vermessen war rasch beendet und Freund August unter den Preisetrágern eines Festpokales genannt; schnell acquirirte oder annectirte er sich ein prachtvolles Bouquet und nahte sich den Festjungfrauen am Gabentempel, zierlich ließ er sich auf ein Knie nieder, überreichte mit der rechten den Strauß, empfing den Pokal mit der linken, drückte ihn an's Herz.

Und wie er Ihr in's Auge schaut,
War es, wie Bräutigam und Braut.
„Es war der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seele schleicht und trifft und zündet,
Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
Wenn Herz zu Herz sich findet."

August erhob sich ganz betäubt, eine solche Empfindung hatte er weder in Frankfurt noch Bremen kennen gelernt und immer nur seufzte es in ihm „diese Augen, dieser Lockenkopf!" ja, die Au-

Digitized by Google

gen, hatten es ihm angethan und würde er in Sentimentalität zerflossen sein, wenn nicht plötzlich das lustig knallende Geschütz von „Müller in Eltville“ der wahre „Knalleffekt“ bei allen fröhlichen Gelegenheiten ihn erinnert hätte, daß es noch Thaten zu vollbringen gäbe; den Ehrenbecher gefüllt bis zum Rande mit edlem Naß, nahte er sich der Dame seines Herzens mit freundlichem Gruße und warmer Rede und bat sie den ersten Trunk aus dem Becher zu thun um denselben damit zu „heiligen,“ freundlich folgend seiner Bitte, that sie „Bescheid,“ die Musik blies einen Tusch, er suchte die Stelle wo ihre Lippen geruht und verschwunden war der Trunk bis zur Nagelprobe. Freundlich blickend, lud sie ihn durch eine Handbewegung ein, neben ihr Platz zu nehmen; o wie gerne, folgte er diesem, für ihn, Befehl. Die Unterhaltung war lange und intensiv, er dachte nicht daran, er sah nicht die langen Hälse, die man allgemein machte, er legte, wissend oder nicht wissend, die ganze Gemüthlichkeit seines pfälzischen Wesens in seine Unterhaltung und die Dame zürnte ihm nicht! Eines, wollte er jetzt noch mit Bedacht erwähnen, da tippte ihm Jemand auf die Schulter, die „Jungfrau“ sah auf und erröthete, es war der „Edle Otto“ der Schützenmeister, welcher ihn in freundlicher Weise bat ihm zu folgen und das Glück nochmals zu prüfen, ob es ihm treu. — „Ich verlange kein Größeres, ich habe genug!“ antwortete er dem älteren Manne. — „Aber mein lieber junger Freund, bedenken Sie doch!“ „Was soll ich bedenken?“ sagte er, indem er aufsprang und ein paar Schritte folgte, „diese Festjungfrau, mein Herr, ist ja keine Festjungfrau.“ „Aber um Gotteswillen, was ist sie denn?“ sagte unser Freund August. „Lassen Sie es sich gesteben, mein lieber Herr, es fehlt in Carlsruhe an Jungfrauen, die sich am Schützenfeste betheiligen wollten, deshalb gab ich nach und gestattete, daß mehrere „junge Frauen“ als „Jungfrauen“ figuriren durften.“ August fiel aus allen seinen Himmeln und frug nur noch mit mattem Tone: „nun, wer ist denn die Dame, mit welcher ich so glückliche Minuten theilte?“ „Sie ist Frau Louise Röm, geb. von Erl und eben sehe ich deren Gemahl dorten zur Festhalle eintreten und bitte Sie mir zu folgen, denn derselbe liebt solche Situationen seiner Frau nicht.“ So sprach der ehrenwerthe Schützenmeister und zog unseren Freund mit fort zum Stand, doch „ihm schmeckt nicht Speise, schmeckt nicht Trank und Seufzer hört man statt Gesang.“ Das fröhliche Leben war aus ihm gewichen, selbst der „Knalleffekt von Eltville“ that nicht mehr seine Wirkung und Alle beeilten sich den Abendzug zu erreichen, der sie der pfälzischen Heimath zuführen sollte.

Als die vorher so fröhlichen Gesellen Abschied von einander nahmen und speziell August herzlich die Hand drückten, sagte er mit weicher Stimme: „hört, nehmt mir's nit übel, aber ich muß es Euch gestehen, seht in Frankfurt ist mir das Herz wackelig geworden, in Bremen hats mir aus der Brust fallen wollen und hier in dem Carlsruhe, fängt es an mir zu verbluten. Ich weiß es schon, es geht mir, wie der Pfälzer Dichter geschrieben hat „„hoft Schnorres schun un Backebart, un bleibst en alter Bu!““

Recht schwermüthig trennten sich die Freunde, so schwermüthig wie überhaupt ein jung Pfälzer Gemüth werden kann und als sie sich nach einiger Zeit in Lautern auf dem Preisschießen wieder so schön zusammen fanden, August wohl ein bischen ernster war, frugen sie Abends beim Glase Wein in gemüthlich necksender Weise: „nun wie gehts, was macht's Herz?“ „Ach, laßt mich in Ruh,“ sagte unser Freund, „ich seh' Alles kommen; wie der „ewig Jud“ wege seine Sünde „ewig“ irr in der Welt herum muß laafe, so gehts mer; bis ans jüngste Gericht, werd' ich alle Schützefeste besuche müsse un nit finne, was mer helfe könnt — awer deßwege könne mer doch immer noch e Glas trinke, Herr Wirth, noch e Flasch „Siligmüller“ mit dem „Kukuk“ druf!“

Sollen wir uns Kummer über unsern Freund machen? nein, denn er ist auf dem Wege der Genesung; in vino veritas, in vino sanitas sind vortreffliche Recepte, werden sie von ihm recht oft angewandt, so helfen sie ihm gewiß, denn er ist ja ein Pfälzer!

Im Schlosse von Tervueren.

Zwei Meilen von Brüssel, dicht an einer schönen, durch Gehölz führenden Straße liegt ein schönes Dorf mit niedrigen, weiß leuchtenden Häuschen. Tervueren heißt dieses Dorf. In seiner Mitte geht links die Straße ab, und man steigt da rasch hinan zu den Mauern eines königlichen Schlosses. Von 1815 bis 1830 war diese große Domäne die Lieblings-Residenz des Königs Wilhelm I. von Holland. So lange Leopold I. regierte, war sie ganz verlassen, kaum daß hie und da einmal der Graf von Flandern mit seinen Hunden dahinkam. Wer nun weiß, daß dieser König Leopold mehr als ökonomisch war und während seiner ganzen Regierungszeit auch nicht einen Sessel reparirten ließ, der kann sich vorstellen, in welch verwahrlästigtem Zustande sich die ganze Einrichtung des Schlosses von Tervueren befindet.

Dieses Schloß ist das vierte, welches eine unglückliche Frau während ihres kurzen Lebens bewohnt, eine Frau, die auch bereits den vierten Namen trägt. In Laeken hieß sie die Prinzessin Charlotte, dann in Miramar die Erzherzogin von Oesterreich, später die Kaiserin von Mexico und nun in Tervueren nennt sie das Volk die Irre.

Wenn furchtbare Schläge den Geist eines Unglücklichen erschüttert haben, so führt man ihn an die Orte seiner Kindheit, an die Plätze, die Zeugen waren seiner reinen unschuldigen Freuden in der

Digitized by Google

Nähe einer zärtlich lächelnden Mutter und eines freundlichen Vaters. Dort, wo er lieben lernte, hat er glücklich sein gelernt, und dorthin führt man ihn zurück, das verlorene Glück wieder zu finden.

Sind in diesem Lande keine Freundinnen zurückgeblieben? Hat dieser Park kein Lieblingsplätzchen? Giebt es in diesem Garten keinen Baum, dessen Schatten ihr kühler däuchte als irgendwo anders? Giebt es hier keine Erinnerung, die das Lächeln des glücklichen Kindes wieder anzufachen vermöchte? Hat hier nirgends das junge Mädchen süß geträumt, daß man es dahin zurückführe, um wieder zu erwachen?

O gewiß, es giebt einen solchen Ort, wo die Aermste herangewachsen ist und wohin man die Irre zurückführen sollte; aber man hat es nicht gewagt, sie nach Laeken zu bringen. . . .

Man hat es nicht gewagt, weil sie in den siebzehn Jahren, die sie in diesem Schlosse zugebracht hat, auch nicht Eine freudige Stunde verlebt, auch nicht Ein glückliches Ereigniß erlebt hat; weil Laeken für sie nur das Grab ihrer Mutter und die Erinnerung an den König Leopold ist, an diesen Egoisten, der es verstand, sich den Ruf eines geschickten Diplomaten zu erwerben, aber stets ein schlechter Vater geblieben ist.

Wenn ein Wesen, zumal eine Frau, von Leiden heimgesucht wird, so sucht man nach einem Schuldigen. Mit Wuth sucht man nach ihm und mit Genugthuung ruft man laut seinen Namen aus. Hat man schon denjenigen genannt, dem man die Schuld für das Unglück der Prinzessin Charlotte beimißt? O, man hat Mancherlei genannt, aber nicht das Rechte; der wahrhaft Schuldige ist die Jugend, welche der Vater dieser Tochter bereitet hat.

Es hat Frauen gegeben, die mehr gelitten haben als Charlotte, und dennoch nicht wahnsinnig geworden sind. Haben etwa Henriette von Frankreich und Marie Antoinette weniger gelitten? Die Wittwe Karls des Ersten hatte allerdings ihre Kinder, die sie trösten konnten; aber die Gemahlin Ludwigs des Sechszehnten war allein und getrennt von ihren Kindern, die sie in den Händen des Henkers wußte. Aber sie hatten Beide glückliche Erinnerungen, welche die Seele kräftigen, während sie, Charlotte, eine freudenleere Kindheit hatte, und diese Leere, das ist der Keim des Wahnsinns.

Von Kindheit an wurde der Charakter dieser Frau gefälscht. Ihre Geschichte ist eine Lehre für Alle. Es scheint, daß diese Prinzessin in unser Jahrhundert, wo man die Familie vergessen zu wollen scheint, gekommen ist, um Allen zu zeigen, was die Verbannung aus der Familie über eine Frau vermag, welche der Zufall der Geburt mit allen Glücksgütern ausgestattet hat, denn sie war reich, sie war schön, sie war eine Königstochter . . ., ja sie wurde auch geliebt . . . Aber, ach! da war es schon zu spät.

Ihre ganze Kindheit hat sie bei ihrer Mutter verbracht, bei einer armen Resignirten, welche sie nur beten lehrte, und das Kind ahnte gar nicht, was geschehen war, als nach langer Krankheit diese gute Mutter starb und das elfjährige Kind mutterseelenallein blieb in dem großen Schlosse zu Laeken.

In diesem Alter sind Mädchen geschwätzig, aber sie sind es nur unter ihresgleichen. Hätte man diesem Kinde, das in der Einsamkeit verkümmerte und dessen Herz sich an keiner befreundeten Seele erwärmte, nicht Gespielinnen geben sollen?

Man dachte nicht daran. Armes Mädchen, das so sechs Jahre lang litt. Allein, immer nur allein zwischen dem Grabe der Mutter, wohin das Kind ging, um zu weinen, und dem Vater, der nur selten da war und der, so oft er kam, nur alle Welt zittern zu machen verstand.

Prinzessin Charlotte war siebzehn Jahre alt; sie war groß, elegant, schlank, ihr Mund war fein, ihre Nase adlerartig, ihr Auge groß, hell, neugierig und bisweilen unruhig; ihr reiches Haar kastanienbraun, der Teint leicht erröthend, die ganze Haltung voll edler Bescheidenheit. Wer sie so gehen sah, leise und das Haupt leicht geneigt, wie ihre furchtsamen Blicke immer nach Oben gewendet, die Augen dessen, der mit ihr sprach, aufsuchten, hätte hinter ihr eine einfache, sanfte und liebende Natur vermuthen sollen, gemacht dazu, sich auf ein anderes Wesen zu stützen und dieses zu lieben — aber man las auch Traurigkeit und Schmerz in ihren Augen.

An einem schönen Augusttage nun erschien sie, als Braut gekleidet, vor der versammelten Menge auf dem Balkone des Königsschlosses in Brüssel, am Arme eines jungen blonden Mannes, der die Uniform eines Admirals trug. Einige Tage später geleitete sie ein glänzendes Gefolge zum Bahnhofe; die Glocken läuteten, die Trommeln wirbelten, das Volk rief, sie reiste ab. Es sind auf den Tag zehn Jahre, daß wir sie abreisen gesehen. Um aus ihr eine Fürstin zu machen, sind die Oesterreicher gekommen, sie aus Belgien zu holen. Nun kommen sie, um sie wiederzubringen. Vor ein paar Tagen fuhr in der Nacht langsam eine Kutsche die schöne Straße von Tervueren entlang. Das Kind kam in seine Heimath zurück. Aber die Kutsche war geschlossen, denn für diese Frau fürchtet man Reminiscenzen, und man führt sie dahin, wohin sie nie gegangen ist.

Was hofft man? Sie hat keine Mutter, sie hat keinen Gatten, sie hat kein Kind. Wo wäre der Schmerz, wo der Wahnsinn, der nicht weichen würde vor dem Lächeln eines schönen Kindes? . . . Nein, dies Glück ist ihr nicht beschieden. Es giebt prädestinirte Naturen, und diese Prinzessin ist dazu ausersehen, zu zeigen, wohin das Exil aus der Familie führt.

Denn was gebrach ihr, um aus ihr eine glückliche Frau zu machen? Zwei Dinge hätten ihren nun irre umherschweifenden Geist aufrechtgehalten, wenn sie diese je besessen hätte: eine Mutter, als sie noch jung war, und ein Kind, als sie ein Weib geworden.

Digitized by Google

Freiheit — Wahrheit — Liebe.

So lang ihr zitternd zu den Götzen betet,
Die Stein auf Stein, die Burgen ihrer Macht,
Mit eurem Blut gekittet und verlöthet,
Das ihr in reichen Strömen dargebracht:
So lang Kanonendonner euch die Lehre
Von Blut und Eisen in die Ohren dröhnt,
Und wildes Kampfgeheul entmenschter Heere
Den Jammerschrei der Völker übertönt —
So lange Schlachten sich an Schlachten reih'n
Kann in der Welt die Freiheit nicht gedeih'n!

So lang ein Priesterthum mit finstern Lehren
Die Menschen trennt im Leben und im Tod,
Und jeder freien Meinung — Gott zu Ehren
Mit Bann und ewiger Verdammniß droht;
So lang die Schule noch mit Hiengespinnsten
Und Aberwitz der Seele Blüthen knickt,
Und mit des Mysticismus faulen Dünsten
Den freien Geist im Kinde schon erstickt;
So lang ein Bonze glänzt im Heil'genschein
Kann in der Welt die Wahrheit nicht gedeih'n.

So lang die Racen endlos sich befehden
Fanatisirt für Ehre, Macht und Ruhm,
Was frommen all der Heuchler schönste Reden
Von Menschlichkeit und reinem Christenthum?
Apostel wollt ihr sein der Nächstenliebe
Und eines Vaters Kinder nennt ihr euch,
Indeß der Sprachenkämpfe wild Getriebe
Zu Raub und Mord euch drängt, Hyänen gleich.
So lang die Stämme feindlich sich entzwei'n
Kann in der Welt die Liebe nicht gedeih'n.

D'rum, wollt ihr Freiheit, Wahrheit, Liebe haben,
So werdet Menschen sonder Heuchelei —
Ihr müßt den alten Haß und Groll begraben,
Der menschgewordn'e Mensch allein ist frei.
Macht, daß ihr mit den ewigen Gesetzen
Der Weltenordnung denkt in Harmonie!
Der Racen und der Sekten wilden Hetzen
Verbierung schuf es, aber Menschen nie.
Wollt ihr der schönen Gotteswelt euch freu'n
So müßt ihr Menschen werden, Brüder sein!

D'rum auf ihr Lehrer, die die Schulen leuken,
Legt Hand an's Werk, von jedem Wahn befreit,
Lehrt uns're Kinder frei und richtig denken,
Erzieht ein neu Geschlecht der neuen Zeit!
Versunken mod're unter Schutt und Trümmern
Der Vorzeit grauenvolle Märchenwelt,
Ihr seht erstaunt die neue Leuchte schimmern
Die hoch auflodernd flammt zum Sternenzelt;
Gewaltig — glänzend, furchtbar göttergleich
Entfaltet sich des Wissens endlos Reich.

Nicht länger ziemt's, die Geister zu beschwören
Mit Dingen, welche Niemand wissen kann —
Was Jeder wissen soll, das bringt zu Ehren:
Ihr aber leuchtet kühn der Welt voran.
Humane Bildung sei hiefort auf Erden
Das Losungswort — o macht sie allgemein!
Dann kann ein Hirt und eine Heerde werden,
Und alle Menschen können Brüder sein!
Im wahren Wissen liegt die Einigkeit —
Im Wähnen — ew'ger Wahn und Widerstreit!

Ein schreckliches Abenteuer.

Pariser Blätter erzählen: M. G., ein Handlungscommis, begegnete gegen 9 Uhr Abends, nachdem er den Tag im Ausstellungspalaste zugebracht hatte, einer jungen und hübschen Dame, Julia K. Er knüpfte mit ihr ein Gespräch an und sah Alles, was er ihr anbot, ohne Widerrede angenommen. Sie hatten bereits den Abend mit einander zugebracht, als Julia sich bereit erklärte, G. als ihren Gast in ihrem Hause anzunehmen. G. begleitete sie auch in der That in ihr im zweiten Stocke eines Hauses des Quartiers des Invalides gelegenes Appartement und konnte sein Staunen nicht verbergen, als er der in demselben entfalteten Pracht und Annehmlichkeit ansichtig wurde.

„Sie haben mich ohne Zweifel für eine Abenteurerin gehalten," sagte Julia. „Geben Sie diese Meinung auf. Ich bin vollständig Herrin meines Thuns und kümmere mich wenig um die Vortheile, welche die Dinge dieser Welt regieren. Wir haben uns getroffen, Ihre Gesellschaft hat mir zugesagt, und ich habe daher von ihr Gebrauch gemacht. Jetzt sind Sie bei mir — ich habe ein Saftzimmer für Sie — ich werde Sie in dasselbe führen, und dann gute Nacht!"

G., welcher auf einen andern Empfang gehofft hatte, machte Einwendungen; aber Julia antwortete ihm in ernstem Tone, sie habe geglaubt, einen galanten Mann in ihm zu finden, und sie bitte ihn, sich wie ein solcher zu benehmen. Er beschied sich damit, ging auf das ihm angewiesene Zimmer, legte sich zu Bette und schlief ein.

Als der Tag anbrach, wurde G. durch einen heftigen Schmerz geweckt. An seinem Bette sieht er — wie ein Gespenst weiß gekleidet — Julia stehen. Ihr Blick leuchtete in einem düsteren Feuer, ein convulsivisches Lachen bewegte ihre Lippen und in ihren Händen befand sich ein blutiges Rasirmesser. Sie hatte damit an dem unglücklichen G. eine schreckliche Verstümmelung, wie einst Origines an sich selbst vollzogen.

„Elende!" rief er, sobald er sich von seinem Zustande überzeugt hatte, und springt aus dem Bette, während Julia sich in ihr Schlafzimmer flüchtete.

G. reißt ein Fenster auf, öffnet die Wohnungsthür und schreit um Hilfe.

Auf seinen Ruf eilen mehrere Leute herbei und glücklicherweise unter ihnen ein Studirender der Medicin, welcher dem Unglücklichen den ersten Nothverband anlegte.

Die von dem Vorfalle verständigte Polizei fand Julia ganz ruhig mit der Toilette beschäftigt. Um den Grund des Verbrechens, das sie vollbracht hatte, gefragt, antwortete die Dame mit unzusammenhängenden Reden, welche glauben lassen, daß Julia nicht im vollen Besitze ihrer Geistesträfte sei.

---

* (Aus Preußen.) Einige achtzig Landräthe sind bis jetzt als Candidaten zur nächsten Reichswahl vorgeschlagen.

Landräthe in so großer Zahl!
Merkwürdig in der That!
Nun sage einer noch ein Mal,
Das Land sei ohne Rath!

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Politische Gemüthlichkeit.

Was auch die Literaten-Zunft
Behauptet weis' und weiser,
Wohl über die Zusammenkunft
Der beiden hohen Kaiser;
Hört nicht auf ihren Kriegs-Allarm,
Sie faseln unterschiedlich
Und machen Euch die Köpfe warm —
Die Sach' ist rein gemüthlich.

Die Kaiser drückten sich die Hand,
Eugenie küßt' die Wange,
Nur dem politischen Unverstand
Wird bei dergleichen bange.
Napoleon unterhielt sich dann
Mit Herrn von Beust ganz friedlich,
Auch Metternich zog man heran
Zum Kaffee, ganz gemüthlich.

Sie sprachen, wie das Wetter so
Geeignet sei zur Reise,
Sie sprachen über Heu und Stroh
Und die Kartoffelpreise;
Napoleon meinte wohl, der Wein
Am Rhein sei sehr appetitlich;
Doch sprach er eben nur vom Rhein
So nebenbei, gemüthlich.

Von Preußen wurde nur erwähnt,
Es lieg in hübscher Lage,
Daß sich's nach fränkischer Herrschaft sehnt,
Davon kam nichts zu Tage.
Drum ruhig nur! es geht nicht los,
Wir machen Alles gütlich;
Napoleon lern't in Deutschland blos
Das Sprüchwort: „Nur gemüthlich!"

---

* (Mahnbrief eines Berliner Kleiderkünstlers.) Wörtlich abgedruckt. Hochgeehrter Her! Erlaube Sie mich, warum besaalen Sie mir den nicht? bin ich der Man, der drei Leibröcke machen kan, ohne eenen Froschen dafir zu sehen? Wen Sie meene Umstende könnten, wen Sie wißten, wie ich mir gremen mus, um die Kinder und um die ihrigte Arbeet, so wirde in Ihren Herzen ein Busen zu schlagen haben, der fir Barmherzigkeet Sin hette. Ich bin mit sieben Kindern begabelt, meen Her, und drei dervon sind tod, allene det schadt nischt; — die Vire wolln' o leben, un in Ihrichen sich en Schneider auch een Mensch, un vielleicht Meer Mensch, als Si.

Ehgestern hab ich meenen Burschen zu Sie geschickt, balissens mich sagen, Sie seins nicht zu haus, jestern hat der Bengel Widder hingemuft, da sagtns, Sie hetten nischt, und dabei bestelltns noch een Combliment; und wi ich endlich heit hinschükte, da werfen Sie den Bengel die Stieg runter mit Achtung, ergebenster Stephan Dobias K. Téller uf London.

* Paris. Die Façade der neuen Oper ist mit E und N derart überladen, daß es geradezu lächerlich ist. „Es ist unwöglich," — äußerte Jemand —, „daß all diese E und N nichts bedeuten sollen, als Eugenie und Napoleon." „Allerdings" — meinte ein Anderer — „es heißt auch Emprunt Nouveau" (neue Anleihe) — und so wird es sein!

* (Eine ärgerliche Unterbrechung) erlitt kürzlich ein Neger-Prediger, der seinen staunenden Zuhörern die Erschaffung der Welt haargenau erklärte: „Seht liebe Brüder im Herrn!" rief er im heiligen Eifer, „als der erste Mensch, der Adam, geschaffen war, stellte ihn der Herre zum Trocknen an eine Mauer!" — „Wer zum Kuckuck! hat denn die Mauer gebaut?" unterbrach ihn ein alter wißbegieriger Neger.

* (Doch nicht ähnlich.) Dem ausgezeichneten Portraitmaler Gilbert Stewart begegnete in Boston eine Dame, die ihn sofort mit den Worten antredete: „Ah, Herr Stewart: ich habe soeben Ihr wundervolles Portrait gesehen und geküßt, da es Ihnen so ähnlich ist."

„Und hat das Portrait Sie wieder geküßt?"

„Natürlich nicht."

„Dann ist es mir auch nicht ähnlich!" antwortete Stewart.

* In einer Stadt wurde zu einem Abonnement auf vier Bälle eingeladen. Ein reicher Mann bemerkte in der Liste: „Ich komme auf allen vieren."

Der Nächstfolgende schrieb: „Ich komme wahrscheinlich auf alle vier, jedenfalls aber auf zweien."

* (Aus dem Leben.) „Denken Sie sich, Verehrtester, läßt dieser miserable Mensch, mein Friedrich, die Stöcke während der Nacht im Freien, jetzt, wo wir bereits kühle Nächte haben. Der Ochse weiß, daß er ein Esel ist, und doch bleibt der Stockfisch ein Rindvieh!"

Charade.

Meiner Ersten Paar — es lebte
Nur dem Wahne; doch im Schmerz
Bitt'rer Qualen einst erhebte
Oft um sie ein Menschenherz,
Selbst die Lieb in Glück und Leiden
Hat geglaubt an ihre Macht
Und der Waidmann, wenn zu Zeiten
Er die Dritte schlecht gemacht.
Bei der Krankheit dunklen Größen
Sitzt das Ganze zu Gericht;
Dieses Räthsel wirst Du lösen,
Kannst Du auch die ersten nicht.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Mohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 11. Sonntag, den 8. September **1867.**

* Tzschirner.

In der Hoffnung, daß sich auch in der Pfalz baldigst ein Comité bilden möge, das dazu beitragen wird, dem unglücklichen Freiheitskämpfer Tzschirner ein besseres Loos zu bereiten, wiederholen wir hier folgende, in der „D. A. Z." enthaltene Schilderung der Schicksale und gegenwärtigen Lage desselben: Der unglückliche Straßenkampf in Dresden war zu Ende und die Sicherung der persönlichen Freiheit das Streben aller an der Volksbewegung in Sachsen Betheiligten. Viele Minderbetheiligten entfernten sich auch, um der brutalen Reaction vorerst auszuweichen. Die „Leipziger Zeitung" wimmelte von Steckbriefen. Es war wohl am 14. Mai 1849, als ich nach Süddeutschland reisen und zunächst in Bamberg Halt zu machen gedachte. In meinem Coupé saßen noch einige bayerische Abgeordnete, welche nach München zur Session reisten und lebhaft die letzten politischen Ereignisse besprachen. Vielfach wurde dabei auch Tzschirner, der geniale und mit seltener Beredsamkeit begabte Vorkämpfer der sächsischen Demokratie, während der Revolution Mitglied der provisorischen Regierung, erwähnt. Der Zug hielt, es war Station Lichtenfels; die Wagenthüre öffnete sich und ein neuer Mitreisender nahm Platz. Ich erschrack, es war Tzschirner; Niemand außer mir kannte ihn. Wir verständigten uns mit wenig Worten, indem wir zum Wagenfenster herausfahren, und verließen vereint in Bamberg den Waggon. Tzschirner war ganz ohne Mittel und hatte darauf gerechnet, in Bamberg den Reichstagsabgeordneten Titus anzutreffen. Leider war derselbe verreist; ich selbst besaß nur noch so viel, um einen Einspänner, der uns über Nacht nach Würzburg brachte, zu bezahlen. Ein zur Messe in Bamberg anwesender und mir bekannter Fabrikant schaffte uns ins „Weiße Kreuz," wo wir zu Mittag aßen. In frühester Morgenstunde langten wir in Würzburg an; ich mußte zur Erlangung von Geldmitteln einen Freund daselbst aufsuchen und aus dem Schlafe stören und brachte nun Tzschirner hinlänglich ausgerüstet zur Post. Er reiste nach Hanau, wo er nach mancherlei Zwischenfällen glücklich ankam. Achtzehn Jahre sind seitdem verflossen. Vor wenig Tagen war ich in Bautzen. Ich fragte nach der Wohnung Tzschirner's und man wies mich nach dem Correctionshause, eigentlich soll es wohl Armenhaus heißen. Es widerstrebte mir, dahin zu gehen, und ich sandte eine Einladungskarte zu ihm, mich im Gasthofe zu besuchen. Wir aßen zusammen. Gelähmt am rechten Fuß, Arm und Auge, taub auf dem linken Ohre, hat sich dennoch Tzschirner seine geistige Frische, sein eminentes Gedächtniß bewahrt. Fünfzehn Jahre in Amerika, wo auch seine alte, siebenundachtzigjährige Mutter, die ihn stets begleitete, in kühler Erde ruht, hat er das sächsische Staatsbürgerrecht verloren, und die Wiedererlangung seiner Advocatur, seines einzigen Nahrungszweiges, wird ihm dadurch verschlossen. Vorher Steuerbeamter mit 2000 Dollars Gehalt in amerikanischen Diensten, verlor er diese Stellung in Folge seines durch Schlaganfall gelähmten Körpers, nachdem er noch ein ganzes Jahr nach seiner Krankheit voll bezahlt wurde. Die erlassene Amnestie zog ihn schon vor zwei Jahren nach Sachsen zurück. Mag's sein, daß ihm Alles trostlos vorkam, er ging mit Unterstützung des Bautzener Stadtraths nochmals nach New-York. Das war der letzte Anlauf. Matt und müde, ganz heruntergekommen, landete er Anfang dieses Jahres wieder auf deutschem Boden, um Almosenempfänger zu werden. Das ist der mit mächtigen Geistesblitzen, mit hinreißender Rednergabe mitten unter die versumpften Zustände, herbeigeführt durch das verwöhnte Junkerthum, dreinschlagende Abgeordnete Tzschirner, bewundert und gehaßt, vergöttert vom sächsischen Volke und anerkannt in weiten Kreisen. Das ist der arme Strickssohn aus Bautzen, der hervorragendste und gesuchteste Advocat daselbst, der 1848 bereits ein Vermögen von 35,000 Thalern besaß. Alles fiel zum Opfer. Jetzt ist Tzschirner 55 Jahre alt. Es liegt hierin ein schwerer Mahnruf und ein bitterer Vorwurf, ein dumpfes Klopfen ans Gewissen des Volks. Ich schied von Tzschirner, indem ich ihm den Trost hinterließ, daß seine jetzigen Verhältnisse sich bald ändern würden. Sollte ich mich geirrt haben?

König und Bauer.

In dem Jahrgang 1858 der „Gazette bei Giurisi" finden wir einen Auszug eines wenig bekannt gewordenen Prozesses, dessen Geschichte in einzelnen Zügen an den Müller von Sanssouci erinnert und nicht ohne Interesse gelesen werden kann. Es handelt sich um Majestätsbeleidigung, deren sich ein Bauer in nachbarlicher Begegnung mit dem Könige Victor Emanuel schuldig gemacht haben soll. Man ersieht aber auch daraus, daß der „versteckte Schalk," welcher tief im Charakter des Bauernthums liegt, nicht bloß den Landbewohnern unserer Zone eigen ist. Die Anklageacte läßt sich folgendermaßen aus:

„Am Nachmittage des 28. Sept. v. J. jagte König Victor Emanuel im Gefolge einiger Jäger auf

Digitized by Google

seinen an der Grenze von Cherasco belegenen Gütern. Plötzlich sprang ein von einem Hunde verfolgter Hase in der Nähe des Königs vorüber. Der Hund erhaschte und packte den Hasen; in dem Augenblick schoß einer der Jäger auf den Hund und verwundete denselben. Ein alter Bauer, Antonio Costamagna, Grenznachbar des Königs, der in einiger Entfernung stand, trat alsbald an den König heran und stellte ihn zur Rede. Er machte dem Könige Vorwürfe darüber, daß er auf seinen Hund habe schießen lassen und fügte diesen Vorwürfen noch einige sehr beleidigende Drohungen hinzu.

Präsident zu dem Angeklag. Waret Ihr am 28. Septbr. Nachmittags gegen 4 Uhr auf Eurem Acker?

Angekl. Ja!

Präs. Seid Ihr dort Jägern begegnet?

Angekl. Ja. Ich war auf meinem Felde, als ich eine Stimme hörte, welche rief: „Schieß den Hund todt!“ Der Hund war der meinige. Ich rief darauf: „was! den Hund todtschießen?“ Dieselbe Stimme antwortete: „Sei nicht so laut oder wir werden Dich bald kleinlaut machen.“ Darauf entgegnete ich: „O! das geht heut nicht mehr wie sonst.“

Präs. Wie weit standet Ihr auseinander?

Angekl. Ungefähr 10 Schritte.

Präs. Ihr habt also die Jäger gekannt?

Angekl. Nein!

Darauf werden die Zeugen vernommen.

Fioccardo, Jäger im königl. Dienste, erzählt den Hergang so: „Wir jagten an den Ufern der Stura, Se. Majestät, ich und Rombandi. Auf einmal sehen wir 2 Thiere am Flusse entlang laufen, und bald erkannten wir, daß es ein von einem Bauerhunde verfolgter Hase war. Se. Majestät befahl mir hierauf: „Schieß auf den Hund!“ und ich schoß.

In diesem Augenblicke war der König ungefähr 300 Schritte von mir entfernt. Bald darauf hörte ich sehr laut sprechen. Ich verstand jedoch nur, daß der Bauer sagte, der an der Grenze seines Feldes aufgerichtete Lattenzaun bringe ihm schon Schaden genug und jetzt wolle man auch noch seinen Hund todtschießen.

Präs. Wie sprach er?

Zeuge. Der Bauer sprach sehr laut.

Präs. Glauben Sie, daß der Bauer wußte, daß er mit dem Könige spräche?

Zeuge. Der Bauer fragte Se. Majestät keck; ob er der König wäre? und Se. Majestät antwortete: „Was willst Du?“

Präs. Waren der Hase und der Hund auf dem Eigenthum Se. Majestät?

Zeuge. Ja!

Präs. Hat der König unter Ander'm diese Worte gehört: Es ist heut nicht mehr wie sonst?“

Zeuge. Ja. Denn als Se. Majestät von der Jagd zurückgekehrt waren, wiederholten Sie für sich: „Was wollte der Bauer mit den Worten sagen: es ist heut nicht mehr wie sonst?“

Der zweite Zeuge weiß nur, was der König und Fioccardo ihm erzählt haben.

Der Bauer wird von dem Gerichtshofe zu 3 Jahren Gefängniß verurtheilt. Er scheint erschüttert, erklärt aber, daß er sich auf die Gnade seines königlichen Nachbars verlasse, und seine Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Denn kaum hatte er den Fuß in's Gefängniß gesetzt, als dasselbe auf Befehl des Königs wieder geöffnet wurde, um den grimmbärtigen Nachbar zu entlassen.

---

* Hunde-Lamentation und Petition.

Motto: Vom Katzenjammer hört man Lieder klagen;
Jedoch vom Hundejammer weiß man nichts zu sagen!

Seit längerer Zeit ist ein scharfes Interdikt, ein Bannstrahl, eine unerbittliche Verfehme gegen uns arme Geschöpfe ausgesprochen worden, die wir doch die einzig wahren und getreuesten Freunde der Menschen sind und — trotz vielfach zu erduldender Mißhandlungen bis zu unserem meistens allzufrühen, unfreiwilligen Tode — bleiben. Bei jeder Gelegenheit, wo uns die aus der Schule eilende Jugend mit Steinen wirft, mit Fußtritten stößt und auf alle erdenkliche Weise in Harnisch zu bringen sucht, bis wir endlich durch Bellen und nothgedrungene Gegenwehr unsere eigene Haut zu salviren trachten, besonders aber, wenn es uns einmal gelungen ist, durch einen strategischen Scheinangriff die Wadensehne irgend eines rohen Buben zu sondiren, schreit alle Welt: „Der Hund ist wüthend, schlagt in todt, holt die Polizei!“ — „Mein Fritzle thut keinem Käfer etwas zu leid, er lernt auch brav und ist unter vierzig Mitschülern der achtundzreißigste, wie sollte er, der ganz still und bescheiden aus der Schule wandert, sich an einem Hunde haben vergreifen wollen? Dazu ist er ja viel zu christlich von uns erzogen u. s. w.“

Es hilft uns arme, verkannte, verleumdete Geschöpfe nichts, wenn uns auch unparteiische Menschen genug bezeigen könnten, daß wir der angegriffene und nicht der angreifende Theil gewesen sind; wir müssen aber dennoch stets der schuldige Theil sein, „die Opferlämmer par ordre de mufti!“

Wir wollen uns ja als einigermaßen mit Vernunft begabte Vierfüßler nicht im Mindesten beklagen daß wir von Pic-Nics, Theedansants, Hochzeitbällen, Museumsgebäuden und Parks, wie billig, ausgeschlossen sind, in deren letzteren einem die Kindsmädchen mit ihren anvertrauten Schreihälsen unsere Rolle mehr als gebührlich vertreten; nein, aber daß wir selbst aus gewöhnlichen Wirthslokalen und Biergärten sollen verbannt bleiben, wo wir so manchen harmlosen Abfall gleich dem Hündlein des Tobia erschnappen durften und manche gefühlvolle Bekanntschaft anknüpfen und erneuern konnten — das schmerzt, das betrübt, das erbittert.

Digitized by Google

Ihr verstummte Thierschutzvereinler und Ihr wahre Thierfreunde, sorgt lieber dafür, daß wir jederzeit gut gefüttert, reinlich gehalten und gepflegt, des wissenschaftlichen Ideenaustausches mit beiderlei Geschlecht nicht beraubt, vor allem aber stets mit frischem Trinkwasser wenigstens dreimal des Tages versorgt und überhaupt vernünftig und anständig behandelt werden, und wir, jeder seinen Bildung zugänglichen Hunde versprechen Euch hoch und theuer, unsere oft leicht reizbaren Gefühle im Keime zu unterdrücken, daß fernerhin keine scheinbare oder wirkliche Spur von Hundswuth den ängstlichen oder übelwollenden Theil der Menschheit mehr beunruhigen wird. Auch erlauben wir uns die wohl nicht ungerechtfertigte, dringende Bitte an die Väter der Thierarzneischule, daß sie freundlichst stets öffentlich konstatiren wollen, ob die jeweilig dahin gebrachten wuthverdächtigen Kameraden in Fakto wüthend waren, oder nicht, damit auch hiedurch bald Klarheit und Beruhigung in die allseitig so leicht aufgeregten Gemüther kommen möge.

Die verehrliche Redaktion aber bitten wir submissest, diese unsere Lamentation und Petition gütigst inseratfrei aufzunehmen, da unsere Bundeskasse durch die erst kürzlich erledigte salva venia „Hundssteuer" (welche der Stadt doch auch einigen pekuniären Zuschuß liefert) vollständig erschöpft ist, nach deren pflichtgetreuen Einlieferung uns nun wieder, der s. g. „Schweinehund" gemacht wird.

Im Uebrigen empfehlen wir uns dem menschenfreundlichen und wohlwollenden Theile des gefühlvolleren Publikums zu Gnaden in der wehmüthigen Hoffnung, recht bald wieder von unseren lästigen Gesichtsmasken befreit zu werden, die uns den Athem im Munde und die Seele im Leibe zuschnüren.

Im Namen und Auftrag sämmtlicher bemaulkorbter und gemaßregelter Hunde und Hündlein:

Monzo, Fremdling, Seidenpudel aus Bologna.
Minette, verwaistes Wachtelhündchen.
Nero, englischer Ober-Pintscher und Vater unentdeckter Naturprößlinge.
Cato, genannt der Weise, rauhhaariger Rattenfänger und Schriftführer der hiesigen Hunde-Sippe.

Verfaßt in der Abenddämmerung auf Kinokephalä (vulgo Hundskopf,) an der Grenze des polizeilich Erlaubten.

Die 800jährige Säkularfeier der Wartburg.

Eisenach, 28. August.

Wartburg, — welch einen Klang hat dieser Name! — Wenn sie, die ewig Junge feiert, dann feiert fürwahr mit ihr ganz Deutschland. Oder gibt es einen Deutschen, sei er weß Standes er will, sei er Protestant oder Katholik, den dieser Name nicht mit Ehrfurcht, Stolz und Wonne zugleich erfüllt? Wer vergäße ihn, der einmal von ihrem sanften Bergesgipfel hineingeblickt hat in das mädchenreine Herz Deutschlands das köstliche Thüringen! Neben den weimarischen Farben wehten zwei mächtige preußische Banner von den Zinnen des Wartthurmes zugleich mit den Farben des neuen Bundes der deutschen Nordstaaten, Fähnchen in allen Farben umflatterten den Fuß der Burg, den inneren Raum schmückten Guirlanden vom verschiedensten Blattwerk, farbige Teppiche hingen aus allen Fenstern, deren bleigefaßten Scheiben freundlich blinkten. Gegen 11 Uhr versammelte sich im Hof der Burg ein geladenes Publikum zum feierlichen Gottesdienste. Zuerst hielt der Oberhofprediger v. Grüneisen aus Stuttgart, Präsident der evangelischen Kirchenkonferenz, vor dem Hofe und den speziellen Gästen desselben einen Gottesdienst in der Lutherkapelle ab, welche dazu in ihrem höchsten Glanze strahlte; nur etwa 100 Personen, darunter die Deputationen der Universität Jena und der Geistlichkeit des Landes, waren dabei anwesend. Mit dem Gemeindegesang: „Herr Jeku Christ, Dich zu wende", begann der Gottesdienst, dessen lithurgische Gesänge ein unsichtbarer Chor in leis herüberklingenden Weisen ausführte. Die Worte des 145. Psalms bildeten das Gebet mit ihren herrlichen Klängen: „Gnädig und barmherzig ist der Herr, geduldig und von großer Güte." Der Predigt lag als Text der 8. Vers des 30. Psalms zu Grunde: „Herr, durch Dein Wohlgefallen hast Du meinen Berg stark gemacht." Mit diesen Worten glaubte der Festredner der Gründung der Wartburg würdig zu gedenken.

Kurz vor 12 Uhr begann der Gottesdienst vor der Festversammlung auf dem Schloßhofe. Mit dem Blick auf die schönen Berge Thüringens ließ die Gemeinde den alten Luther-Choral „Eine feste Burg ist unser Gott" ertönen. Die großherzogliche Familie hatte auf dem Altan des neuen Prinzenhauses Platz genommen. Der Oberhofprediger Dr. Dittenberger von Weimar hielt die Festpredigt.

Zum Schluß ertönte der Gesang der Gemeinde: „Nun danket Alle Gott."

Um 2 Uhr begann das Diner im Landgrafenzimmer, zu welchem das Menu in der Manier der Zeit des Erbauers der Burg und in der Sprache jener Tage angerichtet und abgefaßt war:

Banket uf Wartbure
den 28. August 1867.

Ein kuniigliche Kraftb.ne.
„ Gericht von Salm mit agraz.
„ schwer Ochsenbraten mit gemuese allerlei.
Gebacken Huehner in alter weise, ein kluge spise.
Eine Pasteden von schunken, phawen, awerhan und salan uf frychsische weise uegezieret.
Gebraten Reh mit salat und gut allerlei.
Eine fuese vlämische Spise.
Ein schwedisch Gericht von fruechten.
Allerlei Gefroren sues und suer.
Viel Fruechte mancherlei: zitronin, wechselu, ananas und Pomerauzen. — Honigkuchen, Nurenberger, Waffelfladen, rosinen, mandelkern, auch ingeber in Honig. Und vil viu mit blume. —

Digitized by Google

Feuilleton.

P Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Ein neues Licht, das am polit'schen Himmel
Erschien in einem zweifelhaften Glanz,
Und grell hineinscheint in das Weltgetümmel,
Das heißt die austro-fränk'sche Allianz.
Ein neuer Tag brach für den Frieden an,
Und Dänemark erhielt die ersten Proben,
Kopfschüttelnd aber spricht ein weiser Mann:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

In Frankreichs Schulen lehrten schon die Bücher:
Es herrscht in Fried' und Ruhe Kaiser Max,
Und Frankreichs Einfluß ist dort drüben sicher,
Der Kaiser ist in unser'n Händen Wachs!
Da plötzlich kam die Sonnenfinsterniß,
Es wurde Nacht, und jene Leseproben
Sind ein Memento für den Satz gewiß:
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

In Oestreich herrschten Jubel und Vergnügen,
Die inn're Einheit sah man schon im Geist,
Man rief „Eljen" in langen Freizügen,
Und dieses galt dem Kaiser — und dem Beust.
Doch wartet nur und fordert auch die That,
Verlangt von diesem Einheitswerke Proben,
Dann ruft Magyar, Slowene und Kroat —
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Zieht mit Napoleon dasselbe Schiff,
Bis Ihr auf einer Sandbank angekommen,
Da wird der „geographische Begriff"
Der Oestreich heißt, nach seinem Werth genommen.
Der Affe, der nach den Kastanien rennt,
Um sie zu reichen ihm als Feuerprobin,
Wird Oestreich sein. Wenn's sich nur nicht verbrennt!
Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

---

* (Auf dem Bummelzuge) zwischen Neustadt und Lautern überhörten wir dieser Tage folgendes Gespräch:

„Du Hannes, ich möcht' Dich eppes froge!"

„Na, was dann?"

„Hascht Du schun e Schatz gehatt unn warscht ornlich verliebt?"

„Ja, Sepp!"

„Nah', do saa mer, wie haschde dann do gefiehlt?"

„Gefiehlt?"

(Bei dieser Zeit fuhr der Zug in den Heiligenberg-Tunnel und ein Gedanke stieg beim Hannes auf:)

„Gefiehlt?" wiederholte er; „siehschte, Sepp, ich hann der do gefiehlt, als ob ich e großer Tunnel wär, wie der do, in dem mer jetzer sein, unn vun jeder Seit däht e Eisebahnzug in mich errein dunnere! so hann ich gefiehlt, wie ich verliebt war!"

* (Vor einem offenherzigen Friedensrichter) in Rhode-Island wurde ein Wirth geführt, angeklagt des Sonntags Brandwein ausgeschenkt zu haben. Nach dem Zeugenverhör erklärte der neue Salomo, daß unter gewöhnlichen Umständen dieser Zeugenbeweis eine Verurtheilung nicht nach sich ziehen könne. „Aber," fügte der Richter bei, „da dieser Gerichtshof seinen eigenen Sinnen noch trauen darf; da dieser Gerichtshof schon selbst manchen Schnapps bei dem Angeklagten des Sonntags getrunken hat, sonach vollständige Ueberzeugung von der Schuld des Angeklagten hat — aus diesen Gründen verurtheilt dieses Gericht den Angeklagten zu der gesetzlichen Strafe von zwanzig Dollars."

* (Uebereingekommen.) „Sind die Geschworenen übereingekommen?" fragte der Präsident eines Schwurgerichtes den Gerichtsdiener, dem er mit einer großen Kanne in der Hand auf der Treppe begegnete. „Jawohl," lautete die Antwort, „die Geschworenen sind übereingekommen, sich zwölf Maaß Bier holen zu lassen."

* (Sicheres Mittel.) Ein neuer unfehlbarer Brust-Syrup hat sein Erscheinen gemacht und wird folgendermaßen annonciert: „Brustleidende! hustet so lange ihr noch husten könnt, denn wenn Ihr nur eine einzige Flasche dieses Brust-Syrups genommen habt, so hat sicher das Husten aufgehört!"

* („Hinter dem Rücken Jemand etwas nachzusagen) ist eine Schande!" so rief ein aus dem Zuchthause entsprungener Sträfling, als er von einem Gensdarmen verfolgt wurde, der fortwährend schrie: „Haltet den Spitzbuben!"

* (Gerüchte, deren Verbürgung wir nicht übernehmen.) Isabella von Spanien will die Krone niederlegen und den General Prim an der linken Hand heirathen.

— Ein bekannter Justiz-Minister soll um seine Entlassung einkommen wollen, da seinem Fortschritts-Eifer Hindernisse in den Weg gelegt werden.

— Der Bürgermeister von Salzburg soll dem Kaiser der Franzosen die Versicherung gegeben haben, daß nur Sr. Maj. zu Ehren der Himmel in reinstem Berliner Blau sich gezeigt habe.

— Der Augsburger Schriftsetzer, der statt: „Friedens-Ligue" — „Friedens-Züge" gesetzt hat, soll den Beweis der Wahrheit antreten wollen.

Logogryph.

Wenn stets auf jeder dunklen Stelle
Der Lebenswege Du mich hast,
Bleibt fern Dir meiner Strafe Last;
Nun gib mir eine halbe Elle,
Dann bin ich, meines Werths beraubt,
Ein Theil von Dem, was gegolten;
Doch jetzt ein dreigespalten Haupt
Aufsetze mir, und sag', was wollten
Die Apotheker ohne mich,
Nach der der Kranke oftmals schmachtet, —
Werd' ich im Alter auch verachtet,
Birgt Nichts so Vielerlei, als ich.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 10.

Herenschuß.

Redaktion, Druck und Verlag von Ed. Hohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 12. Sonntag, den 15. September 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz. IX.

Von Ludwig Schandein.

Wir betreten das 16. Jahrhundert. Wohl die volksthümlichste aller Sagengestalten ist der Vermittler der älteren Zeit mit der neuen — der letzte Ritter und Held — Franz von Sickingen, im Volksmunde „das Fränzchen von Sickingen" geheißen. Man erfieht in ihm ein gottersehenes Rüstzeug. Ganz der Auffassung des pfälzischen, namentlich des westricher Volkes getreu, durfte Franz als heraufbeschworener Geist in unserm zu Kaiserslautern (1858) aufgeführten Fastnachtsspiele von sich sagen:

„Auf Ebernburg, wo meine Wiege stand,
Die goldene, wie in des Himmels Hut,
Erklang mir früh schon in die zarte Seele
Ein bolder Laut. Die Mutter hat erzählt:
Es werde meines Stamm's ein hoher Held
Dereinst erstehn, ein Sieger und Befreier,
Dem deutschen Volk zu Ehre und zu Heil.
Das bolde Wort klang durch des Kindes Träume,
Hob mächtiger des Knaben junge Brust —
Und wundersam — ich ward, der kühne Knab',
Gerettet stets aus drohenden Gefahren;
Was immer auch mich trieb, ein guter Geist
Beschützte mich auf allen meinen Wegen ...."

Schon seine Kindheit umwebt eine in das Mythische spielende Sage. Im Innern des Rothenfels (bei Kreuznach) hauset ein Berggeist. In herbstlicher Mondnacht hält er seinen Umgang und verschwindet wieder mit dem Erwachen des Tages. Der Geist ist nicht böse, nur darf man ihn nicht necken und reizen. Für Franz von Sickingen aber faßte er eine besondere Vorliebe, er war sein ständiger Schutzgeist. Einst hatte der Knabe die jähe Felswand erklettert und war ermüdet eingeschlafen hart am Rande der grausigen Schlucht. Es war schon spät in der Nacht. Da trug ihn der Berggeist in seine krystallene Wohnung. Als Franz erwachte, sah er ringsum eine niemals gesehene Pracht. Da schwebte der Geist auf ihn zu mit freundlichem Wesen. Franz aber bat, ihn nach Hause auf die Ebernburg zu bringen. Von all den angebotenen Schätzen nahm er nicht das Geringste. Der Geist gab ihm ein güldenes Kettlein, daran ein Edelstein hing und sagte: „So oft du zur Dämmerstunde zu mir herein willst, so nimm den Stein in die Hand, und alsbald werde ich dich hereingeleiten!" Franz legte das Kettlein um den Hals und verbarg es sorgfältig. Damit war er gegen alle Gefahren geschützt. Nur einmal, als Franz gegen die Warnung des Geistes gen Trier zog, ward er von diesem verlassen. Von dort an verfolgte den Ritter das Unglück, bis er von seinen Feinden besiegt, auf seiner Veste Landstuhl den Tod fand. Der Geist aber trauerte tief, und verschloß sich ein Jahr lang in seine unterirdische Wohnung. Aber noch heute schwebt er in stiller Mondnacht nach der Ebernburg hinüber, dort um seinen Liebling zu trauern. — Die selstbewußte Kraft und der Trotz unsers Helden findet in dem Volksliede Ausdruck:

„Franz haiß ich,
Franz bin ich,
Franz, pleib ich,
pfalzgraf, vertreib mich!
landgraf von Heßen, meid mich!
bischof von Trier, du wust nur halten.
bischof von Menz! must auch herdel:
nun lugend welcher biß jar Kaiser sey!

Franz von Sickingen gilt nicht blos als ein kühner und kluger, sondern auch als ein an Leibeskraft unüberwindlicher Held. Er übernimmt hiemit die Rolle des Herzogs Christoph von Bayern. Von seinen Kraftstücken geht mancherlei Märe. Nicht weit von der Sickinger Burg Landstuhl (früher Nanstein) liegen auf dem Felde drei große Quadersteine, die „Sickinger Würfel," wahrscheinlich altrömische Opfersteine. Damit hat's nach der Sage folgende Bewandtniß. Am Vorabend der Belagerung seiner Burg durch die verbündeten Feinde, saß Franz am Fenster und schaute hinab in das Thal. Den Weissagungen und geheimen Künsten von jeher zugethan, weßhalb er auch in Verbindung mit Dr. Faust gestanden sein soll — griff er zum Würfelbecher. Der Tisch war eine Felsenplatte, Quadersteine die Würfel, welche er wie Nüsse umherwarf. „Kein Glück!", — rief er mißmuthig aus, — „wieder nicht! — auch nicht zum dritten und letzten Male!" Und in grimmiger Wuth wirft er die Würfel den Berg hinunter. Noch Niemand hat sie bis heute aufheben oder wegtragen können. — So habe auch Franz eine sehr schwere Kugel nach einem viel kleineren Ringe geworfen mit einer solchen Kraft, daß sich der Ring ausdehnte, die Kugel durchließ und sich zugleich wieder verengte. Und so noch anderes mehr. —

Die Vernichtung des „Arkadion."

Der kühne Blokadebrecher „Arkadion," dessen Fahrten in der Geschichte der türkisch-griechischen Kämpfe einen denkwürdigen Platz einnehmen werden, hat endlich auf seiner vierundzwanzigsten Fahrt seine ruhmreiche Laufbahn mit einem ehrenvollen Ende abgeschlossen. Nach monatelangen Verfolgungen ist es — berichtet man der „A. A. Z." — dem

Digitized by Google

„Izzedin," dessen Capitän Hassan Bey bei seiner Abfahrt von Konstantinopel geschworen hatte, sich seinen Bart abzuschneiden, wenn er nicht des „Arkadion" habhaft werden könnte, gelungen, seinen behenden Gegner zu vernichten. Die letzte Expedition Omer Paschas gegen Aya Numeli, den gewöhnlichen Landungsplatz des „Arkadion," hatte den Zweck gehabt, den Insurgenten die Zufuhren von der Seeseite her abzuschneiden, und bei seinem Abgange war eine gepanzerte Fregatte zurückgeblieben, um dort beständig Wache zu halten. Wenige Meilen entfernt, in der Bucht von Stavros, lag am 20. August der „Izzedin" unterhalb eines hohen Vorgebirges, um dem „Arkadion," welcher seither nicht mehr an seinem früheren Landungsplatze anlegen konnte, aufzulauern. Im Laufe des Tages hatte der französische Admiral Simon in der Nähe mehrere kretensische Flüchtlinge aufgenommen und bei dieser Gelegenheit sich dem türkischen Capitän gegenüber verpflichtet dem „Arkadion," dessen Erscheinen man erwartete, bei einer etwaigen Begegnung die Gegenwart des „Izzedin" nicht zu verrathen; der französische Admiral begegnete später wirklich dem „Arkadion" und hielt sein gegebenes Wort. Es war gerade anderthalb Stunden nach Sonnenuntergang, während die Mannschaft des „Izzedin" sich zum Nachtgebete anschickte, als man aus der Ferne die Räderschläge eines Dampfschiffes vernahm. Obwohl Hassan Bey eher glaubte, daß es eines der europäischen Schiffe sei, welche die Rundfahrt um die Insel machen, ließ er dennoch die Maschine in Bereitschaft setzen. Es war in der That der „Arkadion," welcher diesmal, ohne von der Gegenwart eines feindlichen Schiffes durch Feuersignale unterrichtet zu sein, arglos herandampfte. Der gerade aufgehende Mond beleuchtete die Seefläche bis auf weite Entfernung hinaus, während der „Izzedin," durch den Schatten des Vorgebirges verborgen, die Bewegungen seines Gegners genau beobachten konnte.

Erst durch die feindlichen Schüsse aufmerksam gemacht, wendete der „Arkadion" sofort um und versuchte, durch seine größere Schnelligkeit zu entfliehen. Allein es war zu spät. Sei es, daß die Kugeln des „Izzedin" die Maschine in Unordnung gebracht, sei es, daß das Schiff dem Steuer nicht gehorchte — er wurde bald vom „Izzedin" überholt, obwohl man große Leinwandballen, Fässer und ähnliche Dinge über Bord warf, um den Rädern des Verfolgers Hindernisse zu bereiten. Nach Verlauf einer Viertelstunde sah sich der „Arkadion" von der Seeseite abgeschnitten; er befand sich gerade zwischen dem Strand und dem türkischen Schiffe. Gleichzeitig fuhr man fort, sich aus der nächsten Nähe zu beschießen. Ohne innezuhalten, versuchte der „Izzedin," seinen Gegner gleich im ersten Anlauf durch einen gewaltigen Stoß niederzurennen; es handelte sich darum, ihm vornherein die Möglichkeit des Entrinnens abzuschneiden. Da beide Schiffe ziemlich von gleicher Größe sind — der „Arkadion" ist sogar stärker gebaut — so war das Unternehmen ein sehr gewagtes; es gelang jedoch dem „Izzedin," das feindliche Schiff derart zu beschädigen, daß es in seinem Lauf innehalten mußte.

Während beide Schiffe so aneinander lagen, versuchten die Griechen, mit Beilen bewaffnet, auf das türkische Schiff hinüberzusteigen, was in Anbetracht ihrer überlegenen Zahl — der „Arkadion" hatte außer seiner Mannschaft 200 Freiwillige an Bord — Aussicht auf Erfolg hatte, zumal die türkische Besatzung nicht darauf vorbereitet war. Es entwickelte sich ein erbitterter Kampf, in welchem die Türken mit Kanonenwischern und hölzernen Stangen die hereindringenden Hellenen zurückdrängten. Da der Bordrand des „Izzedin" etwa drei Fuß höher war, als der des „Arkadion," so gelang es den Türken, die Angreifer zum Theil ins Meer zwischen beide Schiffe hinunterzustürzen. Während des Handgemenges schleuderte der griechische Capitän Khodja seine Axt auf den türkischen Commandanten, welcher durch dieselbe am Armgelenke leicht verwundet wurde; ein neben Hassan Bey stehender türkischer Soldat streckte den griechischen Capitän durch einen wohlgezielten Schuß sofort nieder.

Jetzt machte sich der „Izzedin" von seinem Gegner los und führte einen zweiten Stoß gegen die Steuerbordseite des „Arkadion," welcher Radkasten und Rad zertrümmerte und dem Rumpfe einen tiefen Riß beibrachte. Die Hellenen, welche während des Kampfes Capitän, Steuermann und einen Theil der Mannschaft verloren hatten, sahen jetzt ein, daß ein weiterer Widerstand nicht mehr möglich sei; sie stellten daher das Feuer ein und ließen das Schiff mit voller Dampfkraft, soweit es die arg beschädigten Räder zuließen, auf den Strand laufen, wodurch es dem größten Theile der Mannschaft gelang, sich ans Land zu retten. Der Kampf hatte von 10 Uhr Abends bis 3 Uhr Morgens gedauert und endete mit der Zerstörung des „Arkadion." Zeuge desselben war nur der Admiral Simon, welcher beim Lautwerden des Geschützfeuers wieder umgekehrt war und nach Beendigung des Gefechtes mit Anbruch des Tages nach dem Pyräus abfuhr.

Erst gegen 4 Uhr Morgens erschien die Panzerfregatte „Mahmudié" auf dem Kampfplatze. Der Admiral Ibrahim Pascha begab sich sofort an Bord des „Arkadion," von welchem das Vordertheil hoch aufgerichtet stand, während das Hintertheil im Wasser versunken war. Die Mannschaft hatte es beim Verlassen angezündet. Die Geschütze des „Arkadion" wurden an Bord der „Mahmudié" gebracht, während die Maschine in der nächsten Woche hier erwartet wird. Der „Izzedin" selbst lief am 23. August Morgens in vollem Flaggenschmucke ins Goldene Horn ein und verkündigte seine siegreiche Rückkehr mit 21 Kanonenschüssen. Der Sultan ernannte den Commandanten Hassan Bey, welcher nicht wie die Griechen behaupten, aus Psara von griechischen Eltern gebürtig, sondern ein schlichter anatolischer Türke ist, sofort zum Linienschiffs-Capitän und ließ unter die

Digitized by Google

Mannschaft 1000 Pfund Sterling vertheilen. Gegenwärtig liegt der „Izzedin“ im inneren Hafen zur Reparatur und wird von zahllosen Besuchern besichtigt. Seine aus 70 Elite-Soldaten bestehende Besatzung hat verhältnißmäßig wenig gelitten. An Todten verlor er drei Mann, während im Seehospital nur zwölf Verwundete untergebracht sind. Von diesen sind zwei durch Flintenschüsse verletzt. Außerdem zersprang während des Kampfes ein Geschütz, welches in der Eile doppelte Ladung erhalten, und richtete die nebenstehende Mannschaft arg zu; eine andere Explosion war durch eine in einen offenen Pulverbehälter gefallene Granate veranlaßt; die dadurch bewirkten Verbrennungen sind jedoch nicht zahlreich. Das Schiff selbst ist mehrfach von Kugeln durchbohrt, konnte jedoch seine Reise nach der Hauptstadt unmittelbar nach dem Gefechte antreten. Das Bugspriet und das Vordertheil sind durch die beiden Stöße natürlich fast ganz zersplittert.

Eheliche Spionage.

In Paris giebt es eine Masse mysteriöser Berufsarten. Vor einigen Jahren veröffentlichte Privat d'Anglemont, ein französischer Edgar Poe, der dasselbe Leben führte wie der amerikanische Dichter und dasselbe traurige Lebensende hatte, in einem der Tagesblätter eine Reihe interessanter Aufsätze unter dem Titel: „Unbekannte Professionen.“ Doch eine dieser Berufsarten überlah d'Anglemont, die des „ehelichen Spions.“ Das Individuum, das unter dem Namen „Bibocq der Eifersüchtigen“ bekannt ist, besorgt das Geschäft nicht persönlich, hat aber eine vollständige Bewachungsanstalt organisirt, an die man sich um Beistand wenden kann, der dann ohne Schwierigkeit gegen baare Bezahlung geleistet wird. Man kann auch ein Abonnement für ein Jahr, für einen Monat oder für eine Woche nehmen. Die Subscription für ein Jahr kostet dreitausend Franken.

Für diese Summe wird der eifersüchtige Ehemann von jedem Schritte unterrichtet, den seine Gattin innerhalb eines Jahres außer dem Hause thut. Die Frau darf sich darüber nicht beklagen, denn sie genießt genau dasselbe Privilegium und kann alles erfahren, was ihr Mann außer dem Hause thut, wen er besucht, mit wem er zusammenkommt ꝛc. Dergleichen Jahres-Abonnements werden aber nur äußerst selten genommen. Gewöhnlich wird der Argwohn in sehr kurzer Zeit entweder bestätigt oder beseitigt, und gewöhnlich genügen einige Tage. In diesen Fällen ist der Preis 20 Franken per Tag.

Vor einiger Zeit quälte sich ein gewisser reicher Othello mit dem Verdachte, daß seine Frau mit einem Gardecapitän Cassio, einem Vetter von ihr, geheime Rendezvous habe. Othello begab sich zum Chef der ehelichen Spionage und bestellte einen erfahrenen Kundschafter, der ein wachsames Auge auf Madame Othello haben sollte. Die Bewachung dauerte eine Woche. Sie hätte länger dauern können, aber der Spion gab so genau Kunde von der Dame, die er zu bewachen hatte, daß ihr würdiger Gemahl nach acht Tagen zur Ueberzeugung kam, daß sein Argwohn unbegründet war und daß er jeden Tag 20 Franken für Nichts ausgab. Er benachrichtigte deshalb den Oberspion, daß er vollkommen zufrieden gestellt sei und bat um seine Rechnung. Es wurde ihm sogleich ein Zettel überreicht, worauf seine Schuld mit einer Summe von 400 Fr. angesetzt war.

„Vierhundert Franken?“, rief der nun bekehrte Othello. „Da muß ein Irrthum obwalten! Unser Engagement dauerte acht Tage, der Tag zu zwanzig Franken gerechnet, macht im Ganzen einhundertundsechzig Franken.“

„Ganz richtig!“ antwortete der Andere, „doch ich glaubte, ich dürfte die Rechnung Ihrer Frau mit auf die Ihrige schreiben!“

„Sie wollen doch nicht sagen, daß meine Frau Ihnen Etwas schuldig ist?“

„Doch, mein Herr; ein zwölftägiges Folgen und Beobachten zu 20 Franken den Tag, macht zweihundertundvierzig Franken, dazu Ihre hundertundsechzig — macht vierhundert.“

Dem trefflichen Gatten war das gar nicht zuwider. O, im Gegentheil, denn, dachte er, wenn seine Frau ihn beobachten ließ, so konnte sie dies nur aus Eifersucht thun, und Weiber sind nur eifersüchtig, wenn sie lieben. Er bezahlte das Geld mit fröhlichem Herzen, ließ sich eine Bescheinigung geben und war im Begriff, das Bureau zu verlassen, als es ihm einfiel, den Spion zu fragen, wann seine Frau ihn unter Aufsicht gestellt habe?“

„Sie, Herr? Sie hat uns nie engagirt, Sie zu beobachten!“

„Nicht? Wie zum Teufel kommen Sie dann darauf von mir zweihundertundvierzig Franken zu verlangen?“

„Sehen Sie, Herr, einige Tage ehe Sie uns engagirten, Madame zu bewachen, engagirte uns Madame, den Gardecapitän Cassio zu beobachten. Und es thut mir leid, die Berichte, welche mir meine Leute über den Capitän zukommen ließen, waren keineswegs befriedigend. Der Capitän unterhält ein Verhältniß mit Mlle. Clementine von der Oper auf eine unsere Gefühle als Ehe-Agenten sehr verletzende Weise.“

Othello entfernte sich in einer wenig erbaulichen Stimmung.

Eine Magd wurde wegen Unreinlichkeit entlassen. — Dringend bat sie, diese Ursache im Entlassungszeugnisse so verblümt als möglich auszudrücken. Die Herrschaft gab ihr daher folgendes Zeugniß: „Anna B. hat sich während ihres Dienstes gut aufgeführt und ist blos wegen Wasserscheu entlassen.“

Digitized by Google

Feuilleton.

(Unfrei nach Uhland.) Die Berl. „Montags-Zeitung" bringt „Unfrei nach Uhland" über die in letzter Zeit häufig vorgekommenen Confiscationen der „Frankfurter Blätter" folgendes Gedicht:

Der Wirthin Zeitungsblatt.

Es zogen drei Königsberger zum Main;
Im Gasthaus zu Frankfurt da kehrten sie ein;

„Frau Wirthin hat sie gut Bier und Wein,
Was mag denn heut in der Zeitung sein?"

„Mein Wein ist klar — mein Bier mousirt —
Die Frankfurter Zeitung ist confiscirt."

Und als sie traten zur Stube herein,
Da glänzte ein Gensdarm im Lampenschein.

Der Erste forschte hastigen Blicks;
Den Anzeiger sucht er und sind't doch nix.

Da lächelte freundlich der gute Gensdarm:
„Den hab' ich sicher und halt' ihn warm!"

Der Zweite lief ängstlich hin und her:
„Wo ist denn nur der Beobachter?"

Da sprach der Gensdarm und ging seinen Weg:
„Der ist beschlagen heut mit Beleg!"

Der Dritte aber hat heimlich gesucht, —
Das Frankfurter Journal er emsig sucht.

Er hat es gesucht — er sucht es noch jetzt — —
Und glaubt sich zur lieben Heimath versetzt.

* (Schreckliche Folgen der Ausführung eines Tempernez-Gesetzes.) Aus Boston, Mass. wird berichtet, daß dort das Prohibitiv-Gesetz mit der unnachsichtlichsten Strenge zur Ausführung gebracht wird. In Folge dessen müssen, wie ein Wechselblatt mittheilt, Mädchen mit Kopfnetzen den Ort angeben, wo sie ihre Haarbeutel geholt; Schiffe haben ihre Flaschenzüge herunter nehmen müssen, oder wurden confiscirt. Eltern können ihre Kinder nur im Geheimen bestrafen, da das Weinen streng verboten ist. Wer von einem tollen Hunde gebissen wird, muß eiligst die Stadt verlassen, denn die an Wasserscheu Gestorbenen dürfen nicht begraben werden; die Wasserfucht erfreut sich dagegen höchst polizeilicher Erlaubniß und Empfehlung. Man hat die Aufführung des Black Crook untersagt, weil den Tänzerinnen ein rauschender Beifall zu Theil ward. Selbst den Schreinern ist das Handwerk gelegt worden, seitdem man sie am Zapfen überrascht hat. Brillenmacher werden bewacht, da bei ihnen die Leute in die Gläser gucken. Bücherläden, in denen der Londoner Punsch verkauft wird, sind mit Beschlag belegt worden. Man hat sich gewundert, daß die Bostoner die Südländer nicht unterstützt haben, aber es kommt nur daher, weil sie einen solchen Horror vor Schenken haben.

* Eine gute Grabschrift auf den Schriftsteller A. von Kotzebue ist sicherlich die:

Er lebte von Dinte
Und starb durch Sand.

(König Leopold über seine Tochter Charlotte.) In einem von „Senex" gezeichneten „Eingesendet" in der „Times" finden wir interessante Aussprüche des Königs Leopold über seine Tochter, die unglückliche Charlotte, nachmalige Kaiserin von Mexico: „Von ihrer Schönheit (sie war damals ein schlankes, junges Kind) sprechend, äußerte er sich: „Ich denke, sie wird die schönste Prinzessin in Europa werden; wenn das nur Glück bringen könnte!" dann nach einer Pause fügte er mit dem ihm eigenen ernsten Lächeln hinzu: „Sie wissen, ich kann mir nicht schmeicheln, daß meine Gemahlin (Königin Louise, Tochter Ludwig Philipp's) mich gerne geheirathet hat, und was mich betrifft, so will ich nichts sagen! wir Beide hatten eben andere Ansichten. Aber jeder Tag seit unserer Verbindung hat mir mehr und mehr gezeigt, was für eine vortreffliche und liebenswürdige Person sie ist; auch über unsere Kinder hat sie schon so manche liebenswürdige Aeußerung gethan. Es war ihr Wunsch, daß unsere Tochter den Namen Charlotte erhalten solle. Sie sagte: „Ich weiß, daß Ihr Herz der Prinzessin Charlotte von England gehörte; es ist eine Liebe, die mit vielen traurigen und rührenden Erinnerungen verknüpft ist. Möge unser Kind auch jenen Namen Charlotte tragen, und ich flehe zu Gott, daß ihm von dem Geschicke derjenigen die so hieß, nichts zu Theil werde außer Ihrer Liebe."

* (Ein reicher Geizhals,) der 120 Mill. Fr. hinterließ, ist, nach den „Jahreszeiten," dieser Tage im Alter von 92 Jahren in Paris gestorben. Er hieß Greffuhle, war ein großer Musikfreund und spielte in früherer Zeit viel im Orchester bei Liebhaberconcerten. Sein Instrument war die Violine, später aber wollte er nur die Viola spielen, weil darin mehr Pausen vorkommen und die Saiten demzufolge weniger abgenutzt werden. Worauf doch das Genie des Geizes nicht verfällt.

* **Komische Anzeigen.**

Glasbrenner's „Montags-Zeitung" enthält in ihrer gut gewählten Sammlung komischer Anzeigen aus deutschen Journalen u. a. auch die folgenden: „Ein Mann, der sehr gut mit der Anfertigung des Käses Bescheid weiß, bietet sich als solcher an."

Dringende Bitte. Ein zahlreicher, aus 9 Köpfen bestehender Familienvater bittet edle Menschenfreunde um gütige Berücksichtigung Bis dat, qui cito dat.

In dem Verzeichnisse neuer Bücher von Gundelach in Kissingen stand u. A.: „Der uneigennützige Freund und aufgedeckte Chokoladenfabrikant" und „Enthüllte Geheimnisse," wie man Stifel-Wachs und Wichsen selbst fertigen kann.

Auflösung des Logogryphs in Nr. 11.
Acht — Achtel — Schachtel.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 13. Sonntag, den 22. September **1867.**

Von den steyerischen Alpen.

Grad so a Gschicht war's mit dem Bären;
Zu Kirmes war's, in Steyermark,
Da gits genau noch solla Luader,
Die sein wie d'Ochsen groß und stark!
Kobell.

Etwa einen starken Büchsenschuß über dem Dorfe Mahring in den steyerischen Alpen liegt, wie verzettelt, ein Bauerngehöft, dem man den behäbigen Wohlstand des Besitzers schon von außen ansieht. Der wilde Bergstrom, der von den Tauern niederstürmt, hat zwar sein Ungestüm noch nicht ganz abgelegt, doch geht er schon gemesseneren Schrittes unter den Erlen und Eschen, die sein Ufer säumen und schirmen, dahin, ja er hat sich sogar herbeigelassen, das sprühende Rad einer klappernden Mühle zu treiben und die schnarchende Säge zu ziehen, die die gewaltigen Stämme des Zirben- und Lerchenbaums hier oben gleich zu duftenden Brettern schneidet, welche man auf den steilen Gebirgswegen zu transportiren vermag. Lange haben die eingefrorenen Räder gerastet, jetzt aber, wo alle Hecken und Stauden wieder grünen und blühen, wo der Kukuk schon ruft, der Zeisig, der Bergfink singt und der Tannenhäher munter krächzt, da tummeln sie sich, das Versäumte hereinzubringen, und machen noch nicht Feierabend, wenn auch das helle Glöcklein im grauen Thurm dort unten Ave Maria läutet, die Dämmerung mild herabsinkt und die Firnen rosig erglühen. Ein kräftiger Bursch tritt endlich, als es schon dunkelt, auf das Gerinne, zieht die Leerlauffalle und läßt die andere vor das Rad sich senken. In weitem Bogen springt die Fluth seitlich in das Felsbett frei hinab, und langsam kommt das Rad zur Ruhe. Der junge Mann blickt noch einmal scharf zur Säge hinüber, die eben auch ihr Hüpfen endet, dann pfeift er kurz, und ein schwarzgefleckter Hund mit schönem Federschweif, von der klugen, muthigen Race, die man im Norden Wolfshunde nennt, kommt gehorsam gesprungen. — „Komm, Bandamme," spricht der Herr leise, „wir gehen noch a weng — du weißt schon — —" der Hund antwortet wedelnd — dann gehen Beide dem Bauernhof zu.

Sie nahen ihm von hinten her, und behutsam, daß der eben aufsteigende Mond ihn nicht verrathe, drückt sich der Bursch an die mächtige alte Linde, die ihr Geäst dort breitet. Doch Niemand ist außen zu sehen, weder unten, noch oben auf dem Gang mit der Brüstung, der nach alter Weise in den Bergen das Haus rings umzieht. — „So ruf' ihr Bandamme, aber leislich!" murrt endlich der Ungeduldige, und der Hund schlägt mit tiefem Ton einigemal an. Da wird's lebendig im Hause — eine helle Stimme singt:

Hab Alpnrosn gnug,
Hab wohl hundert alloin,
Und der König in seim Garten,
Jetzt schau — der hot koin! —

Und auf dem Gang erscheint eine zierliche Mädchengestalt, die flink auf die Seite hinschreitet, wo der Müller an der Linde sich birgt; da hinab biegt sie sich.

„Grüß di Gott, Mirel!" tönt's herauf.

„Gott dank dir, Dikti" entgegnet sie freundlich.

„Der Lanks kommt," flüstert er, „da ziehst bald auf dein Alm am Käthroint, da darf ich doch wieder mit dir plaufchen, wie ich mag, und brauch 's Gnick nit so zu verdrehn, wie dahier; drauf thu ich mich arg freun."

„Warum bleibst nit auf deiner Mühlen, wenn's nit gern thust?" entgegnet Mirel schnippisch.

„Thu's alleweil gern," begütigt Benedikt, „doch hätt ich dich lieber hier unten."

„'s wär gar!" kichert das Mädchen, „aber was würden d'Leut sagen und dei Muttern, wenn du a Menschinn auf die Mühl bringen wollist, die also thät hinter ihren Vatern?"

„Die wüßtens ja net," wollte der Müller entgegnen, aber das Mädchen war jetzt bös. „Ei, schau doch!" schalt sie, „sie wüßtens ja net, meint der Mehldieb! Wüßtens wir epper auch net, und wüßts mein heiliger Schutzengel net? Der machet, daß er weiter käm, noch in der Nacht, mit sammt dem guten Gewissen! Da ständ ich allein mit dem Schlanck, der auch kein Respekt mehr vor mir hätt — unn so könnt ich gar die Frau net sein in deren Mühl da!"

Lange hatte der Mühlendiktl zu begütigen, bis das Mädchen wieder harmlos, wie sonst, mit ihm plauderte, und endlich, nach einer halben Stunde, freundlich von ihm schied.

Maria war, neben einem Bruder, die einzige Tochter des Baldeckbauern und mit dem Benedikt aus der Mühle aufgewachsen. Täglich waren die drei Kinder mit einander zur Schule in's Dorf gegangen, und das braunaugige Mädchen hatte stets über die beiden ungeschlachten Buben eine Art Oberherrschaft geübt. Oft waren alle drei Gespielen in der Mühle, öfter noch an dem Baldeck, dem Bauerngut, auch nachdem sie die Schule schon länger verlassen hatten. Da war die Bäuerin am Fieber erkrankt und gestorben, und wenige Wochen nachher war Benedikts Vater vom Kammrad erfaßt und zermalmt worden. Diese Todesfälle machten auf Marien und Benedik.

Digitized by Google

einen unauslöschbar tiefen Eindruck. Die angehende Jungfrau stand jetzt allein auf dem einsamen Gehöft, und bald hatte sich — vom Bedürfniß erregt — die tröstende Ueberzeugung bei ihr entwickelt: ihre Mutter sei nicht von ihr gewichen, sie sei auf inniges Gebet ihr als Schutzengel zugetheilt und freue oder betrübe sich über ihr Verhalten. — Benedikt trug zumal den ganzen Ernst des Lebens. In einem Alter, in dem seine Gespielen noch gedankenlos hinflehlendern durften und noch nicht zu irgend einer Arbeit angehalten wurden, mußte er die ganze Mühlwirthschaft ordnen und das Meiste seiner Anordnungen auch selbst ausführen. Wohl weniger schwärmerisch als seine Gespielin, glaubte er doch gern an eine höhere Beaufsichtigung und mittelbare Leitung von Oben, und wenn er sie nur in der Persönlichkeit Mariens sich dachte. Gern bemerkte seine Mutter, die Wittwe, diesen weichen Fleck in des Sohnes Herzen, und wußte ihn klug in Fällen zu benutzen, in denen der durch die schwere Last Frühgereifte, Miene machte, sich zu emanzipiren. „Schau, schau," pflegte sie dann halbleise vor sich hin zu sprechen, „was wird da das Baldeckmirel sagen!" Dann stutzte der Sohn, wie ein gemahnter Hirsch, und wenn irgend es anging, so ward Marie befragt, und ihr Wort entschied.

Der Bruder Mariens und ihr Vater, der Baldeckbauer, waren nicht aus so zartem Stoff gewoben; Jagd, Wirthshaus, und als Nachtisch eine derbe Rauferei, war ihres Lebens Wonne; übrigens kannte sie das ganze Thal bis zum See von Bartholomä im Handel und Wandel als Biederleute mit etwas starkem Selbstgefühl, was man sonst Bauernstolz nennt. Die Mühle hatte früher zum Hof gehört, aber der Vater des jetzigen Bauern hatte sie nach einer bei den Würfeln verbrachten Nacht verkauft, und der Besitzer war seit jener Zeit in der Familie etwas schief angesehen, wenn gleich der Bauer und sein Nazi nicht recht wußten warum. — Die Kinder waren so allgemach zu Leuten geworden, und es war so sicher wie irgend etwas in der Welt, daß der Mühlenbiktl mit einer Werbung um das Baldeckmirel schmählich abfahren werde, wenn gleich kein vernünftiger Grund aufzufinden war: da der Müller so reich war wie der Bauer.

So standen etwa die Sachen, als die oben erzählte Scene zwischen Mirel und ihrem Buben vorfiel. Halb glücklich, halb unwirsch ichlenderte er seiner Mühle zu, und sang leise einen jener Reime, die das Volk in den Bergen zu Tausenden hat, und die fast jede Empfindung des Herzens, auf unnachahmliche Weise oft, ausdrücken, als sein Hund sich knurrend vor ihn stellte und gleich darauf eine lange Gestalt aus dem Nachtdunkel auftauchte. Es war ein Assistent des Forstamts, ein Herr Baron aus Schwaben oder dem Reich, der auch hier Forst und Jagd kennen lernen wollte. Die Begegnenden kannten sich gut; denn der Müllerbiktel war einer der besten Schützen, der unerschrockenste Bergsteiger, revierkundig und verläßig, wie Wenige im Bezirk, und galt deshalb beim Herrn Förster gar viel. Früher war der Baldeckbauer die rechte Hand des Jagdpersonals gewesen, aber seit er älter geworden und lieber im Wirthshaus als daheim war, irrte seine Kugel nicht selten und konnte man nicht mehr auf ihn rechnen. Man ließ ihn noch „so mitlaufen," beachtete ihn aber nicht sonderlich mehr, da man mit dem Benedikt besser versehen war. Dies empfand der ehrsüchtige Bauer gar gut; und hierin lag wohl der Hauptgrund seiner Abneigung gegen den Freier seiner Tochter.

„Gottlob," seufzte der Forstassistent, „daß ich Euch finde, Herr Diktel! Ich habe Weg und Steg verloren, und glaubte immer in einen Abgrund zu fallen."

„Wo kommens denn her, Herr Baron?" frug Benedikt.

„Ach, oben hoch vom Gebirge," klagte der Erschöpfte, „da hat mich der Jägerbursch angestellt, wie auf der Zinne eines Thurms, da sollten mir Gemsen kommen!"

„Nun, sind keine heruntergangen?"

„Ich ireilich, Herr Diktel, fünf Stück; aber wie ich mich umgesehen habe, ob ich keinen Stand fände, der weniger gefährlich wäre, und wo ab ich mit Ruhe schießen könnte, da haben die Bestien gepfiffen, als wären sie im Theater und wollten eine schnöde Sängerin verhöhnen. Und fort sind sie, wie der Wind, und von oben sind Steine herabgerollt, wohl hundert Pfund schwer, daß es ein Wunder ist, wie ich nur noch lebe. — Da habe ich den Rückweg gesucht; das ist ein gottheilloses Vergnügen!" —

Der Müller brachte den Herrn auf den sichern Weg nach dem nahen Mahring, wo er im Wirthshause schon bekannt war, und als er wieder zu seiner Mühle kam, sang er hellauf!

An Baron ist auf Ehr
Gar a fürnehmer Herr,
Doch die Gamseln haus gewagt,
Han nix darnach gefragt! —

„Also ein Rudel Gemsen ist oben am Hoh'n-Eis — die liegen im Nointgraben, sonst nirgend," rechnete der Mühlenbiktl einige Wochen darauf. „Am Zistig ziehts Mirel auf ihre Alm — und am Samstag will ich mich leis aufspürschen." — Der Herr Baron hatte gewünscht, noch einmal unter des Müllers Führung auf den Firner zu steigen, weil er hoffte, dieser werde ihn nicht, wie der Jägerbursche, auf einen lebensgefährlichen Stand postiren; und diese Begleitung rechtfertigte seinen Jagdzug auch vollkommen in den Augen der Mutter, die ihn sonst lieber in der Mühle sah.

Als am Samstag das Nöthigste besorgt war, noch ehe es Mittag läutete zu Mahring, stiegen die beiden Schützen schon die steile Rinnkennt hinan. Der leichtfüßige Benedikt, von der Sehnsucht nach seinem Mirel gehoben, sprang flüchtig voran; schwerathmend, mit Anstrengung, folgte der Assistent. Endlich war der

Digitized by Google

Ochsakopf erreicht, und der Müller zeigte dem Herrn Baron eine Gruppe Felsblöcke, in die er sich ohne Gefahr und bequem sogar verbergen konnte; er selbst wollte über's Kühroint herabpürschen und die flüchtigen Gemsen durch diesen „gezwungenen Wechsel" — wie die Jäger einen unvermeidlichen Paß nennen — ihm zum Schuß bringen. Behend, wie das Wild, dem es galt, stieg er nun, des hindernden Gefährten ledig, die steile Hachlwand hinan, und verkündete sein Nahen der geliebten Sennerin durch lautes, frohes Jauchzen und Jodeln, daß jedes Echo laut ward, bis zum Fischunkl hinter.

Hast du, lieber Leser, nicht zuweilen gesehen, wie aus ödem Gestein ringsum ein handgroßes Fleckchen herziger Blumen sich drängt, die gerade ausſehen, als hätte Alles, was blühen kann und mag, sich dorthin gesammelt? — Gerade so möchte die Alp, welche die Balbeckmirel mit ihrem glatten bunten Vieh bewohnte, sich ausnehmen, wenn ein Steinadler oder ein Lämmergeier, nur als dunkler Punkt erkennbar, in blauer klarer Höhe darüber hinschwebt und das Gemskitz, das Murmelthier, eine junge vorwitzige Gais mit scharfem Auge zur Beute erspäht. — Wohl war's schön auf Kühroint, aber kein Jodler schallte dem jungen Schützen antwortend, bewillkommend entgegen, und auch das Vieh breitete sich nicht auf dem grünen saftigen Rasenteppich aus, hier und dort wählig ein Maul voll rupfend, als wüßte es nicht wo es bei all den Leckereien nur beginnen sollte — nein, es drängte sich in dichten Haufen um die Hütte, aus der Heuluke starrte des Buben ungewaschener Buschkopf, und weinend auf dem Kraisler lag das muntere Mirel.

„Jesus Marey!" rief eintretend der erschrockene Müllerdirtl, „was ist geschehn, was hats gebn?"

„Jetzt kommst mit deiner langen Bächs," entgegnete schluchzend die Sennerin; „was 's gebn hat? An Bär hat mir gestern z'Nacht mein jungen Stier genommen, daß ich zusehn muß!"

„An Bär?" staunte Benedikt.

„Ja, an Bär, kein anderer Mensch is gwesen," bestätigte das Mädchen. „'s war noch hell genug, daß ich den schwarzzotteten Bengel wohl gsehn hab. Vom Hohen-Eis her ist das maßleidig Unthier kommen, wo allemeil die Jager laufen, aber am Bärn gehens fein ausm Weg — so hat mein Vater heut früh auch gsagt!"

Der Müller setzte sich seufzend auf den Herd — er mochte die Aufgereizte nicht durch Widerreden steigern — und untersuchte genau sein Gewehr, in dessen Lauf er noch eine zweite Kugel stieß.

„Und ich fürcht mich so viel sehr da oben," klagte das Mädchen, — „o Dirtl, dürft ich bei Dir sein, in der Mühl, da braucht ich vor dem Bärn nicht z'bangen!"

„Dein Schutzengel, Dein Mutter, wird Dich auch hier oben behüten," tröstete, selbst fast weinend, der Müller.

„Ach," jammerte die Geängstete, „mein Muttern selbst, wie sie noch lebet, hat d'Bärn arg gforchten."

„Dein Vater und Bruder thun Dich mir ja nicht geben!" fuhr der Erregte auf. „Zwar der Nazi — dem schlag ich einmal recht Löcher in den Kopf, wenn er kein Fried gibt!"

„Daß ich noch mehr Elend haben thät," schalt Mirel. „Der Bär hat mir den Stier verrissen, und Du schlügst mir drauf den Bruder z'todt."

„O mei, was d' doch gleich denkst!" wehrte sich Dirtl und hielt der Geliebten die nervige Faust vor's Gesicht. „Schau, das ist an geweihts Schlagringl," sprach er eindringlich, „noch von meine Vatern; selbigs hat an Einsiedel geweiht, oben, im bayrischen Gebirg; wann ich mit dem Einen an Aug aus dem Kopf schlag, so ists in acht Tagen wieder heil und ganz. — Aber Dein Vater — den thu ich fürchtn!"

„Wenn Du nur an Mann hättst, an Gewichtign, an weng Absonderlichn, mein ich, der an guts Wörtl für Dich einlegen thät," nickte das Mädchen, „— vielleicht gebet er uns einander! Er ist gar ehrsüchtig."

„Jetzt geh ich!" sprang der Müller auf. „So kanns thun und so muß's werdn. Ich muß den Petzn verschießn, und der Förster muß mit Deinem Vatern redn."

Er rannte hinaus, dem Platz zu, wo das Raubthier dem jungen Stier, der in läppischem Uebermuth zuerst angegriffen hatte, mit einem Tatzenschlag das Kreuz zerschmetterte und dann den noch Zappelnden fortschleppte. Da trieb er sich mit seinem Hunde eine Weile herum, dann stieg er bergan.

Bandamme hatte mit besonderer Hitze die Fährte des Bären aufgenommen und führte seinen Herrn über den Schaphachboden gegen die Eiskapelle, und hier auf Schneeflächen, die vom ewigen Eis der Firnen hinabstrecken, sah der Müller deutlich, daß er zwei Stücke des gefährlichen Wildes verfolge. Auch dies schreckte ihn nicht zurück, zumal als er bald fand, daß die Thiere sich von hier aus wieder thalwärts gewendet hatten. Mit weitem Schritt folgte Mann und Hund der nagelfrischen Fährte. Näher und näher kam er der Felsgruppe, in der er den Herrn Baron vor kaum zwei bis drei Stunden angestellt hatte, und immer eifriger folgte Bandamme mit dumpfem Knurren der Spur. Dort im engen Paß fand er jedenfalls einen Gefährten, der den Kampf gleicher stellte; dann kam auf den Mann ein Vogel, wie das Sprichwort sagt.

Plötzlich hallte der Knall zweier Büchsen kurz auf einander aus jener Gegend, und ein geller, banger Schrei folgte ihm. In weiten Sätzen rannte der Müller dorthin, und dicht neben ihm trabte klaffend sein Hund. Eine dichte Gruppe Zirbentannten nur trennte ihn noch von dem Platze, den er dem Herrn Baron angewiesen; dorther tönte lauter Hülferuf und zorniges Brummen — jetzt konnte er ihn übersehen. — Der Balbeckbauer hatte hier, wie es schien, die Bären erwartet; sie waren gekommen, aber die un-

Digitized by Google

sichere Kugel hatte blos den Hals des einen scharf gestreift, den Andern sah man schon ziemlich fern dem Gebirge zutraben. Der Verwundete aber drang eben aufgerichtet, wuthheulend auf den Schützen ein, der nicht Zeit gehabt hatte, wieder zu laden, und deshalb das Gewehr umgedreht dem Thier mit aller Gewalt an den Kopf schmetterte, daß die Kolbe, abspringend, weit davon flog. Der Schlag genirte den Bären nicht im Mindesten, er schien sich durch diese Aufmerksamkeit fast geschmeichelt zu fühlen, denn nur eifriger drängte er heran, den Mann zu umarmen und an's zottige Herz zu drücken. Dieser retirirte, und stürzte rückwärts in das tief ausgewaschene schmale Bett des Wildbachs hinter ihm, wo er allerdings für den Augenblick vor dem Grimm des Thieres etwas gesichert lag.

In diesem Moment erschien Vandamme, und wenige Sekunden später sein Herr auf dem Kampfplatze, und der Hund attaquirte die über dem schmalen Bachbette stehende Bestie sogleich so heftig, daß der im Wasser liegende Bauer darüber vergessen schien. Beide Hahnen der erprobten Büchse gespannt, stand der Müller kaum fünf Schritte neben der interessanten Gruppe.

„Schieß, Diktl, um der Heiligen willen schieß!" ächzte der Bauer aus dem Wasser, in dem er bis zu den Schultern lag.

Der aber neigte sich sehr förmlich und begann zu dem Braunen, der, vom Hunde fortwährend harcelirt, mit gehobener Pranke, brummend dastand: „O, Herr Bär, seids so gut und sprecht ein Wörtl für mich zum Bauern da drenta, daß er mirs Mirel geit!"

„Kaunsts haben, sell schiechs Weibsbild," stürmte der Baldecker, „aber mach an End!"

„An Wort, oder an Hundsfott!" schrie der Diktl, und beide Kugeln krachten dem Unthier in den Schädel, daß es lautlos zusammenbrach.

Mit großer Mühe gelang es endlich dem Müller, den feisten Petz so weit zur Seite zu wälzen, daß der werthe Schwiegerpapa aus dem Bach steigen konnte. Auf einen umgestürzten Baumstamm, der in der Nähe lag, leitete er dann den vor Frost und Schreck Zitternden und reichte ihm die erquickende Schnapsflasche, als lautes Halloh! heraufscholl, und als Diktl jauchzend antwortete, der Förster mit vier Schützen eilig ankam. Der Herr Assistent hatte, als er seine Büchse in's Blaue abgeschossen, klüglich Reißaus genommen und unten Allarm geblasen.

„Schaut, schaut!" rief freudig der alte Waidmann, „das ist an großmächtiger Kerl. Wer hat'n erlegt?"

„Wir alle Beid!" antwortete der Müller.

„Na, na!" wehrte sich der Bauer, „der Diktl hat'n verschossen; mit mir wär er schon fertig worn!"

„Du kriegsts Prämium," versicherte der Förster, „fünfzig Guldn."

„Meinetwega auch net," lachte der Glückliche, „ich kriegs Mirel; gelt, Schwäher?"

„Freilich wohl, ja doch!" bestätigte der Aufgerufene.

„Ei, schau!" wunderte der Förster, „wie hat sich das so schnell gemacht?"

„'s Mirel," erzählte der Diktel, „hat mir grathen, ich sollt an gewichtign, an absonderlichn Mann um sei Fürwort ansprechn; z'erst hab ich an Enk gdacht, Herr Förschtner — aber der Petz hats au than!"

Feuilleton.

Eine kleine Unterredung zwischen zwei großen Männern.

Rouher. Jetzt sind wir unter uns, nun reden Sie geschwinde.
Ich werd' erwartet schon, muß fort mit nächstem Winde.

v. Beust. Mein Herr, ich werde Sie mit Wortkram auch verschonen:
Ich brauche, kurz und gut nur siebenzehn Millionen,

Rouher. Nur siebenzehn? Gesteh', daß mich das höchlich wundert,
Ich brauche wenigstens Millionen siebzehnhundert.

v. Beust. Die braucht' ich freilich auch; indessen Sie verzeihen,
Ich wünscht' von Ihnen nur die Kleinigkeit zu leihen.

Rouher. Ich bin so klamm wie Sie; doch führt uns das zum Rechten:
Noth thut's, Sie sehn's nun selbst — daß wir zusammen fechten.

* In einer Gesellschaft wurde die Frage aufgeworfen, ob wohl die Taube, welche Noah aus der Arche schickte und die mit einem Blatte im Munde wieder zu ihm zurückkam, ein Männchen oder ein Weibchen gewesen sei? Ein Witzling meinte, „es sei auf jeden Fall ein Männchen gewesen, denn ein Weibchen nehme kein Blatt vor den Mund."

* Räthsel.

Wer mögen die kleinen Leutchen wohl sein,
Mit dickem Kopf und dickem Bein;
Doch einem Leib, ach, fadendünn,
In den größten Köpfen ist nichts drin.
Auch fußlos siehst Du Einzelne steh'n,
Doch wenn sie hintereinander geh'n,
Bekommt gleich Füße das ganze Heer,
Je rascher sie laufen, desto mehr.

Rebus.

(Nur in ganz nüchternem Zustand richtig zu lösen.)

Preußen Preußen Preußen Preußen
Deutschland Deutschland Deutschland
Preußen wird immer größer, Deutschland immer kleiner

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 14. Sonntag, den 29. September **1867.**

Der Weltfriede.

In diesen Tagen fand der Friedenscongreß in Genf statt. Manche Blätter machen sich darüber lustig und thun mit einigen Scherz- oder Witzworten die Sache ab. Allein diese Bestrebungen nach einem allgemeinen Weltfrieden sind zu ernst und heilig, als daß sie dem niederen Spotte preisgegeben wären; sie verdienen vielmehr unsere volle Beachtung. Vergegenwärtigen wir uns einmal, um näher darauf einzugehen, das Schreckbild des Krieges. Der Krieg ist eine furchtbare Vergeudung des Menschenlebens. Der Krim-Krieg hat 775,000, der italienische Krieg 110,000, der amerikanische 600,000 und der letzte achttägige Krieg an 50,000 Menschenleben gekostet. Und doch ist ein Menschenleben das Kostbarste, was es in der Welt gibt. Ferner ist der Krieg eine furchtbare Verschwendung des Nationalvermögens. Die Franzosen haben im nordamerikanischen Freiheits-Krieg eine Schuldenlast von 1400 Mill., im Krim-Krieg von 1500 Mill. Francs sich aufgeladen. Der bei weitem theuerste Krieg war der vor Kurzem geführte amerikanische Bürgerkrieg, der 2827 Mill., und rechnet man die Schulden der einzelnen Staaten dazu, an 10,000 Mill. Dollars die Union kostete. Welche Summen der vorjährige deutsche Krieg erforderte, ist noch nicht nachgewiesen, jedenfalls Summen, die eine schwindelnde Höhe erreichen. Die Kriege haben zumeist oder allein die ungeheure Nationalschuld verursacht, die Europa gegenwärtig drückt, und wie scharf wird der Gegensatz, wenn man bedenkt, daß umgekehrt, dieses Vermögen hingereicht hätte, alle nur möglichen Unterrichts- und Wohlthätigkeits-Anstalten in unserm Erdtheil auf das Reichste auszustatten. Soll man noch einen Strich zu dem Schreckensgemälde hinzufügen, so wäre es der, daß der Krieg eine furchtbare Zuchtschule aller Rohheiten und Laster ist. Wir könnten an frühere Kriege erinnern, in welchen sogar der Kannibalismus vorkam; wir könnten an den letzten italienischen Krieg erinnern, an das Hausen der Zuaven und Turkos, wie sie Weiber und Mädchen der Dörfer, durch die sie zogen, öffentlich schändeten; wir könnten auch aus dem letzten achttägigen Feldzuge nachweisen, wie rasch die Verwilderung eintritt; wir wollen aber nicht näher auf diese Greuel eingehen, und wollen nur das sagen, der Mensch wird durch den Krieg zu einem wilden Thier, ja noch ärger als das wilde Thier.

Dagegen welch' reiche Segnungen gewährt der Frieden. Alles was lieblich, was wohlthuend, was erquickend ist für die Menschheit, vereinigt er in sich. Er drückt nicht das Menschenleben zu einer Null herab, sondern er hebt den Werth des Menschenlebens. Er gründet Spitäler und Wohlthätigkeits-Anstalten, um es in aller Weise zu erhalten. Er spart, wo der Krieg verschwendet. Der Friede allein ermöglicht es, die ungeheueren Staatsschulden zu tilgen, die der Krieg gemacht hat. Er sucht ferner den Menschen vor dem Aergsten zu bewahren, vor dem Verfall in Rohheit und Barbarei, indem er Schulen, Wissenschaft und Künste pflegt und alle wohlthätigen Einflüsse der Religion und sittlichen Ordnung schützt und schirmt. Wenn aber der Gegensatz zwischen Krieg und Frieden so scharf hervortritt, sollte er nicht in dieser Schärfe der Menschheit zum Bewußtsein kommen? Wir Alle, jedenfalls die meisten von uns, verabscheuen den Krieg als eins der größten Uebel. Aber dies genügt noch nicht, ihn aufzuheben. Die größte Beruhigung liegt für uns darin, daß der Krieg sich allmählig selbst aufhebt. Louis Philipp, König von Frankreich, hat die Aeußerung gethan, daß in Kurzem die Kriegskosten so über alles Maß colossal sein werden, daß die Kriege kaum noch geführt werden können. Und damit stimmt zusammen das Urtheil der Offiziere und Kriegsleute von Fach, welche sagen, daß die Geschosse und Waffen anfangen durch die neuen Erfindungen so mörderisch zu werden, daß damit an eine eigentliche Kriegsführung gar nicht mehr zu denken ist. Wenn wir aber diesen beruhigenden Versicherungen nicht allen Werth absprechen, sondern sie vielmehr gern annehmen, so fragt es sich doch, was ist inzwischen zu thun, um die Quelle des Krieges, die Leidenschaften und die sich kreuzenden Interessen aufzuheben? Und da ergibt sich Folgendes:

1) Das allgemeine Interesse der Menschheit wird immer mehr zu herrschen beginnen über die Sonder-Interessen der Völker. Jetzt ist schon durch die Verkehrsmittel, Dampfschiffe, Telegraphen und Eisenbahnen ein so enges Band um die einzelnen Völker geschlungen, daß ihr Einzelleben immer mehr ein Zusammenleben wird. Eine politische Schwankung und Unruhe bei dem einen Volke wird gleich auch von den andern mitgeführt und die socialen Interessen, die durch den bewaffneten Frieden und die immer aufs Neu auftauchenden Kriegsgerüchte arg geschädigt werden, — rafft doch ein plötzliches Fallen der Börsenpapiere Tausende von Existenzen weg — werden zuletzt gebieterisch Ruhe und Frieden verlangen.

2) Die Repräsentatiu-Verfassung hilft auch zum Weltfrieden mit. Je mehr die Völker Einfluß gewinnen werden auf die Staatsangelegenheiten, desto mehr wird die Politik eine friedliche und Eroberungskriege

werden ganz unmöglich sein, man hat schon einsehen gelernt, daß alle solche Kriege nur dem Absolutismus dienen. Ob damit alle Kriege aufgehoben seien, ist eine andere Frage, Bürgerkriege scheinen immer noch vorkommen zu können, wie der große in Nordamerika beweist. Religionskriege aber, die furchtbarsten von allen, sind hoffentlich für immer abgethan und längst historisch geworden. Aber doch ist merkwürdig, wie die religiöse Frage bei jeder Bewegung mitspielt und die tiefere Färbung und Bestimmtheit gibt.

3) Den heilsamsten Einfluß auf die Herbeiführung einer Friedenszeit hat unstreitig die Hebung des Unterrichts, die Beförderung der allgemeinen Bildung und die Pflege der Künste und Wissenschaften. Das göttliche Licht der Wahrheit wird dann immer heller in die Menschenherzen strahlen, sie besänftigen und mildern und für das Gute, Wahre und Schöne immer empfänglicher machen. Die finstern Dämonen des Hasses, der Bosheit und der Selbstsucht, welche die Menschheit unglücklich machen, müssen dann weichen, sie werden sich im Lichte von oben als Brüder erkennen, und die Liebeskette schlingt sich um die ganze Menschheit.

Sowie aber von innen gearbeitet wird durch die Besten der Menschheit, um die Quellen des Krieges zu verstopfen, so erscheint es auch nöthig von außen her, alle möglichen Störungen des Friedens zu beseitigen. Wir haben hier im Sinne ein Völkergericht, das in der Weise, wie die Amphiktionen alle internationalen Streitigkeiten zu vermitteln und beizulegen suche. Wir wissen, ein solcher Gedanke klingt utopisch, und doch wagen wir, für ihn zu sprechen, ja wir sagen sogar, er muß Leib und Leben gewinnen. Hat das Faustrecht unter den Einzelnen aufgehört, und ist hier ein Rechtsverhältniß an die Stelle getreten, so muß es auch unter den Völkern also kommen, und die brutale Gewalt muß aufhören, mit der der Stärkere den Schwächeren überwältigt. Fürwahr, es braucht nicht so viel, um in der Gegenwart Frieden zu bieten. Es dürfen nur zwei oder drei der Großmächte Europas sich mit der starken nordamerikanischen Union zusammenschließen, und ihr Friedenswort gilt auch für die andern.

Sollen wir noch in einem Schlußwort unsere Ansicht bestimmt zusammenfassen, so wäre es diese: Wir verkennen nicht den Nutzen, den der Krieg in früheren Zeiten brachte. Er führte die Völker zusammen, weckte die schlummernden Kräfte derselben, regte neue Gedanken und Erfindungen an, und war vielfach der Anstoß zu einer geordneten Verfassung. Aber heute gilt das Alles nicht mehr. Heute ist der Krieg die größte Geißel der Menschheit. Wenn die Sclaverei, dieser Schandfleck der Menschheit in unsern Tagen abgeschafft wurde, warum sollte es denn nicht möglich sein, auch den Krieg, dieses Ueberbleibsel der Rohheit aus vergangenen Zeiten zu beseitigen. Um so mehr, als Handel und Verkehr für ihn eintreten und ihn auch nach seiner nützlichen Seite hin ganz überflüssig machen. Ja wir glauben an eine Zeit des allgemeinen Weltfriedens. Das schöne Wort, „Frieden," das gleichsam der Gruß Gottes an die Menschheit ist, es muß wahr werden!

---

* Pollichia.

Wir geben im Nachfolgenden einen Auszug aus dem Vortrage welchen Herr Dr. Medicus in der Jahresversammlung der Pollichia am 4. d. M. zu Dürkheim gehalten hat, mit Weglassung des strenger Wissenschaftlichen:

Der Rabe.

Der Rabe wird in der Naturgeschichte einem alten Herkommen gemäß unter die Singvögel gerechnet, was wirklich an das lucus a non lucendo der Gelehrten erinnert, wenn man sich das heisere Rabengekrächze vergegenwärtigt, welches auch Nikolaus Becker in seinem einmal so sehr an der Tagesordnung gewesenen Liede vom freien deutschen Rhein zu den Zeilen veranlaßte:

Ob sie wie gier'ge Raben
Sich heiser danach schrei'n.

Uebrigens besteht das naturgeschichtliche Merkmal der Singvögel nicht in einer Stimme, welche so lieblich klingt, daß wir sie mit dem Namen des Gesangs beehren, sonder vielmehr vorzugsweise in einem innerlichen Organ, welches den Namen Singmuskelapparat führt. Aber singen können die Raben nicht, und mit besonderem Bezuge auf diesen Mangel sagt hier das Sprichwort: „Es hält kein Rabe ein Zeitlein." Allerdings wird der Rabe auch andern beliebteren Vögeln gegenübergestellt, wie in dem Verse, der noch eine Parallele anknüpft:

Raben zeugen keine Tauben.
Dornen bringen keine Trauben,

Dabei mag im Vorübergehen bemerkt werden, daß man das Nest, worin dieser große aas- und fleischfressende Vogel seine Jungen zeugt, wie bei den Raubvögeln „Rabenhorst" nennt, ein Ausdruck, der zum Geschlechtsnamen einer adeligen Familie geworden.

Die bekannte Farbe des Raben ist ein tiefes, glänzendes Schwarz, daher sagen wir „rabenschwarz" und noch verstärkter „kohlrabenschwarz," ja in dem Kinderbuche Struwelpeter erscheint gar ein „kohlpechrabenschwarzer" Mohr; Raben, Kohlen und Pech sind hienach die drei schwärzesten Dinge auf der Welt. Der Nacht legen wir ein „Rabendunkel, Rabenschatten" und noch schwungvoller einen sich herabsenkenden „Rabenflittich" bei. Bei Bürger zerrauft Leonore ihr „Rabenhaar" als er nicht gekommen war. Noch häufiger als in unserm blonden Himmelsstriche bildet das Rabenhaar eine Schönheit der Südländerinnen. In Norddeutschland heißt man im Scherze „Rabenjagd" die vorgeschriebene polizeiliche Besichtigung der Schornsteine, und Spötter sprechen von einem „Rabenfell," worunter sie sich ein schwarzes altes Weib

Digitized by Google

denken. Wie lebhaft diese „Rabenschwärze" der Einbildungskraft des Volkes vorschwebt, beweist auch das Sprichwort: „Es hilft kein Bad an einem Raben," wo man häufig noch den Mohren hinzufügt: „oder an einem Mohren." Zunächst auf dieses einförmige Schwarz, allerdings auch auf Charaktereigenschaften bezieht sich noch ein anderes Sprichwort: „der Rabe hat der Krähe nichts vorzuwerfen."

Der Farbe nach hat auch der Rabe als Vorbild gedient für einen andern Vogel, den blauschwarzen „Seeraben" oder Kormoran, einen Schwimmvogel des Meeres, welcher sich zuweilen auch im Innern von Deutschland sehen läßt. Noch ein Vogel, der mit dem Raben eben wenig verwandt ist, trägt von ihm seinen Namen, eine Art Reiher, der „Nachtrabe;" hier bezieht sich die Benennung mehr auf das Geschrei, als auf die Farbe.

Nur höchst ausnahmsweise kömmt einmal in den nördlichen Gegenden ein Rabe von weißlicher Färbung vor, daher sagt man: „So selten wie ein weißer Rabe." Die nämliche Erscheinung findet sich bei mehreren schwarz oder doch dunkel gefärbten Thieren: es gibt weiße Kaninchen oder Stallhasen, weiße Mäuse, welche als Seltenheit gehalten werden, weiße Elephanten, welche in ihrem Vaterlande ungemeines Ansehen genießen, da die Hindu nach dem Dogma der Seelenwanderung glauben, die Seelen ihrer verstorbenen Fürsten seien in dieselben gefahren. Gewöhnlich haben diese nur ausnahmsweise hellgefärbten Thiere auch rothe Augensterne, indem der Farbstoff mangelt, welcher den innersten Ring des Augapfels sonst schwarz färbt, und so die Blutgefäße aus dem Innern durchschimmern; ein Fehler im Auge, wodurch es vom Tageslichte geblendet wird, und welcher auch bei Menschen in Verbindung mit ganz hellblonden fast weißen Haaren getroffen wird. Man heißt solche Menschen und Thiere Kakerlaken oder Albinos.

„Rabenschnabel" ist der alte, anatomische Namen für die schnabelförmige Spitze, in welche das Schulterblatt des menschlichen Knochengerüstes ausläuft. Auf den eigentlichen Schnabel des Raben, welcher auffallend groß, nämlich so lang wie der ganze übrige Kopf ist, bezieht sich das Sprichwort: „Die jungen Raben sind wie die alten geschnäbelt." „Die jungen Raben brauchen Futter" was dies heißen will, weiß jeder Familienvater. Trotz dieses Sprichwortes reden wir von „Rabeneltern," einem „Rabenvater" und einer „Rabenmutter" einem „Rabensinne" oder einer „Rabenart," und denken dabei an ein liebloses Verfahren der Aeltern gegen ihre Kinder; allein diese uns so außerordentlich geläufigen Ausdrücke haben gar keinen naturgeschichtlichen Grund, als eben den, daß die Raben auch gern junge und kleine Vögel anpacken und auffressen, aber niemals nach der neuern Forschung ihre eigenen Jungen.

Alle Raben und ihre Sippschaft, wie Elstern, Dohlen und Krähen, haben die Gewohnheit, allerlei glänzende Dinge, wie Goldschmuck, welche für sie gar keinen Werth haben, zu stehlen, indem sie solche bald in ihrem großen Kropfe verstecken, bald im Schnabel an einen verborgenen Ort tragen und dort schlau von sich geben, vor Allem in ihr Nest, unter Dächer oder in hohle Bäume. Schon öfters ist ein Unschuldiger durch den Hang dieser Vögel zur Dieberei in Verdacht getommen. Daher heißt es sprichwörtlich: „stehlen wie ein Rabe." Auch ist von dieser Charaktereigenschaft der Ausdruck „Rabenvolk" oder „Rabenpack" für Diebsgesindel entlehnt, welchen eine Mutter im Scherze der sie umschwärmenden Schaar von Kindern zuruft, wenn sie ihre Hände nach Obst und Kuchen auf dem Tische so allerliebst hungerleiderisch ausstrecken, daß der Widerstand der Mutter schon halb gebrochen ist und sie die Schmeichler nun doch wirklich darüber „herfallen" läßt, „wie die Raben."

Auch sonst schwebt uns der Rabe nicht als freundliche Erscheinung aus der Vogelwelt vor, nur unangenehme, ja unheimliche Bilder knüpfen sich an seinen Namen. Da seine Lieblingsspeise in Aas besteht, so ist er von jeher der „Galgenvogel" gewesen und gilt als ein Thier, welches auf den Tod, namentlich einen unglücklichen oder unehrlichen Tod des Menschen lauert, wo die Leiche unbeerdigt im Freien bleibt und ihm zum Fraße anheimfällt. „Cras cras ist der Raben-Sang" lautet eines der gelehrteren Sprichwörter mit geistreicher Doppeldeutigkeit, in dem einen Sinne so wie Hauff's Volkslied:

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Brust geschossen,
Morgen in das kühle Grab!

Das Nämliche, zunächst einen Tod im Kampfe, hat auch der folgende Vers im Auge:

Rab' auf dem Dach, Fuchs vor der Thür,
Hüt' sich Mann und Roß dafür!

wo noch ein aasfressender Vierfüßler beigezogen ist.

Ein weiterer Vers, welcher sich auf den dereinstigen Tod bezieht und zugleich den Raben des Undanks beschuldigt, lautet:

Erziehst Du Dir einen Raben,
So wird er Dir zum Dank die Augen ausgraben!

Man kann nämlich die Raben, wenn man sie jung einfängt, sehr zahm machen, wo sie dann auch menschliche Worte nachsprechen lernen. So lange und seit es Galgen gegeben hat, um die Verbrecher daran aufzuhängen, umflatterten sie als ein schauriges Wahrzeichen die nach ekelhafter Beute lüsternen Raben, und das Hochgericht erhielt den Namen „Rabenstein." Was man also sonst einen Galgenstrick oder wie oben einen Galgenvogel heißt, das nennt man ebenso gut, wie es Blumauer in seiner travestirten Aeneide gethan hat, ein „Rabenvieh;" die treffende Stelle, wo Aeneas die im Brande von Troja verlorene Gattin erst mit Schmeichelwörtern ruft, bald aber ihm die Galle übergeht, lautet:

Crensa, Schatzkind! — Rabenvieh!

Sogar ein geistlicher Liederdichter erniedrigt sich

Digitized by Google

in der Zerknirschung zu dem Ausdrucke „Rabenaas,“ wo er schwungvoll singt:

Ich bin ein rechtes Rabenaas,
Ein wahrer Sündenlümmel!

Auch ist hierher das Sprichwort zu rechnen: „Was den Raben gehört, ertrinkt nicht,“ ein Verbrecher kann dem verdienten schimpflichen Tode nicht entgehen. Aber auch die Raben am Hochgerichte, die Niemand stört, haben noch Einen, vor dem sie sich fürchten: „Die Raben müssen einen Geizer haben.“ Ein Laster gibt es, welches der Tod am Galgen selbst nicht sühnt, wogegen sich sogar das unvernünftige Thier empört, nämlich den Verrath, „vom Verräther frißt kein Rabe!“ Kann es einen schlagenderen Beweis dafür geben, wie heilig von je und je die Treue bei den Deutschen gehalten worden, als den alten Glauben, daß dieser Vogel sogar die ihm inwohnende natürliche Gier nach Aas bezwinge, um seinen Abscheu vor dem Verrathe recht sonnenklar an den Tag zu legen?

Die Art, wie die Raben fliegen, soll auf die bevorstehende Witterung schließen lassen, weßhalb die Alten mit ihrem Fluge viel Aberglauben trieben; besonders sahen die römischen Auguren darauf, ob sie von rechts oder links geflogen kamen. Nach einer ähnlichen Anschauung umkreisen auch in der deutschen Volkssage Raben als zukunftverkündende Vögel unaufhörlich den Berg, unter welchem der alte Barbarossa, der Kaiser Friederich, im unterirdischen Schlosse verzaubert liegt, und sie fliegen so lange, bis er einst wiederkommen wird mit des Reiches Herrlichkeit.

Er spricht im Schlaf zum Knaben:
Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg,
Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr!

Feuilleton.

* (Jeff. Davis,) der Expräsident der Conföderirten Staaten, wohnt in Montreal in einem eleganten Hause und sein nächster Nachbar ist ein canadischer Kaufmann, dessen Frau, eine Schottländerin, ihren Hauptstolz in ihren schönen Garten setzt, den die kleinen Davis häufig plünderten und theilweise verwüsteten. Die Kaufmannsfrau paßte auf, sah Jeff., jr. eines Tages über den Zaun klettern und sich in ihre Erdbeeren vertiefen, worauf sie, mit einem tüchtigen Birkenreis bewaffnet, sich über den Kleinen hermachte und ihm das Fell zerbläute. Der schrie ganz gewaltig, worauf die Davis'sche Familie aus einem Munde erklärte, der „Präsident“ selbst müsse im Hause des Nachbars Satisfaction verlangen. Der ging auch sogleich ins Nachbarhaus, Madame öffnete selbst und nun entspann sich ein sehr interessantes Zwiegespräch.

Frau: Wen habe ich vor mir, wenn ich fragen darf? — Jeff.: Ich bin Präsident Davis. — Frau: So — so — also Sie sind der Jeff. Davis? Nachbar von uns, nicht wahr? — Jeff.: Ja das bin ich. — Frau: Und was könnten Sie eigentlich von mir wollen? — Jeff: Eine Ihrer Mägde hat meinen Sohn Jeff. abscheulich mißhandelt. — Frau: Täuschen Sie sich nicht, Herr Davis, ich habe den Schlingel gepriegelt, und wenn er nochmals kommt, kriegt er's doppelt. — Jeff.: Das ist eine sowohl gegen meine Familie als mich gerichtete Frechheit. Ich werde das Gesetz zur Hülfe nehmen und Sie verhaften lassen. — Frau: Verhaften? Probirt's! Scheint, Sie glauben noch in der „Confederacy“ und Präsident zu sein? Sie mich in's Gefängniß setzen, hübsch das, he? Wie hat's Ihnen dort gefallen — nicht so lange her, seit Sie daraus sind? Schöner Mann das, der vom Verhaftenlassen spricht, wenn er selbst erst dem Strick entronnen ist!“

Davis nahm raschen Abschied und die Frau schlug die Thüre hinter ihm zu.

* (Gut.) Die „Altonaer Nachrichten“ berichten folgenden komischen Vorfall: „Bei einem Holzhändler in Harburg, der dem Studium seiner umfangreichen Naturerzeugnisse mehr Geschmack abgewann, als den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der Literatur und schönen Künste, wurden wiederholentlich von einer dortigen bekannten Buchhandlung belletristische Werke „zur gefälligen Ansicht, event. kostenfreien Rücksendung“ abgeliefert, ohne auf mannigfache Vorstellungen, daß er keinen Bedarf an derartigem unnützen „Tand“ fühle, Rücksicht genommen zu sehen. Der hierüber empörte Engroshändler ersann ein vortreffliches Mittel, solchem „Unwesen“ zu steuern. Drei der kräftigsten seiner Arbeiter mußten dem unermüdlichen Wiederfacher eine ungebenre Eichenbohle überbringen, die mit einem höflichen Begleitschreiben versehen war, welches die Worte enthielt: „zur gefälligen Ansicht und event. kostenfreien Rückendung.“

* (Eine Cloge.) Bauer (zu seinem Pastor): „Nee aber, Herr Pastor, hat Sie Ihr Herr Sohn schöne gepredigt; der hat Sie so eine schöne Aussprache und macht so viele Begebenheiten (Gesticulationen) auf der Kanzel, daß meer allemal ganz gerührt wird. Wir haben's schon oft in der Schenke unter uns gesagt: Wenn nur erscht der Alte todt wäre, daß mer den Jungen zum Pastor kriegen könnten.“

* Räthsel.

Kommt meine Zeit, — ihr könn't mir nicht entweichen,
Verzögr' ich und beflügl' ich euren Lauf.
Ein Zeichen mehr, so speiset ihr mich auf.
Noch Eins; und Kindern werd' ich manchmal gleichen;
Jedoch mein Ziel wünscht Jeder zu erreichen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 13.

Musiknoten.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 15. Sonntag, den 6. Oktober 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz. X.

Von Ludwig Schandein.

Aus der Zeit des Bauernaufruhrs, welcher zu Nußdorf bei Landau auf einer Kirchweihe begonnen, ist die sagenhafte Erinnerung äußerst gering, wenn wir nicht die gewöhnlichen Vorzeichen in der Natur hinzuzählen wollen. Die rohen Bauernhorden sengen und brennen, erstürmen alles mit wilder Gewalt und lassen sich wohl sein im Besitze des eroberten Gutes. Aber auch List und Verstecktheit spielen auf all ihren Wegen eine hervorragende Rolle. So war es bei der Belagerung des Schlosses Lindelbrunn in der Südpfalz. Ein Haufe empörter Bauern wurde immer wieder zurückgeschlagen. Alles Stürmen war vergeblich. Da gelang ein schlaues Bäuerlein unter Verabredung eines gewissen Zeichens auf Umwegen in die Burg, dort stellte er sich todtmüde und ruht noch vor Nacht auf dem ihm angewiesenen Lager. Zu Mitternacht läßt er heimlich die Zugbrücke nieder, und der draußen wartende Haufe dringt ein und plündert und verbrennt dann das Schloß. So noch viele Beispiele barbarischer Rohheit, wie bei Erstürmung des Schlosses Hambach (1525) und zumeist voll tückischer List. — Doch auch eine Probe des ritterlichen Trotzes. Der alte Ritter Rupert auf seinem Felsenschlosse (Rupertsweiler bei Pirmasenz) war immer noch, als weit und breit schon alle Schlösser zerstört waren, der Schrecken der Wanderer. Da naht eines Morgens ein Bürgertroß, Ruprecht verhöhnt sie, nimmt den Festpokal und trinkt seinen Ahnen ein kräftig „Glück auf!" und die da unten sollen nur kommen. Die Bürger richten den Schlund ihrer Geschosse gegen die Burg. Ruprecht dessen nicht ahnend, spottet weiter. Da zuckt ein Blitzstrahl — ein Krach — und zerschmettert liegt der Eisenmann im Thale. — Diesen Stoffen gegenüber steht eine andere Gattung von heiterem Anstrich. Auch hievon eine Probe. Die Stadt Oggersheim ward im dreißigjährigen Kriege von einem spanischen Heerhaufen unter Cordoba belagert. Die Insassen, völlig hilflos, waren vor lauter Schrecken heimlich entflohen. Nur einer verblieb, der Kuhhirte Hans Warsch. Der stellt sich muthig auf die Mauer, läßt eine Windel wehen und verspricht dem Feinde ruhigen Einlaß, sobald er sich menschenfreundlich benehme, denn eine starke Hilfstruppe sei schon im Anzug. Die Spanier traten heimlich durch ein Seitenpförtlein, fanden aber das Städtlein seiner ganzen Besatzung entblößt. Als der Feldherr Aufschluß begehrt, erwiedert der Hirte: seine Frau sei eines Knäbleins genesen, und das müsse getauft sein. Der freundliche Feldherr, über den Muth des Hirten sichtlich erfreut, schonte nicht nur das Städtlein, er hob auch das Knäblein über die Taufe. Die Sage erinnert an die drei Schneider, welche in Böcke verkleidet auf dem Walle herumsprangen und dadurch den Feind täuschten.

In solchen und ähnlichen Weisen bewegt sich nunmehr der Geist unserer Sage, sie trägt den Charakter einer mehr einfachen, oft aber überraschenden Erzählung. Somit sind wir zum 19. Jahrhundert gelangt. Das große Ereigniß bildet der Befreiungskrieg der Deutschen. Auch ist dieser mit einer gegreifenden, wenn auch spathaften Erscheinung zusammengebracht. — Um Mitternacht sitzt zu Speyer ein Schiffer am Rheine. Die Domuhr schlägt zwölf. Da steht vor ihm eine hohe, verhüllte Gestalt und begehrt rheinüber. Im Nu sind sie drüben, aber dem Nachen entsteigt eine Reihe solcher Gestalten, und sie verschwinden in der Ferne wie Wolken. In der vierten Nacht ruft es vom jenseitigen Ufer: „Hol über!" Die düstere Schaar besteigt wieder den Nachen, und als sie gelandet, empfängt der Schiffer den Lohn. Unter den Mänteln aber blitzen die Schwerter, die Panzer und Schilde, funkelt das Gold und Edelgestein. Dann durchfliehen sie die Dunkelheit und verschwinden am Dome. Sinnend bleibt der Schiffer am Lindenbaum sitzen bis zum Anbruch des Tages: er betrachtet den Handlohn — es war lauteres Gold, worauf die Bilder der alten Kaiser erglänzen. Da ruft es wieder von drüben: „Hol über!" Das sind die flüchtigen Franken — und Deutschland war von der Fremdherrschaft befreit. — Den Schluß der großen Sagengestalten macht noch Kaiser Napoleon I. Lange wollte das Volk an seinen Tod nicht recht glauben; namentlich bei den letzten Trümmern seiner Armee, den wenigen treuen Veteranen, steht der kleine Mann im grauen Rock und mit dem dreieckigen Hut in unvergeßlicher Erinnerung. Geht ja die Sage: Kaiser Napolen habe bei seiner Durchfahrt in Lautern in der Kaiserburg übernachtet, im eisernen Bette Barbarossas geschlafen, sei aber des Morgens bleich und verstört aufgestanden. —

---

* **Abyssinien.**

Der Entschluß der englischen Regierung, die Befreiung der seit Jahren in Abyssinien oder Habasch gefangen gehaltenen Engländer mit Waffengewalt durchzusetzen, hat die Aufmerksamkeit des Publikums in erhöhtem Maße auf dies Land und seinen Beherrscher, den Kaiser Theodoros, gelenkt. Der letztere

Digitized by Google

gehört seiner Abstammung nach nicht den vornehmen Familien des Landes an, sondern ist von niedriger, unbekannter Herkunft. Im Jahre 1818 geboren, war Theodoros zuerst Bandenchef, dann General, endlich kühner geworden, proklamirte er sich zum König, nachdem er vorher alle Großen des Reiches hatte hinrichten lassen, die sich seinen ehrgeizigen Plänen widersetzten. Die Gunst der Masse des Volkes hatte Theodoros bei seinem Unternehmen unterstützt, denn dieselbe war von den Würdenträgern, die sich früher in die Herrschaft getheilt hatten, schonungslos ausgesogen worden. Theodoros vermählte sich nach Annahme des Titels eines Negus oder Oberherrn von Abyssinien mit einer Tochter des Vicekönigs von Tigris und versprach, nach dem Fetah-Nagast, der Verfassungs-Urkunde des Landes, die eine ungefähre Nachahmung des Justinianischen Codex ist, zu regieren. Dieser Gesetzsammlung zufolge erhielt Theodoros die Entscheidung über Krieg und Frieden, das Ernennungsrecht zu allen Aemtern und die oberste Gerichtsbarkeit. Die gesellschaftlichen Einrichtungen beruhen auf den Principien des Feudalismus und die Wehrverfassung ist ungefähr so organisirt, wie die europäische im Mittelalter. Kaum sah sich aber Theodoros im Besitze der Gewalt befestigt, als er eine Tyrannei ausübden begann, welche gar keine Grenzen kannte. Dem Blutdurste des Autokraten fielen seine treuesten Waffengefährten, seine ergebensten Diener zum Opfer. Gleichen Schritt mit der Grausamkeit des abyssinischen Monarchen hält nur sein Mißtrauen. Weder in der alten Hauptstadt Gondar noch in dem später zur Residenz erwählten Debra-Tabor hielt sich Theodoros für hinlänglich sicher, und seit langer Zeit wohnt er nur in einem Zelte und schlägt, umgeben von seiner Armee, bald hier und bald da den Sitz seiner Regierung auf. Mit seinen Unterthanen lebt Kaiser Theodoros im ewigen Kriege. Erst vor kurzer Zeit hatte er einen großen Aufstand in der Provinz Tigris zu bekämpfen, und obschon die Führer desselben, Oubier und Negoussie, gefangen genommen und hingerichtet wurden, ist die erwähnte Provinz, in welcher die englische Expedition den Ausgangspunkt ihrer Operationen wählen will, noch bei Weitem nicht unterworfen. Auch mit Aegypten ist der abyssinische Herrscher in fortwährendem Kriege, seit Mehemet Ali im Jahre 1822 die früher zu Habesch gehörige, jetzt unter dem Namen ägyptisches Sudan bekannte Provinz Gallabad, deren Hauptstadt das als Missionsstation vielgenannte Chartum, für Aegypten in Besitz genommen hat. — Das Reich Habesch ist ein Hochland in einer Ausdehnung von ungefähr 12,000 Quadratmeilen, das im Norden an Nubin, östlich an das rothe Meer, westlich an Kordofa grenzt, und im Süden durch eine hohe Bergkette vom innern Afrika abgeschlossen wird. Durchschnittlich erhebt sich das Land gegen 6000 Fuß über den Meeresspiegel und in Folge dieser hohen Lage ist das Klima auch ein ziemlich gemäßigtes. Die Einwohner von Habesch, deren Zahl auf ungefähr 5 Millionen geschätzt wird, sprechen verschiedene Dialekte der arabischen Sprache; sie haben den Typus der kaukasischen Race und nur eine dunklere Hautfarbe als die Europäer. Sie sind beinahe durchgängig Christen und zwar gehören sie zur Secte der sogenannten Eutychianer, welche aus den im 5. Jahrhundert aus der Kirche ausgeschiedenen Monophysiten hervorgegangen sind. Ihre religiösen Gebräuche haben viele Aehnlichkeit mit jenen der Katholiken, namentlich verehren sie sowie diese Letzteren die Mutter Gottes in besonderer Weise, und Theodoros war erst vor Kurzem mit dem römischen Hofe in Verhandlungen getreten, um dessen kirchliche Oberherrschaft anzuerkennen, und sich von Rom einen Patriarchen zu erbitten. Bisher haben diese Verhandlungen aber zu nichts geführt und das gegenwärtige Oberhaupt der abyssinischen Kirche, genannt Abouna, ist vom koptischen Patriarchen in Alexandrien ernannt worden. Bemerkenswerth ist die große Anzahl von Klöstern in Habesch, die fast durchgängig über einen sehr bedeutenden unveräußerlichen Besitz von liegenden Gütern verfügen. Obwohl die Abyssinier ein betriebsames und intelligentes Volk sind, stehen Handel und Industrie in Folge des geringen Verkehrs nach Außen auf einer sehr niederen Stufe, und Elfenbein, Goldstaub und — was für einen christlichen Staat charakteristisch — Sclaven bilden die einzigen nennenswerthen Artikel, mit denen Abyssinien am Weltmarkte auftritt. Schiffe besitzt Kaiser Theodoros gar nicht, die Engländer können demnach an jedem beliebigen Punkte landen. Ob die abyssinischen Soldaten es gerathen finden werden, ihren Herrscher gegen die anrückenden Engländer zu vertheidigen, oder ob sie bei der ersten Gelegenheit den Monarchen im Stich lassen, wird sich erst im Verlaufe des bevorstehenden Feldzuges zeigen. Jedenfalls kann Theodoros auf die unverbrüchliche Ergebenheit einer kleinen Prätorianergarde rechnen, die aus vier gezähmten Löwen besteht, welche ihren Herrn nie verlassen, und auch während der Audienzen, die er europäischen Gesandten ertheilt hatte, zu seinen Füßen gelagert waren.

Berliner Gerichtssaal.

(Zwei Liebende.) Die Liebe, ach die Liebe, hat uns auf die Anklagebank gebracht! konnten die separirte Arbeiterfrau Lehmann und deren Schwager, der Kutscher Lehmann, ausrufen, welche am 6. v. M. vor den Geschworenen erschienen.

Beide hatten in einem vertrauten Verhältnisse zu einander gestanden und dies Verhältniß trug die Schuld, daß die Ehe der Frau Lehmann gerichtlich getrennt wurde. Die Liebe aber, welche Frau Lehmann zu ihrem Auserwählten im Herzen trug, loderte fort und beide schwuren sich ewige Treue. Da kam das Jahr 1866, das mit seinem Kriegslärm den Sohn von dem Vater, den Mann von der Frau,

Digitized by Google

den Bräutigam von der Braut in das wilde Lagerleben riß. Auch der Kutscher Lehmann war noch militärpflichtig, auch an ihn ging der Ruf, der Fahne zu folgen. Das war nun der liebenden Frau Schwägerin ein Donnerschlag, sie sollte sich von ihrem Geliebten trennen, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. Sie fügte sich in ihr Schicksal, sprach aber noch einen Wunsch aus: „Wenn Du doch in den Krieg mußt, so will ich, ehe Du Dich todtschießen läßt, vorher ehelich verbunden sein.“

Dieser Wunsch erschien dem Geliebten ganz annehmbar, und da unter den vorligenden Umständen, wo der Bräutigam zu Felde ziehen mußte, ein Aufgebot nicht nöthig war, so beantragte Lehmann am 10. Mai v. J. bei dem Küster Stegemann die Trauung in der Zions-Kapelle auf der Schönhauser Allee. Die Braut stellte sich diesem als die bereits majorenne und elternlose Jungfrau Drews (dies ist ihr Vaternahme) vor; von dem Bräutigam dagegen, welcher noch einen Vater zu besitzen erklärte, verlangte der Küster, daß er die väterliche Einwilligung zur Heirath beibringen sollte. Lehmann war jedoch nicht Willens, seinen Vater deshalb zu bitten, fand jedoch schnell in dieser Hinsicht einen Ausweg. Auf der Schönhauser Allee fand er auf einer Bank sitzend einen alten Stromer, dessen graues Haupt ihm Zutrauen einflößte; diesen suchte er zu bestimmen, die Rolle des Vaters zu spielen und der Alte war auch schnell bereit, auf den Vorschlag einzugehen. „Ja wohl, mein Sohn kann in Gottes Namen das Mädchen heirathen, ich gebe dazu meinen Segen.“ So lautet die Einwilligung.

Die Trauung ging nun vor sich und der junge Ehemann zog darauf in den Krieg, begleitet von den heißen Segenswünschen seiner Gattin. Nach kurzem glorreichem Kampfe wehten die preußischen Fahnen wieder heimwärts, so mancher Krieger hatte auf fremder Erde sein Blut verspritzt, der Kutscher Lehmann aber kehrte gesund und unversehrt an den heimischen Herd zurück, um von den Armen seiner liebenden Gattin umfangen zu werden.

Bis dahin war Alles nach Wunsch gegangen, doch mit des Geschickes Mächten, ist kein ew'ger Bund zu flechten, und so kam denn auch hier der hinkende Bote in Gestalt einer Anklage nach. Der Staatsanwalt behauptete nämlich, daß beide durch ihre unwahren Angaben den Prediger zu einer unrichtigen Eintragung veranlaßt und dadurch eine Fälschung begangen hätten. Das Verdikt der Geschworenen erklärte auch beide für schuldig, bewilligte ihnen jedoch mildernde Umstände, worauf das Gericht beide Angeklagte zu je 4 Monaten Gefängniß verurtheilte.

Ein Blinder, der sieht.

Ein Blinder, auf der Bank der Angeklagten sitzend, betrachtet sich mit Neugierde das Auditorium, das Tribunal, den Greffier, die Hussiers, den Audienzsaal, kurz Alles, was nur für einen Blinden Interesse haben kann. Der Mann betreibt eben das Gewerbe eines Blinden. Er besitzt die Clarinette, den Hund, den Stock, wie die Blinden sich führen, nur hat er ausgezeichnet gute Augen, was ihm vor seinen Mitbrüdern den Vorzug gibt, daß er das falsche Geld von dem echten zu unterscheiden vermag, wenn man ihm dieses in seine Kappe wirft.

Die Anklage, welche gegen ihn erhoben wird, lautet auf Bettelei. „Ich ging diesem Manne,“ erzählt der Agent, welcher ihn verhaftete, „auf dem äußern Boulevard nach. Er sang unbedeckten Hauptes ein weinerliches Lied, als ich ihn plötzlich auf eine Bank zugehen, sich niedersetzen und seinen Hund, der weitergehen wollte, aufhalten sah. Ich sagte mir: Das ist sehr komisch, wieso weiß der Mann, daß hier eine Bank ist, und wieso setzt er sich, ohne zu zaudern und herumzutappen?

Einmal auf der Bank, befiehlt er dem Hunde, sich niederzukauern, worauf er sein Liedchen wieder von vorn anfängt: „Habet Mitleid mit einem armen Blinden!“

„Ich beobachtete ihn weiter und bemerkte, daß, so oft eine gut gekleidete Person vorbeiging, er um Vieles lauter schrie, dafür aber, wenn ein armer Teufel passirte, schwieg. Als er so drei- bis viermal Almosen empfangen hatte, verhaftete ich ihn.“

Präs.: Gestehen Sie zu, daß Sie gebettelt haben?

Angekl.: Ich, gebettelt zu haben? Nein. Was das anbelangt, so leugne ich. Gesungen habe ich, das ist wahr, weil . . . Sie wissen, wenn man guter Laune ist, hat man Lust, zu singen. Gebettelt habe ich nicht.

Präs.: Der Agent hat Sie ja einigemale Almosen in Empfang nehmen gesehen.

Angekl.: Ja, von Personen, welche glaubten, daß ich Almosen verlange; aber ich verlangte nichts.

Präs.: Sie sind ein Bettler von Profession, Sie sind ja schon als solcher verurtheilt worden.

Angekl.: Was vergangen ist, ist vergangen. Das Vergangene deckt ein Schleier; an dem Tage, an welchem ich von dem Agenten gesehen wurde, bettelte ich nicht.

Präs.: Sie hatten einen Hund und eine Clarinette.

Angekl.: Jeder Mensch kann einen Hund und eine Clarinette haben.

Präs.: Ja, alle Blinden. Dadurch haben Sie eben Blindheit geheuchelt.

Angekl.: Was heuchelte ich?

Präs.: Sie stellten sich blind, ohne es zu sein.

Angekl.: Nein.

Präs.: Warum sagten Sie dann: „Habet Mitleid mit einem Blinden?“

Angekl.: Das sagte ich nur von meinem Hunde. Er ist blind das arme Thier. Deshalb führe ich ihn spazieren.

Der Angeklagte büßte seine Gutherzigkeit ziemlich hart. Er wird einen Monat in Haft bleiben, weil er die Mildherzigkeit der Vorübergehenden für seinen Hund angerufen hatte.

Digitized by Google

Feuilleton.

Wenn Schweigen Gold wäre.

Wird denn die Rechte diesmal nun
Der Freiheit hold sich zeigen?
Ei, freilich wird sie solches thun,
Durch — sehr beredtes Schweigen.

Wird sie die Wahrheit kurz und derb
Den Herrn Ministern geigen?
Durch Reden nicht, das wär' zu herb,
Nur durch — beredtes Schweigen.

Thut weh man ihrer Compagnie,
Läßt sie den Kamm wohl steigen;
Dem Volksrecht hilft beständig sie
Nur durch — beredtes Schweigen.

* (Bigamie gesetzlich gerechtfertigt.) Graf Beugnot gibt eben in Paris seine Memoiren über die Schreckenszeit in Frankreich heraus. Wir finden darin eine der Mittheilung werthe Anekdote. Der alte Graf berichtet nämlich, daß während der Schreckenszeit ein Mann, oder vielmehr „Citoyen," zwei Frauen zugleich heirathete. Er ward später während des Kaiserreichs wegen Bigamie verklagt und der Präsident des Gerichts sagte sehr feierlich:

„Wie konnten Sie es vor Gott verantworten zwei Frauen zu nehmen?"

„Ach, damals, als ich meine zweite nahm, gab es gar keinen Gott!" sagte lakonisch der Angeklagte und Alles lachte, weil man sich erinnerte, daß der Convent wirklich 1793 das höchste Wesen „abgeschafft" hatte. Ob der Zweischläferige ein Jurist war, weiß ich nicht — verdient hat er's jedenfalls, einer zu sein!

* (Heilige Friseure.) Die Häuptlinge auf den Fitschi-Inseln verwenden eine außerordentliche Sorgfalt auf ihren Haarputz. Jeder derselben hält sich einen eigenen Friseur, der weiter nichts zu thun hat, als den Kopf des Häuptlings in Ordnung zu halten, dessen Bart und Haar zu salben und zu kräuseln das mindestens zwei Stunden in Anspruch nimmt. Dagegen wird aber auch das Amt dieser Friseure so heilig geachtet, daß man ihre Hände durch Priester weihen läßt und ihnen alle übrigen Beschäftigungen untersagt. Nicht einmal die Speisen dürfen sie mit ihren geweihten Händen zum eigenen Munde führen; zu diesem Zweck wird ihnen eigens eine Person gehalten, welche sie füttern muß. — So weit haben es unsere Hoffriseure denn doch noch nicht gebracht!

* Lehrer: „Ich habe Euch nun die Krankheiten namhaft gemacht, die an sich nicht gefährlich sind, durch Hinzutritt einer Erkältung indessen leicht einen tödtlichen Ausgang nehmen können. In welchen „Fällen" muß man sich nun hauptsächlich vor Erkältung schützen?"

Kürschnerssohn Pelzmaier: „In Thierfellen!"

* Im Coupé des „Omnibus" saßen beim 6kr.-Wein etwas nach der Polizeistunde noch mehrere Bürger zusammen. Das Gespräch drehte sich um Zeitungen und die Zeitungsschreiber. — „Nichts leichter als den Stoff zu einem Blättchen zusammenzustoppeln!" rief Bürger M., der bereits an seinem 9. Halbschöpplchen „roppte." — „Wir wollen sehen!" bemerkte Einsender dieses; „machen Sie einmal den Versuch und schreiben Sie uns gleich jetzt nieder, daß gestern Morgen um 4 Uhr ein im 5ten Stockwerke eines gewissen Hauses wohnender Arbeiter sich durch Arsenik vergiftete; ferner daß nach einer Untersuchung der Arzt erklärte, der Tode sei durch Gift gestorben und derselbe hinterlasse eine Frau und 6 Kinder in traurigen Umständen." — Hierauf schrieb Bürger M.: „Gestern Morgen, Nachmittags 4 Uhr beging in dem 5 Hause des Stockwerks wohnender Arbeiter Arsenik, indem er eine Dosis Selbstmord verschluckte. Die Thatsache der Untersuchung gab der Arzt dahin lautend, daß der Verstorbene durch den Tod zu Gift gekommen sei. Der Doctor hinterließ ein Kind und sechs kleine Frauen, welche sich in der Noth der Umstände befinden."

* (Komische Anzeigen.) Ein Friseur erließ folgende Anzeige: „Ich fertige jetzt durchaus unsichtbare Perrücken und Liebhaber können dieselben bei mir sehen."

* (Aus dem „Weimarer Tageblatt:) „Ein im Glauben kräftiges Mädchen, das den Herrn liebt, wird zur Unterstützung der Hausfrau in ihren schweren Pflichten gesucht."

* „Es hat dem Ewigen gefallen, meine seit 23 Jahren besessene Frau in das bessere Leben abzurufen."

*** Zweisilbiges Räthsel.**

Die Erste — mach Dir stets zur Pflicht,
Daß Du sie hältst! das hält in Ehren!
Doch thut man's oft in Bayern nicht.
Sobald es gilt sie auszuleeren;
Und wird sie sorglich Dir genommen,
Steh' ruhig fest auf einem Fleck;
Und ist sie falsch — dem Volk zum Frommen
Nimmt dann die Obrigkeit sie weg.
Auf Baum und Strauch erwächst die Zweite,
Ein Freund uns, hilfreich, lieb und werth,
Der uns durch Dick und Dünn begleite,
Wo Wagen fehlt und Schiff und Pferd.
Das Ganze? Sucht für Werth und Ehre
Von Mensch' und Dingen, gut und schlecht,
Die Erste Du, so hör' die Lehre:
Nimm stets das Ganze gleich und recht!

Auflösung des Räthsels in Nr. 14.

Eis. Reis. Greis.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Kehr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 16. Sonntag, den 13. Oktober 1867.

* Nachstehender beherzenswerther Aufruf kommt uns von befreundeter Hand zu und geben wir denselben unverkürzt und fügen nur noch an, daß wir im Falle eines Krieges Einer für Alle und Alle für Einen einstehen müssen — es gibt dann keine Mainlinie, sondern ganz Deutschland muß es sein unter Preußens Führung!

Wir wollen Frieden haben!

Eine Stimme aus der Pfalz.

Liebe Landsleute!

Wo heut zu Tage unter uns Zwei oder Drei beieinander sitzen und über die staatlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse sprechen, da hört man jämmerliche Klagen über Stockung in Geschäften, in Handel und Gewerbe, über den Mangel an Geld und Credit und über den Ruin so vieler Familien. Der Handels- und Gewerbsmann, der Fabrikbesitzer, der Kaufmann, der Oekonom hat viel Geld zu bezahlen an den Staat, an die Gemeinde, an seine Arbeitsleute, damit diese nicht verhungern, während er selbst dabei am Ende zu Grunde gehen muß. Namentlich unsere Weinproducenten leiden furchtbar unter dem Drucke der allgemeinen Verkehrsstockung. Die Keller sind angefüllt mit dem reichlichen Segen der vorausgegangenen guten Jahre, aber es fehlen die Käufer, und wenn auch ein Geschäft zu Stande kommt, so bleibt die Zahlung aus. Die Mißstimmung ist allgemein.

Soll das noch lange so fortdauern? Das darf nicht sein, sonst ist das Elend nicht abzusehen, ganz besonders bei uns, den Bewohnern der bayerischen und hessischen Rheinpfalz, die wir in jeder Hinsicht in der gefährdetsten Lage sind.

Wie aber kann geholfen werden?

Schauen wir einmal nach der Wurzel und Quelle dieser traurigen Zustände.

Die Ursache der Stockung in Handel und Verkehr liegt einfach darin, daß weithin die Ueberzeugung verbreitet ist, es komme in naher Zeit zu einem neuen großen Kriege.

Da will denn kein Käufer Vorräthe aufhäufen, Jeder beschränkt sich auf die allernothwendigsten Ausgaben, weil er denkt, bei dem Krieg sei ihm für den Nothfall ein Guldenstück mehr werth, als die Waare, die er jetzt dafür kaufen kann.

Diese Uebelstände fordern die Frage heraus: Ist denn eine solche Besorgniß wirklich begründet, ist in der That eine nahe Kriegsgefahr vorhanden?

Bei uns in Deutschland will sicherlich kein verständiger Mensch den Krieg. Wir sind ein Friedensvolk, das Ruhe und Arbeit begehrt und Handel und Verdienst, und das nur dann zu den Waffen greift, wenn ihm der Räuber ins Haus fällt. So ist es anno 1813 gewesen und so wird es wiederum und allezeit sein.

Aber in Frankreich? Auch dort giebt es verständige Menschen, die mit uns in Frieden und Freundschaft leben wollen, und die ihre Stimmen laut werden lassen in den öffentlichen Blättern. Diese Stimmen aber verhallen in dem Lärm Derer, die nach Krieg schreien, und in dem Geräusch großer Rüstungen und Kriegsvorbereitungen, die nicht mehr zu leugnen sind. Die Eitlen und Eingebildeten in Frankreich, welche selbstgefällig ihre Nation als die Auserwählte aller Nationen preisen, können den Gedanken nicht ertragen, daß ein Volk, das bisher ihrer Ruhmsucht zum Schemel diente, sich urplötzlich ermannt hat und nun ebenbürtig neben ihrer sogenannten großen Nation dasteht.

Es ist nur das böse Gewissen Frankreichs, welches vor dem einigen Deutschland zittert. Aber dieses böse Gewissen und der falsche Ehrgeiz lassen Frankreich nicht zur Ruhe kommen. Im Bewußtsein seiner Unfreiheit sucht es für seine gefesselten, gährenden Kräfte den Ausweg der Explosion. Das ist so wahr, daß selbst die Liberalen in der französischen Kammer die Formel erfanden: Entweder Freiheit oder Krieg!

Welch ein verzweifelter Gegensatz!

Dieser Gegensatz übt schon lange seine unheilvolle Wirkung. Nach der Demüthigung des Papstes, nach dem in Zürich geläuchten Oesterreich, nach dem Opfer von Queretaro, nach all den Blutbädern in vier Welttheilen, sollen wir an die Reihe kommen, wir, **Deutschland!**

Wohlan, wenn es denn gekämpft sein muß, so wissen wir uns jetzt stark und wehrhaft genug, um getrost dem Feinde entgegengehen zu können.

Aber noch ist es nicht so weit. Noch können wir dem Ungemach vorbeugen. Ja, liebe Landsleute, wir können es!

Wißt ihr, warum Frankreich so frivol den Plan eines Krieges gegen Deutschland richtet?

Nur und einzig und allein nur, weil es auch jetzt noch auf die deutsche Zwietracht spekulirt, eingedenk unserer jahrhundertlangen inneren Zerwürfnisse, eingedenk insbesondere jener schmachvollsten Epoche, deren noch unsre Greise gedenken, wo Deutschlands Söhne gezwungen wurden, für französischen Ruhm gegen das eigene Vaterland zu kämpfen.

Digitized by Google

An diese Erinnerungen knüpft Frankreich hoffnungsvoll seine Kriegsgelüste.

Zerstört diese Hoffnungen und Ihr verhindert den Krieg! Was ihr Alle im Herzen traget, sprechet es laut aus, so laut, das es wie Donner in die französische Ebene schallt: Wir sind einig gegen Euch!

Noch will man dies in Frankreich nicht glauben. Darum, liebe Freunde, sprechet es hundert- und tausendfältig aus und beweiset es! Sammelt Euch zu Vereinen, in jedem Ort, in jeder Gemeinde. Das Bewußtsein der Einheit erfüllt Euch ja alle, spreche es Jeder aus in seiner Weise, ob schlicht, ob gelehrt, das Wort, wenn es von Herzen kommt, zündet allerwegs. Singet es in unsern herrlichen Liedern. Begrabet den Hader um dürftige Unterschiede. Unsere Zeit ist groß und weiset das Kleine von sich. Wo Ihr zusammenkommt, sei es in Arbeit oder Geselligkeit, verschließet nicht das Gefühl, das Ihr nach deutscher Art bisher still im Herzen truget, sondern gebet allwärts und allzeit Ausdruck der einigen Hingebung für das einige Vaterland. Jedes dieser Worte ist eine Waffe gegen den gemeinsamen Feind. Es wird ein Schauer kommen über den Friedensstörer. Drohend wird ihm der Geist erscheinen der in Deutschland erwacht ist zu seinem Unheil. Und erschrocken wird der Adler des Cäsars scheu seine Krallen einziehen; wir werden Frieden haben ohne den Krieg! Das Zutrauen wird zurückkehren in Handel und Wandel, der klägliche Jammer unserer Zustände von heute wird einer langen Periode des Gedeihens und blühender Gewerbe weichen.

Das Alles liegt in Eurer Hand. Wie Ihr Euch bettet, so werdet Ihr ruhen. Lasset Ihr die Ereignisse gleichgiltig an Euch kommen, so werden sie zermalmend über Euch hinweggehen. Tretet Ihr ihnen zur rechten Zeit einmüthig entgegen, so scheuchet Ihr sie fort, ehe sie noch Eure Schwelle beschritten. Und diese rechte Zeit ist da, sie drängt, versäumt sie nicht! Die Welt muß den lebendigen Herzschlag unserer heiligsten Gefühle erkennen. Helfen wir uns selbst so wird Gott uns helfen!

Ende September 1867.

* Für Hausfrauen.

Um hartes Wasser für die Wäsche weich zu machen, wird es in Tonnen gefüllt und 24—48 Stunden vor dem Waschtage mit Aetzlauge — je nach der Härte des Wassers mit 1, 2, 3 Loth auf den Eimer Wasser — versetzt, umgerührt und der Ruhe überlassen; der Kalk fällt zu Boden. — Wenn die Wäsche nach dem Trocknen brüchig wird, liegt das häufig daran, daß sie nicht gehörig gespült wurde; die noch im Gewebe befindliche Soda krystallisirt beim Trocknen und zerreißt dabei die Fasern — dasselbe vermag Eintrocknen des Zuckersafts zu thun. Benützte man dagegen Pottasche oder Aschenlauge, so wird die Faser nicht zerreißen. — Ruß- und Lohlflecken entfernt man aus Weißzeug durch Bestreuen mit Weinsäure und Feuchterhalten während 24 Stunden; Rostflecken durch mehrmaliges abwechselndes Betupfen mit Salzsäure und Schwefel-Ammonium (aus der Apotheke.) — Obstflecken werden, sind sie frisch, mit Branntwein entfernt; ältere, auch Stockflecken, mit Chlornatron (Eau de Javelle,) nach dessen Anwendung die Wäsche gut gespült werden muß. Wollenzeuge werden mit einem lauwarm bereiteten Auszug von Quillayarinde von Schmutz befreit; dieses Mittel läßt auch die ursprünglichen, wenn auch noch so zarten Farben des Zeuges unangegriffen. —

Gerichtssaal.

Im lieben Altbayern, in welchem es jetzt so viele Adressen regnet gegen Aufklärung, Schulgesetz und Alles, was damit zusammenhängt, gibt es immerhin für Leute, die auf den Aberglauben des Volkes spekuliren, reichen Boden. Diese Erkenntniß hatte zur Genüge der verflossene Woche verurtheilte Michael Giel von Moosinning, Ger. Erding, ein abgehauster Schuster, 40 Jahre alt, nebenbei auch Hochzeitlader und „Schmuser.“ Der industrielle Kauz hat sich schon einmal wegen Schätzhebens und Erdspiegelgebrauches, mittelst welchen er den Leuten ein paar hundert Gulden abschwindelte, 4 Jahre Arbeitshaus zugezogen, er scheint aber seine Zaubereien trotz Allem nicht lassen zu können. So kam er denn im Winter v. Js. zu der verwittweten Bäuerin Beß von Hohenkammerberg, Bez.-Amts Freising, schwätzte dieser vor, daß er ihr einen Hochzeiter wisse und kam denn auch im Laufe der vertraulichen Konversation auf einen Diebstahl im Betrage von 200 fl. zu sprechen, der vor Kurzem der Bäuerin zugefügt worden war. Ja, wenn er 17 fl. bekäme, meinte der Schalk, worunter ein Frauenthaler wäre, könnte er die 200 fl. schon herschaffen; dabei schlug er der hoffnungsseligen Bäuerin die Karten, aus welchen er einen ganz günstigen Erfolg prognostizirte. Die Bäuerin gab wirklich die verlangten 17 fl. ihrem 16jährigen Jungen nach Hohenkammer mit, wo der Zauberer Giel den Buben mit Bier traktirte, ihm das Geld unter der Vorspiegelung, daß er die Jahrzahl, in welchem die Münzsorten geschlagen wurden, abschreiben müsse, herauslockte und ihn dann schnell mit einem verschlossenen Zettel zur Mutter heimlaufen ließ, in welchem geschrieben stand: „Das Geld ist in der Theres ihrem Kasten.“ Man suchte nach, aber im Kasten der Theres fand sich auch nicht ein Kreuzer vor, mit den 17 fl. und dem Frauenthaler aber war der Schuster spurlos verschwunden. Eigenthümlicher Weise ist wirklich die Bäuerin wieder zu ihrem Gelde gekommen, eines schönen Morgens waren die 200 fl. wieder da; es waren dieselben Münzsorten, welche gestohlen worden waren. Nicht lange nach diesem Vorfalle machte sich Giel einer frechen Unterschlagung schuldig. Er

Digitized by Google

war in Begleitung von zwei Münchener Güterhändlern nach Weil, Bez.-Amts Dachau, gekommen, wo ein Bauernhof gekauft werden sollte. Die angeblichen Käufer borgten dort ein Fuhrwerk, um sich nach der Stadt fahren zu lassen, der Schuster Giel machte dabei den Kutscher und nachdem er seine verehrten Callegen bis in die Dachauerstraße gefahren hatte, verschwand er und Roß und Wagen sah man niemals wieder. Er verkaufte das Fuhrwerk, das 480 fl. werth ist, um 160 fl. und ließ sich's von dem Erlös wohlsein. In öffentlicher Sitzung stellte er die Anschuldigungen entschieden in Abrede. Die gestohlenen 200 fl., will er glauben machen, seien auf sein Betreiben wieder zurückgestellt worden, die eigenen Kinder der Bäuerin hätten sie gestohlen gehabt; das Fuhrwerk habe er im Einverständniß mit seinen Collegen und in dem Glauben verkauft, das Fuhrwerk sei nunmehr, nachdem Haus und Hof angekauft worden, auch ihr Eigenthum. „Ich bin in derer Sach' ganz unschuldig," jammert er mit einer mustergiltigen Heuchlermiene, „und wenn ich unschuldig verurtheilt werde, so opfere ich's halt' unserm lieben Herrgott auf." Während der Vertheidigungsrede fing er an bitterlich zu weinen und während der Pause, in welcher sich der Gerichtshof zur Fällung des Urtheils zurückgezogen hatte, schimpfte er wacker auf die Zeugenbank herab: „das wär mir schon das Rechte, die Andern hätten's Geld und ich dürft' sitzen, da wird nichts d'raus, keine Stund' sitz ich nicht, ich verlange eine frische Untersuchung!" Der Gerichtshof verurtheilte den M. Giel zum Zuchthaus auf 5 Jahre und sprach die Zulässigkeit aus, daß er nach erstandener Strafe unter polizeiliche Aufsicht gestellt werde.

Ein Roman aus dem letzten deutschen Kriege.

Dieser Tage starb in Berlin ein junger Mann, der den Feldzug in Böhmen mitgemacht hatte. Als er bereits mit seinem Regimente in Mähren stand, ergriff seine junge, ihm noch nicht lange angetraute Frau eine solche Sehnsucht nach ihrem Manne, daß sie beschloß, ihm nachzureisen. Vielleicht zu ihrem Unglück fehlte es ihr an dem, was Vielen damals mangelte, an Geld, nicht. Die Aufregung, die Reisestrapazen und das rastlose Suchen nach dem Regiment, bei welchem ihr Mann stand, griffen sie so an, daß sie krank ankam, als sie endlich die Truppe erreichte. So disponirt fiel sie der Cholera als leichte Beute anheim. Der junge Mann, dessen Angst durch die Unmöglichkeit, bei dem steten Vormarsche seine Frau zu pflegen, noch erhöht wurde, ließ eilends die jüngere Schwester derselben, die bei dem kleinen Knaben der Eheleute zurückgeblieben, als Beistand für seine Frau kommen. Aber ihr Pflege kam zu spät, die Frau starb, und die Schwester folgte ihr ins Grab. Mit so betrübtem Herzen vollendete der junge Mann seine traurige Campagne. Er kam heim und fand sein Kind, dem die Mutterbrust fehlte, in fremder Leute Händen nicht zum Besten vor. So entschloß er sich, dem theuren Andenken an die ihrer Gattenliebe zum Opfer gefallene Frau wieder eine Mutter zu geben. Aber das Kind, welches wohl schon den Todeskeim in sich trug, folgte der Dahingeschiedenen während des neuen Bräutigamsstandes des Wittwers nach. Indeß, mit der jungen, liebenswürdigen Frau schien neues Leben in die verödeten Räume seines Hausstandes einzukehren. Da erkrankte jüngst, bald nach der Verheirathung, der Mann, welcher die Gefahren und Strapazen des Feldzuges glücklich überstanden hatte, vielleicht nur in Folge einer Erkältung, am Nervenfieber, und heute liegt er ebenfalls auf der Todtenbahre, um das traurige Schicksal dieses kleinen Familienkreises — man könnte fast sagen, dramatisch kunstgerecht — zum Abschlusse zu bringen.

Reiseabenteuer Friedrich Gerstäcker's.

Friedrich Gerstäcker befindet sich gegenwärtig im fernen Westen, und zwar zunächst auf einer Excursion nach seiner Besitzung bei Chicago. Er beklagt sich sehr über die in Nordamerika herrschende allgemeine Theuerung; so kostet eine elende Pfälzer Cigarre 1/4 Dollar, eine Flasche saures inländischen Weines 2 Dollars ꝛc. Große Heuschreckenschwärme haben in vielen Gegenden des Far West die Ernten vernichtet. In St. Louis wohnte er einer pyramidalen Aufführung des „Freischütz," in Cincinnati dem großen Boxerkampfe bei, von welchem die Zeitungen berichtet haben. Gerstäcker wird sich dem Zuge des Generals Sherman durch den Süden anschließen, welcher 300 Meilen von Omaho entfernt eine Berathung mit dem berühmten Indianer-Häuptling the spotted Tail haben wird, deren Zweck die Beilegung der Feindseligkeiten zwischen den Indianern und Weißen sein soll, in welchen die Letzteren bisher fast überall den Kürzeren gezogen haben. Am 15. November gedenkt er von Neworleans abzureisen. Sehr Heiteres schreibt er über das Theater in Omaho, welches blos als Annoncen-Bureau einträglich ist, indem der Vorhang täglich neue Anzeigen bringt, die, auch wenn gepielt wird, für das alsdann gratis zugelassene Publikum erleuchtet werden; er empfiehlt diese Speculation auch für Deutschland, welche bekanntlich, aber eben nicht mit Glück, auch schon in Wien versucht worden.

* (Die verunglückte Cur.) Die Lehrerin in einer Sonntagsschule in München sah sich vor einiger Zeit genöthigt, einen Knaben wegen seines Fluchens zu bestrafen. Sie stellte ihn mit der Feuerzange bewaffnet, als Wachtposten vor einem Rattenloch auf mit der Weisung, dort zu bleiben, bis er die Ratte finge. Man dachte ihn auf diese Weise für 2 Stunden von den andern Kindern fern zu halten. Aber kaum 2 Minuten darauf hielt er eine mächtige Ratte in die Höhe, indem er rief:

„Gott verdamm mich, da hab ich den Kerl!"

Digitized by Google

Feuilleton.

Leidige Antworten.

Was verhilft zu Glücks-Gaben?
„Gar nichts von Charakter haben!“
Was verhilft zur Gunst-Gewinnung?
„Larvenspiel und nie Gesinnung! —
Schlau gemischt mit Lüg' und Schein,
Wird solch Thun erfolgreich sein.“

* (Was wir wollen:) Freizügigkeit! — Ja wohl, hohe Kammer, Freizügigkeit wollen wir, aber nicht in der unvollkommenen Weise, wie Sie dieselbe erstreben. In jede Wohnung ein- und auszuziehen, ohne Miethe zu bezahlen, das nennen wir Freizügigkeit. Nur für eine solche werden Sie uns opferbereit finden, zu stimmen.

Die Gesellschaft der heimlichen „Rücker.“

* (Null's briefliche Ausdrucksart.) Sie verzeihen, daß ich es wage, Sie zu bitten, mir zu erlauben, daß ich mir die Freiheit nehme, Sie zu fragen: ob Sie die Gewogenheit haben wollen, mir zu vergönnen, daß ich mich unterstehe, Sie zu ersuchen, mir das Glück zu gewähren, daß ich mich Ihnen nahen darf, um Ihnen zu sagen, daß ich nichts sehnlicher wünsche, als im Stande zu sein, Ihnen zu zeigen, wie unendlich mich es freut, daß mein Schicksal mir so günstig ist, den Augenblick herbei zu führen, der mir das Vergnügen zu Theil werden läßt, Sie zu versichern, daß es mir unmöglich ist, durch Worte die Gefühle auszudrücken, die mein Herz bei dem Gedanken ergreifen, daß Ihre Güte mich berechtigt, die Hoffnung zu hegen, daß Sie überzeugt sind, wie tief entzückt ich es empfinde, welch ein Vorzug es ist, daß ich die Ehre habe, mich in der lebhaftesten Hochachtung zu nennen Ihren

gehorsamsten Diener Null.

* (Aus Amerika.) Die Schuhmacher von Philadelphia, haben die Arbeit niedergelegt. Sie geben zu, daß sie mit ihrem Absatz zufrieden sind, aber behaupten, die Fabrikanten seien ihnen zu stark auf das Leder gekommen, und sie sollen deßhalb mit Glanz absahren und die Wichse bekommen, welche sie verdienen. Dem Präsidenten sind diese sehr loyalen Bürger sehr geneigt und bereit, ihn zu verfohlen, da sie glauben, daß er selbst jetzt gar nichts mehr bezwecken kann.

* (Etwas starker Tabak in Ehestandssachen) hat ein gewisser Fred. Hartner von New-York geraucht, und der Duft davon hat andern so übel gemacht, daß sie sich um Abhülfe an die Justiz wendeten. Der Genannte hat drei Weiber. Das ist in diesem Lande, wo das Heirathen so leicht geht, nicht ganz ungewöhnlich; aber die Art und Weise, wie er die Sache betrieb, verdient Erwähnung. Nachdem er mit der ersten Frau einige Jahre verheirathet gewesen war, wollte er eine Abwechslung haben. Er ging zum Vater seiner Angebeteten Nummer 2 und pumpte ihn um 500 Doll. an, unter dem Vorgeben daß seine Frau Nummer eins gestorben sei, und er das Geld zu ihrer Beerdigung brauche. Das Geld aber benützte er, um mit der Tochter durchzubrennen. Nachdem dieselbe von ihrem Vater wieder heimgeholt worden war, heirathete er zum dritten Mal, und zwar nahm er seiner ersten Frau die ganze Hauseinrichtung weg, um die Wohnung der dritten damit auszustatten; sogar den Trauring nahm er ihr weg und zwang sie, ihm die Wäsche zur Hochzeit Nummer drei zu besorgen. — Der Unverschämte sitzt jetzt im Schatten.

* (Eine Petition.) Die vereinigten Bauchredner und Seiltänzer, Taschenspieler und Wachsfigurencabineten-Chefs, Feuerkönige und Schlangenbändiger, Drehorgelvirtuosen und Bärenführer, Marionettendirectoren und Inhaber der schlafenden Griechin, Kautschukmänner und sonstige Magister der sieben freien Künste im Gesammtgebiete des Norddeutschen Bundes haben sich zu einer Petition an den Reichstag zusammengethan, in welcher sie Raum für den Flügelschlag einer freien Seele, d. h. Gültigkeit ihrer Gewerbescheine auch über die Grenzen des einzelnen Regierungsbezirkes hinaus verlangen.

* Nicht alle Mädchen haben es als Liebkosung zu betrachten, wenn man sie mit Rosen und Lilien vergleicht: denn Rosen haben Stacheln, und an den Bibelspruch, daß sie weder nähen noch spinnen, erinnern die Lilien.

* Den besten Diamanten giebt uns Arabien, den besten Amethist Indien, den besten Saphir Garamantia, den besten Chrysolith Egypten, aber: welches Land giebt uns die besten Menschen? — Nun forschet rings herum, — die Antwort bleibe stumm! —

* Zweifliges Räthsel.

Zwei Worte — nie auf einem Fleck
Trifft beide man, wie weit man wandre,
Doch keinen Fleck auch sag' ich keck,
Wo weder eins wär' noch das andre.

Zu einem Wort verknüpfe beide:
1 2 — so ruht, ob klein ob groß,
Oft eine holde Augenweide,
Die Zweite in der Ersten Schooß.

2 1 — schau nordwärts, Deutscher, nun.
Dort siehst Du, lang und breit gestreckt,
Mit Stadt, Dorf, Feld und Wald bedeckt,
Die 1 der 2 im Schooße ruhn.

Auflösung des Räthsels in Nr. 15.

Maaßstab.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Kehr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 17. Sonntag, den 20. Oktober **1867.**

Geschichtliche Sagen der Pfalz. XI.

Von Ludwig Schandein.

In mannichfaltiger Fülle erscheinen die Sagen der verschiedenen Rittergeschlechter, deren Schicksal zum Theil mit der pfälzischen Geschichte verflochten, während dieser Sagen ein großer Theil wieder in das Bereich des Spukes, der Geistererscheinungen eingreift, somit der Mythe sich nähert. Am häufigsten treten und hier die Züge der Bosheit, der täuschenden List, der Rechtsverletzung entgegen. Allen diesen Verbrechen folgt in der Regel der verdiente Lohn auf dem Fuße, zumeist mit Untergang des Geschlechtes. Einiges von mehr geschichtlichem Gepräge möge hier folgen. — Auf dem Ramberger Schlosse (im Gebirge bei Annweiler) wird der Einaug, ein habsüchtiger, neidischer Ritter, mit seinem Knechte vom Schloßherrn gastlich beherbergt. Der Knecht übernimmt auf Gelöbniß des Rambergers Ermordung. Während dieser um Mitternacht in der Capelle noch betet, verirrt sich der Knecht in das Schlafgemach seines eigenen Herrn und ermordet unwissentlich diesen. Des Einauges Geschlecht ist längst schon verschollen, jenes des Rambergers aber hat noch lange gedauert. — Ein Scharfenecker stand mit seines Nachbarn, des Ramberges Weibe in strafbarem Verhältniß. Die beiden Buhlen verabredeten sich, den überlästigen Ramberger zu vertilgen. Der Teufel war mit ihnen im Spiele. Eines Tages führt die Gottlose ihren Gemahl vor die Burg, läßt ihn auf einen Stuhl sitzen und hängt zum verabredeten Zeichen ihm wie zum Scherze ein Tuch um. Da schwirrt des Scharfeneckers Bogen, und vom Pfeile getroffen liegt der Ramberger in seinem Blute. — Auf dem Schlosse Wolfsburg bei Neustadt sieht man auf der vorspringenden Felsenplatte drei Fußstapfen hintereinander, und alle drei unmenschlich groß. Die rühren von der Spähe her, welche der raubgierige Ritter dorthin ausgestellt hatte; denn alles was unten im Thale vorbeizog, wurde beraubt, wo nicht erschlagen. Niemand, selbst die Neustadter nicht, konnten des listigen Räubers habhaft werden. Öfters schlug er seinen Pferden die Hufeisen verkehrt auf, um seine Feinde zu täuschen. Endlich trat die heilige Behme in's Mittel und sind den Verbrecher vor ihren Freistuhl, der war tief im Walde verborgen. Der Wolfsburger erschien in dunkler Nacht ganz allein. Zum Tode verurtheilt sollte er eben niedergestoßen werden: da brechen auf einmal seine bestellten Freunde aus dem Dickicht hervor und schlagen die versammelten Richter zu Boden. Der listige Räuber hatte vorsorglich einen Sack voll Erbsen auf sein Roß geladen und diese auf den Weg gestreut, um seinen Befreiern seine Spur zu verrathen. Was später aus ihm geworden, ist nicht bekannt; aber sicherlich hat ihn der Teufel geholt. — Wie schon bemerkt, gibt auch der bloße Name zur Sage Veranlassung. Ueber dem Dörflein Neidenfels im Neustadter Thale liegt die gleichnamige Burgruine; früher hat sie „Lichtenstein" geheißen, gleich der gegenüberliegenden Burg auf waldiger Höhe. Ihre Besitzer waren zwei Brüder, der von Neidenfels verlangte nach seines Bruders Besitzthum, und bei Gelegenheit schoß er ihn eines Abends hinter dem „erleuchteten" Fenster mit einem Standrohre nieder. — Kaspar von Spangenberg, ein gar arger Räuber, entführte des Kaisers Töchterlein und flüchtet mit ihr in die tiefste Waldeinsamkeit, wo er sich ein Schlößlein erbaute, und nach dessen Vollendung die trunken gemachten Baulente aus der Welt schaffte. Eines Abends begehrt ein fremder Ritter um Einlaß, wird aber des Morgens mit verbundenen Augen hinweggeführt. Bald darauf unter Anführung desselbigen Ritters — es war der Kaiser — wird das Schlößlein erstürmt und der Spangenberger büßt den Frevel mit seinem Leben.

Von der Inquisition.*)

Wenn man Spanien besucht, sieht man noch in jeder Stadt ein seltsames Gebäude, vorne Palast und rückwärts Gefängniß, letzteres nach Art eines Klosters mit zwei Reihen von Zellen, die einen im ersten Stock, die anderen zu ebener Erde. Die Zellen des ersten Stockwerkes empfangen ihr Licht durch eine dreifach vergitterte Oeffnung in der Decke, jene im Erdgeschoß nur durch die Thür. Darunter liegen gewölbte Keller, in ewiges Dunkel und Geheimniß gehüllt, eine Laterne am Gewölbe, Nässe an den Mauern, hier und dort ein Strick, ein Haken, ein Kohlenbecken. Der immer feuchte Boden hat nicht Zeit zu trocknen, und wenn man in vergangenen Tagen darüberschritt, drang das Blut wie aus einem Schwamme hervor. Dies düstere Gebäude trug den Namen des „Heiligen Hauses;" der Vorüberwandelnde aber beschleunigte seine Schritte, denn er glaubte das Pflaster schluchzen zu hören.

Ein Dominicaner bewohnte den Vordertract dieses Gefängnisses, das sich für einen Palast ausgab; es war der Inquisitor, mit unumschränkter Gewalt über

*) Die Skizze, welche wir hier bringen, ist aus der Feder Eugen Pelletan's, des bekannten rastlosen Kämpfers für die Freiheit. Sie bildet unter dem Titel: „La Liberté d'Examen" ein Kapitel seines neuesten Buches: „Los droits de l'homme."

Digitized by Google

alle vom Weibe Geborenen ausgestattet. Er bewohnte fürstlich eingerichtete Gemächer, hatte Pagen und Bediente; wenn er seinen Palast verließ, begleitete eine Schaar berittener Edelleute seinen Wagen, er entfaltete bei jeder Gelegenheit das Gepränge eines Herrschers. Die Inquisition war ein Staat im Staate, sie hatte auch ihre eigene Armee, die „Heilige Kreuzschaar," eine Art geheimer Polizei, aus den jungen Edelleuten geworben. Sie erhielt keinen Sold, war aber vor jeder Verfolgung sicher, sowohl von Seite des Inquisitors, als des Alcalden. Der Vertraute des Heiligen Gerichtes, unverletzlich für den Staat, konnte jedes Verbrechen begehen, ohne daß man ihn zur Rechenschaft zog. Ein Ehemann stand ihm im Wege, der Ehemann war ein Ketzer und man sperrte ihn ein. Wer hätte protestiren können? Der Protest selbst war ebenfalls Ketzerei. Die „Heilige Kreuzschaar" war überall, aber immer incognito, sie sah Alles, sie hörte Alles, bald tauchte sie hier, bald dort auf, aber immer dicht neben dem Opfer, dem sie auf der Straße die Hand bot, um es mit einem Gruße zu verrathen. Man konnte nicht leben, nicht arbeiten und sprechen, man konnte nicht einmal schlafen, ohne dem Inquisitor dafür verantwortlich zu sein. An der Thür, am Tische, am Bette lauerte die Inquisition, und um dies Werk zu vollbringen, nahm die „Heilige Kreuzschaar" die Gestalt des Vaters, Sohnes oder Bruders des angeblichen Ketzers an.

Wohin sollte man fliehen? Für die Inquisition gab es kein Meer, keine Entfernung. Wenn eine Fregatte Truppen in Manilla ausschiffte, so setzte sie einen Inquisitor an das Land. Vergebens suchte der Verdächtige die Grenze zu überschreiten — ein unsichtbarer Stummer verfolgte ihn, und wo dieser eifrige Stumme einem Beamten begegnete, welcher die Erlaubniß hatte, Menschenfleisch zu braten, machte er ein Zeichen, der Schuldige ward verhaftet und dem Feuertode überliefert. Aber die Inquisition, deren Hand und Ohr überall war, hatte auch im Schooße der Familie die Angeberei orgauisirt. Ein Cavalier ladet einige seiner Freunde zu Tische, der Wein perlt, Glas klirrt an Glas, in der Aufregung des Gelages entschlüpft einem der Gäste eine Unvorsichtigkeit, ein Epigramm wider die Geistlichkeit. Am nächsten Tage verschwand er aus seinem Hause, die Inquisition hatte den Witz gehört. Eine Frau sitzt Abends an der Wiege ihres Kindes, im Vorübergehen sagt ihr Mann ein Wort, das ihr Gewissen beunruhigt, sie eilt, ihren Beichtvater zu fragen. Eine Stunde später, als sie nach Hause kommt, findet sie die Pforte versiegelt, die Inquisition hatte soeben den Vater ihres Kindes entführt.

Auf den leisesten Verdacht, auf die Anzeige eines Feindes hin verfügte die Inquisition die Verhaftung des Schuldigen. Sofort floh die Menge mit Schrecken von ihm, sein Name ward verflucht, sein Haus geschlossen. Gesenkten Hauptes, im Voraus der Schmach geweiht, betrat er das Gefängniß. Die Inquisition nahm dem Eintretenden sein Geld ab und behielt ihn im Verborgenen. Nachdem man ihn der vorbereitenden Qual der Einsamkeit unterworfen, führte man ihn zum Verhör. Der Richter, das Haupt von einer Capuze verhüllt, richtete eine einzige Frage an ihn: „Du bist schuldig, bekenne Dein Verbrechen und das Gericht wird Dir Deine Reue anrechnen." Niemals sagte der Inquisitor, um welches Verbrechen es sich handelte, wann, wie und wo es begangen worden sein sollte, so daß dem armen Gefangenen Nichts übrig blieb, als in seinem Gedächtnisse nach irgend einer Unvorsichtigkeit zu suchen, die er vielleicht vor Jahren im Gespräche begangen; wenn er sie nicht fand, sie zu errathen, und wenn er sie nicht errieth, zu sterben. Denn wer das wahre oder falsche Verbrechen, dessen er angeklagt war, leugnete, der galt als unbußfertig und verstockt und ward ohne Gnade dem Scheiterhaufen überliefert.

Die vage Formel der Frage war der Anklage ungemein förderlich. Oft begegnete es, daß der Angeklagte Dinge bekannte, von denen die Inquisition nichts gewußt hatte, und dann auf sein Bekenntniß hin zu langem Kerker verurtheilt ward. So wenig, wie den Grund der Anklage erfuhr er den Namen des Anklägers. Er durfte keine Confrontation mit diesem fordern und die Anklage nicht durch ein Zeugniß entkräften, denn das Gericht nahm nur Belastungs-, nie aber Entlastungszeugen an. Nie bekam der Angeklagte Rechtsgründe zu hören oder Acten zu sehen, denn der Codex der Inquisition sagt ausdrücklich: „Man muß mit Klugheit verfahren und den Thatbestand der Anklage geschickt verbergen." Dies Gebot erfüllte man auf folgende Weise: Man theilte dem Gefangenen eine angebliche Anklageschrift mit, in welcher schwere und leichte Beschuldigungen gemischt waren; natürlich wies er erstere mit großer Heftigkeit zurück und ließ letztere beiseite. Daraus folgerte man, daß er die letzteren eingestanden. Vergessen hieß Bekennen. Mit verbundenen Augen, in tiefem Dunkel, kämpfte der Angeklagte so gegen Gespenster, die sein Leben bedrohten; zuerst begrüßte ihn eine Zelle, stumm wie das Grab, wo er wochenlang in Ungewißheit schwebte. Die Zelle verließ er nur, um ein geheimnißvolles Verhör über ein ihm selbst unbekanntes Verbrechen vor einem vermummten Richter zu bestehen und dann wieder in seine Einsamkeit zurückgeführt zu werden. Rings um ihn war Nacht, Geheimniß, Betrug und Qual.

Allein es gab starke Naturen, die alledem nicht unterlagen, die Nichts bekannten, die sich selbst nicht anklagen wollten. Gegen diese hatte das Heilige Gericht als letztes, furchtbarstes und sicherstes Mittel die Folter. „Der Richter," sagte das Inquisitions-Handbuch, „ist verpflichtet, im Falle des Leugnens die Folter anzuwenden, um dem Angeklagten seine innersten Gedanken zu entreißen." Die Folter war aber eine Marter, die grausamste Marter, die sich denken ließ. Selbst die Inquisition empfand manch-

Digitized by Google

mal, wenn sie im Evangelium las, eine Regung des Mitleids und forderte einen Grund für die Anwendung der Tortur. Wenn der Angeklagte während des Verhörs in Verwirrung gerieth, nachdachte, erblaßte oder sich widersprach, dann war dieser Grund vorhanden, und der Inquisitor entschied die Anwendung der Folter; er folterte so oft und so lange er wollte und beruhigte, ehe er an das gräßliche Werk ging, sein Gewissen durch folgende Erklärung: „Wir verordnen, daß besagte Folter in der Art und so lange angewendet werde als wir es für gut befinden, nachdem wir uns feierlich dagegen verwahrt haben und noch verwahren, daß im Falle des Todes oder einer schweren Beschädigung dies irgend Jemand Anderem als dem Angeklagten zur Last gelegt werden könne."

Zwei Mönche, den Kopf von einer Mütze bedeckt, welche zwei Augenlöcher hat, holen mit brennenden Fackeln den Angeklagten in seiner Zelle ab. Sie geleiten ihn nach der Folterkammer, wo ihn eine Schaar solcher vermummter Gestalten erwartet. Im Schein der rauchenden Fackeln sieht er vor sich die Folterbank, auf dem Boden einen Strick, einen Wasserkrug und ein schmutziges Tuch, an allen diesen Dingen unheimliche rothe Flecken. Neben dem Marterwerkzeug steht ein Mönch ohne Capuze, unverhüllten Gesichts. Er grüßt, er lächelt, er befragt den Angeklagten mit sanfter Stimme — es ist der Inquisitor selbst, der stets die Rolle des Gütigen spielt. Aber der Schuldige will nicht bekennen. Nun fassen ihn zwei Folterknechte und werfen ihn auf die Bank, daß das Haupt auf den Boden herabhängt, dann umwinden sie ihm jedes Glied von der Handwurzel bis zum Knöchel mit einem Stricke, machen bei jedem Gelenke eine Schlinge und schnüren ihn fest. Der Strick steht mit einer Winde in Verbindung, und sobald das einleitende Gebet: „Quicumque vult!" beendet ist, giebt einer der Folterer der Winde eine Drehung, während der andere das Tuch in den Mund des Opfers stopft und ihm langsam mittelst eines Trichters Wasser einflößt.

Bei der zweiten Drehung der Winde schneidet der Strick in das Fleisch, die Brust ringt krampfhaft nach Luft, und bei jeden Versuche, zu athmen, dringt das nasse Tuch tiefer in den Schlund, aus Nase und Augen des Opfers stömt Blut. Der Inquisitor bittet den Angeklagten im weichsten Tone, sein Verbrechen zu bekennen. Der Unglückliche bleibt standhaft. Noch eine Drehung an der Winde; kalter Schweiß bedeckt das zurücksinkende Antlitz, die Nerven zucken nicht mehr vor Schmerz, sondern im Todeskampfe. Nun hebt der Inquisitor die Hand und gebietet Einhalt. Der bewußtlose Körper wird losgebunden und in seine Zelle zurückgetragen.

Ob lebendig oder todt, was lag daran? Die Tragödie war abgespielt, die Kerkerpforte verschwiegen, die Erde tränkt das Blut und die Mauer des Gewölbes war dick genug, um keinen Todesschrei durchzulassen. Starb der Gefangene auf der Folter, so schleppte die Inquisition seine Leiche auf den Schindanger und setzte den Proceß auf seinem Grabe fort. Ueberlebte er die Marter, so ward sie erneuert, bis er sein wirkliches oder angebliches Verbrechen eingestanden. Denn die Inquisition wollte den Schein des Rechtes für sich, sie erpreßte durch alle Mittel ein Bekenntniß, um in das Urtheil setzen zu können: „Verdammt auf sein eigenes Geständniß hin." In der That, das Bekenntniß rettete vor der härtesten Strafe, über den reuigen Sünder verhing die Inquisition nur Gefängniß auf unbestimmte Zeit, ganz nach ihrem Belieben — aber mit welchen Folgen war dies verknüpft!

Traf die Verurtheilung einen Familienvater, der ein Wort, einen Gedanken, der nur die Auslegung eines Wortes oder Gedankens durch einen Dritten verschuldet, so jagte die Inquisition die Kinder aus dem Hause ihres Vaters, zog ihr Vermögen ein, belegte sie mit dem Bann bis in das dritte Glied, und keines derselben durfte ein Amt bekleiden. Und damit der Fluch hier immer auf seinem Andenken hafte, bewahrte sie den Sträflingsanzug des „Segenlosen" (Sanbenito), um ihn in der Pfarrkirche des Verurtheilten, mit seinem Namen bezeichnet, aufzuhängen. Starb der Angeklagte vor der Verurtheilung, so ward seine Leiche verbrannt, und das Urtheil gegen ein Häufchen Staub genügte, um die Erbschaft einzuziehen, die der längst Verblichene seinen Nachkommen hinterlassen.

Unterließ es der Gefangene, wenn man ihn über sein ganzes Leben befragte, das Verbrechen der Ketzerei zu bekennen, von dem er vielleicht nichts wußte, so gab es keine Hoffnung, er war ein „Negativo." „Ein Verbrechen leugnen, heißt bekennen," schrieb Torquemada ausdrücklich. Da aber das Bekenntniß durch Ableugnung eine arge Verstocktheit des Gemüthes bewies, so gebührte dem „Negativo" der Scheiterhaufen. Bekannte der Gefangene theilweise, so war er nicht weniger verloren, weil der Zurückhaltung schuldig. Er mußte sein eigener Angeber ohne Rückhalt sein, sonst traf ihn als „Diminuto" ebenfalls die Strafe des Scheiterhaufens; es gab ein Freudenfest, ein Auto-da-fé.

Ein Trompeter zu Pferde verkündete an allen Ecken der Stadt den Tag des frohen Ereignisses. An dem bestimmten Morgen ließ das Heilige Gericht auf dem Hauptplatze einen Scheiterhaufen und rings um ihn Tribünen für die gute Gesellschaft errichten. In Mitte seiner finsteren Umgebung erschien der Todescandidat, eine Fackel in der Hand, den Strick um den Hals, mit einem Sack bekleidet, eine Mütze von Pappe über den Kopf gezogen, verkehrt auf einem Esel sitzend, dessen Schweif er in der Hand hielt. Dreimal mußte er den Scheiterhaufen umreiten, dann las ihm der Schreiber der Inquisition sein Todesurtheil vor und übergab ihn der weltlichen Gerechtigkeit, indem er den Henker mildevoll bat, den Schuldigen so gut als möglich zu behandeln. Der Henker

Digitized by Google

warf ihm darauf in theilweiser Erfüllung dieser Bitte ein geschwefeltes Hemd über, band ihm die Hände auf den Rücken und fesselte ihn an einen in der Mitte des Scheiterhaufens aufragenden Pfahl. Dann ergriff er eine brennende Fackel, schwang sie vor dem Gefesselten hin und her, sengte ihm den Bart und steckte endlich den Scheiterhaufen in Band. Eine mitleidige Rauchwolke entzog den letzten Kampf des Opfers den Blicken der Zuschauer, die Damen auf der Tribüne aber fächerten sich oder schlürften Sorbet und nickten ihren Bekannten im Parterre freundlich zu.

So verfuhr die Inquisition und so verfuhr sie nicht zufällig und vorübergehend, sondern durch Jahrhunderte, bis das Bewußtsein der Menschheit, aus der langen Betäubung des Mittelalters erwacht, ihr den Feuerbrand entwand und ihr zurief: Du wirst nicht mehr tödten! Und was hat diese kannibalische Justiz genützt, deren Verfahren darin bestand, einen Menschen zu verbrennen, um seinen Irrthum zu bessern? Johannes Huß verbrannte man, aber Luther nahm das Werk wieder auf. Die Inquisition legte die Hand auf Galilei's Mund — drehte sich die Erde darum weniger um die Sonne? Das Heilige Gericht streute die Asche Giordano Bruno's in den Wind, aber der Wind trug sie weit fort und sie lebte wieder auf unter dem Namen Descartes'.

Es giebt heute keinen Staat mehr in Europa, welcher den Henker leiht, um Ketzerei hintanzuhalten, und verbrennen nicht mehr den Menschen wie in der Vergangenheit, aber man verbrennt das Buch, oder vielmehr man setzt es auf den Index. Die Intoleranz hat die Inquisition ersetzt. Aber was ist die Intoleranz? Die bewaffnete Inquisition. „Sie erinnern sich," sagte Ludwig XIV. einst zu dem Herzog von Vendôme, indem er auf einen Hügel zeigte, „daß dort oben eine Mühle war?" — „Ja wohl, Sire," entgegnete der Herzog, „aber wenn auch die Mühle nicht mehr da ist, der Wind bläst noch immer." — Wir fragen, wo war der Papst während dieser Entsetzlichkeiten?

Feuilleton.

Spanisches Familienbild.

Zum Besuche ist Christine
Bei der Tochter in Madrid,
Und die brave Isabelle
Spricht: „Lieb Mütterlein, komm mit!"

Auf des Schlosses höchster Zinne
Spricht die Tochter lächelnd: „Sieh,
Dorten steht, der Würger harrend,
Die Rebellen-Compagnie.

Und die Henker neben ihnen
Warten, daß Dein Tuch nur weht;
Laß es flattern, und die Schraube
Der Garotte wird gedreht."

Und sie winkt — da kreischt die Schraube,
Tausend Stimmen rufen: „weh!"
Königin-Mutter und die Tochter
Eilen scherzend zum Diner.

* (Einen hübschen Witz) erzählt man sich in Paris. Der Kaiser Napoleon hat in Biarritz Hafenarbeiten unter seiner eigenen Leitung beginnen lassen. Bekanntlich ging nun das Gerücht, der Kaiser sei irrsinnig geworden. Das ging folgendermaßen zu: Als der Minister des Innern, Lavalette, bei seiner Ankunft in Biarritz ängstlich nach dem Kaiser frug, antwortete man ihm: „L'empereur est au quai" (der Kaiser ist im Hafen.) Der Minister versteht aber: „L'empereur est toqué" (der Kaiser ist verrückt,) und geräth darüber in große Bestürzung. Sein Bedienter, der wußte, daß sein Herr an der Börse spielte, meldet nun dessen Freunden, den Baissiers, eilig: „Der Kaiser hat den Verstand verloren."

* (Es ist ja wohl treffend.) Einer Predigt aus dem Jahre 1945 ist Folgendes entnommen: „Wollt ihr wissen, wie der Welt Hofstaat beschaffen, so laßt es euch sagen. Der Eigennutz ist Potentat, Selbstliebe die Potentatin; der Vortheil ist Minister; Ehrgeiz und Schimmer sind die Räthe, Dünkel und Hochmuth die Kammerherrn; Hoffahrt ist Hofdame, der Neid Lakay und die Falschheit Magd."

Für And'rer Heil so wie für Deines machen,
Mußt Du zum Grundsatz Deines Lebens machen.

* „Das Herz ist immer auf der rechten Seite!" rief aus in dichterischer Sinnigkeit Jemand in einer Gesellschaft; Einer mit beschränktem Begriff schulmeisterte: „Mich dünkt, das Herz liegt links und die Leber rechts." Lachend entgegnete Jener: „Das war, frisch von Leber weg zu reden, sonst so; seit den vielen veränderten Verfassungen hat sich aber dies auch geändert!"

* Der wahrhaft männliche Mann benutzt die zweite Hälfte seines Lebens dazu, die Schwächen und Irrthümer der ersten Hälfte möglichst wieder auszugleichen mit Kraft, Klarheit und Wohlwollen.

* Zweifelhaftes Räthsel.

Wen gäb's — ob Fürsten oder Betteljungen —
Der niemals aus den Ersten trank?
Wen, dem ein Lied, recht tief aus ihr entsprungen,
Nie in die eig'ne Seele sank?
Wer aber kennt auch nicht die zarte Wärme,
Wovon, die Letzte schlürfend, hold gesellt,
Tief im Gemüth im innersten Gedärme
Durchströmt sich fühlt die feine Welt.
Und wen, wen giebts, der nicht aus Kindeszeiten
Mit Graus des Rufs der Mama sich entsinnt:
Erkältet? Will das Ganze Dir bereiten,
Das hilft für Alles, Kind!

Auflösung des Räthsels in Nr. 16.

Landsee.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Kayser in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung.“

Nr. 18. Sonntag, den 27. Oktober **1867.**

Geschichtliche Sagen der Pfalz. XII.

Von Ludwig Schandein.

Zwischen den sich sehr nahe liegenden Burgen Spangenberg und Erpfenstein war eine lederne Brücke gespannt. Sie diente zum leichteren Verkehre der sich innigst befreundeten Besitzer. Diese geriethen einmal in hartnäckigen Zwist, und als der eine mit seinen Leuten den andern zu überrumpeln gedachte, schnitt dieser die Brücke eiligst ab, und die Feinde stürzten in den Abgrund hinunter. — Des Spangenbergers Sohn liebte des Feindes Tochter über alles. Die Liebenden sahen sich heimlich in der benachbarten Mühle. Der Vater erfuhr das, hob den Sohn auf und warf ihn in das tiefste Burgverließ, wo er zu Grunde ging. — Der wüste Ritter Eberhard von Randeck ward um des Grafen von Leiningen holdseliges Töchterlein. Seine Liebe ward aber von beiden verschmäht. Rachesüchtig ersinnt er mit dem Müller auf der benachbarten Sägmühle eine List. Der Graf kommt mit Tochter und Edelfräulein das neue Werk in der Mühle zu betrachten. Des Leiningen Tochter sollte vorausgehn über ein trügerisch hingelegtes Brett. Wie von einer Ahnung betroffen weigert sich dessen das Fräulein, ihre voranstretende Freundin, des Randeckers Geliebte, wird aber vom Rade erfaßt und zu Stücken zerfetzt. Da hebt der Randecker zum Stoß aus, um das Fräulein hinunterzuwerfen, dieses wird aber vom Vater noch rechtzeitig gerettet. Der Verbrecher wird um einen Kopf kürzer gemacht, der Müller des Landes verwiesen, die Leiche des Mädchens im benachbarten Kloster zu Höningen beigesetzt. Seitdem spukt des Randeckers Gespenst in der Sägmühle. — Einer von Montfort liebte die Tochter des benachbarten Rheingrafen von Stein. Die Väter lebten aber in beständiger Fehde. Die Tochter war dem Rheingrafen von Grehweiler zugesagt und schon der Tag der Hochzeit bestimmt, die sollte auf dem Schlosse zu Grehweiler gefeiert werden. Der Böckelheimer, mit beiden Rittern innigst befreundet, war auch eingeladen. Der aber gab dem frommen Reitpferde der Braut heimlich ein Pülverlein, so daß es unbrauchbar wurde. Man holte nun den Zelter von des Böckelheimers Schwester, es war aber das Reitpferd des Ritters von Montfort und kannte den Weg von der Altenq nach Hause gar wohl. Der Bräutzug war gerade in der Nähe des Schlosses Montfort angekommen, und flugs — da fliegt auf einmal und pfeilschnell das Pferd mit seiner schönen Last gen Montfort hindurch, das Thor thut sich auf und schließt sich eiligst wieder — die Braut war gefangen. Vergeblich fordert der enttäuschte Vater seine Tochter zurück. Bald aber zeigte sich der Montforter selbst und ruft herunter: „Gegen den Vater meines Weibes streite ich nicht!“ Der Rheingraf mußte zum bösen Spiele eine gute Miene machen und der von Grehweiler hatte das Nachsehen. — Die Frauensagen dieser Gattung tragen ein mehr mildes, gewissermaßen romantisches Gepräge; gewöhnlich bildet unglückliche Liebe ihren Inhalt. Dem wunderlieblichen Karlsthale (bei Trippstadt) gegenüber erhebt sich die Ruine der Burg Wilenstein; diese gehörte der Familie von Flersheim. Ein hübschöner Jüngling war aus fremden Landen gekommen und hatte sich bei einem Schäfer verdingt. Zwischen ihm und des Burgherrn Töchterlein entbrannte heimlich die innigste Liebe. Den Zureden des Vaters gehorsam, gab endlich die Jungfrau einem der edelsten Ritter ihr Jawort. Des andern Tages wie sonst immer, schaute sie vom Söller nach ihrem Geliebten herunter, ein anderer hütete die Schafe; ein stilles Leid hatte den Geliebten unter die Erde gebracht. In ihrem Jammer wollte sie zum Klausner im Walde, und auf einem Stege, der über das Wasser sank sie betäubt in die Tiefe. Der trostlose Vater erbaute auf der Aschbacher Höhe ein Kloster, und noch heute sieht man über dem Eingangsthore Stab und Flöte des Hirten eingemeißelt. — Das Fräulein von Hohenek (Burgruine bei Kaiserslautern) saß vom Jagen ermüdet tief im Gebüsche und zeichnet mit dem letzten der Pfeile ihres Geliebten den Namen in den Sand. Da tritt auf einmal ein altes Weib vor sie hin und prophezeit: „Ehe noch die Sonne untergegangen, wird dieser Pfeil deinen Geliebten tödten!“ Bei der Heimkehr erhebt sich aus dem Gebüsche plötzlich ein Vogel, das Fräulein legt an und trifft, aber der erlegte Vogel war nimmer zu finden. Inzwischen kommt der Nebenbuhler daher, erblickt den Vogel mit dem Pfeil in der Brust, legt diesen auf die Sehne und stellt sich lauernd hinter den Baum, eben kommt der Geliebte des Weges geritten, ein Druck — und getödtet stürzt dieser vom Pferde herab. Dem harrenden Fräulein bringt man den Erschlagenen mit ihrem Pfeile im Herzen. — Mit der Stammsage der Wirsen verwandt ist die von des Grafen von Altenhamberg hartherzige Tochter. Ein altes Bettelweib mit sieben hungernden Knaben hatte sie abgewiesen, ja sogar noch die Hunde gehetzt. Der Fluch des Bettelweibes: sie werde dereinst sieben Knaben auf einmal gebären, ging bald in Erfüllung. Sie ward Gattin und Mutter von sieben Knaben. Ihre vertraute Dienerin sollte deren sechs in den drei

Digitized by Google

Weibern ertränken, da begegnete ihr zufällig der Vater. Auf seine Frage: was sie da trage? versetzte die Dienerin: „Junge Hunde!“ Der Ritter nahm die sechs Knäblein, dann auch der Rabenmutter das siebente hinweg, und ließ sie heimlich erziehen. Er verließ das gottlose Weib, nahm das Kreuz, aber die Sehnsucht nach seinen Kindern trieb ihn nach einigen Jahren wieder zurück. Seine Gattin traf er aber abgehärmt im Büßergewande, sie gestand ihm aber ihr schweres Verbrechen und zugleich ihren Entschluß in ein Kloster zu gehen. Doch — Gott ist barmherzig! Am Abend führt er sein Weib in eine Halle, und sieh — sieben Knäblein, frisch und gesund, spielten mit einander. Von der Stund an ward das Weib die glücklichste Gattin und Mutter, und das „steinerne Herz“ war weich und milde geworden. — Einen ähnlichen Gang, jedoch in das Gebiet der Wundersagen streifend, und als Nachbildung der Sage der h. Elisabeth — nimmt die Sage von der „Rosentreppe“ am Schlosse zu Zweibrücken. Der Graf war verwilderten Herzens, seine Gemahlin die heimliche Beschützerin der Armuth. Als sie eines kalten Wintermorgens mit Nahrung und Geld in einem Tuche die Treppe herabstieg, begegnet ihr plötzlich der Graf und fragt: was sie hier trage? In angstvoller Verlegenheit erfolgte die Antwort: „Rosen!“ Ungläubig entriß der Graf ihr das Tuch, und sieh — die Last war wirklich in die schönsten Frühlingsrosen verwandelt. Von dort an führte der Graf ein gottgewebtes Leben. — Die Tochter eines Grafen von der Hartenburg (bei Dürkheim) hatte eine hoffnungslose Liebe zum Knappen des Vaters. Der nahm die Flucht und starb auf einem Kreuzzuge. Die Jungfrau ging in ein entferntes Kloster, doch von Heimweh getrieben kam sie wieder zurück in das Thal ihrer Jugend. Sie errichtete sich der Hartenburg schräg gegenüber auf einem Felsen ihr Hüttchen und ward wie früher der Segen der Gegend. Inzwischen erkrankte der Vater lebensgefährlich; unerkannt besuchte sie die heimische Burg und bewirkte dessen Genesung. Aber als seine Tochter entdeckt, verblieb sie trotz alles Zuredens auf ihrem Felsen und verlebte in frommer Werkthätigkeit den Rest ihrer Tage. Noch heute sieht man im „Nonnenfels“ den Altar, wo sie gebetet, und die Vertiefungen, worin ihre Hütte befestiget war. —

Abenteuer mit Indianern.

Thomas Bennett und sein Sohn Andreas, ein Knabe von ungefähr 14 Jahren, waren mit Pflügen auf dem Flachland beschäftigt. In der Absicht auf dem nahen Flusse wildes Geflügel zu schießen, hatten sie ihre Flinten mitgebracht; nachdem sie eine Zeitlang gejagt, verbargen sie dieselben und gingen an die Arbeit.

Während des Tages waren sie von vier Indianern beobachtet worden, die das Versteck, wo die beiden Weißen ihre Gewehre hatten, ausspionirten und zerbrachen. Dann sprangen die Indianer hervor, ergriffen den Mann und den Knaben und schleppten beide mit der größten Eile in's Gehölz.

Der Zufall wollte, daß an demselben Morgen ein Mann Namens Lebens Hammond seine Frau verließ, um ein ihm entlaufenes Pferd aufzusuchen. Er fand dasselbe einige Meilen weiter hinauf an der Westseite des Flusses. Gemächlich mit dem Pferde heimwärts ziehend, entdeckte er Spuren von Moccasins. Dies beunruhigte ihn dermaßen, daß er im ersten Augenblicke nicht wußte, was unter solchen Umständen zu thun. Während er noch überlegte, sprangen zwei Indianer aus den Gebüschen, und indem einer derselben das Pferd ergriff, riß der andere Hammond von demselben herunter.

Nach einer kurzen Berathung zwischen den beiden Wilden führten sie ihren Gefangenen in den Wald und banden ihn an einen Baum.

Sie verließen ihn hierauf und kehrten nach Verlauf von einer Stunde mit den vier andern Indianern zurück, welche den alten Bennett und seinen Sohn als Gefangene mit sich führten.

Einer der Indianer bestieg Hammond's Pferd, trieb es jedoch bald darauf in eine Marsch und ließ es laufen.

Sie marschirten jetzt in der größten Eile und campirten die erste Nacht am Fuße von „Cummings Pond.“

Während der Nacht machte Bennett seinen Gefährten den Vorschlag, einen Fluchtversuch zu wagen, derselbe rieth jedoch davon ab. Die Möglichkeit wäre kaum vorhanden und das Mißlingen würde den Tod zur Folge haben.

Bennett bemerkte, daß sie doch nur den Tod zu erwarten hätten, wenn sie noch länger in der Gewalt der Wilden blieben. Hammond hatte jedoch noch mehr Hoffnung, und das Vorhaben wurde, wenigstens für den Augenblick, aufgegeben.

Den folgenden Tag erreichte man Bowman's Creek. Obgleich die Weißen zur Zeit ihrer Gefangennahme am Pflügen waren, fanden sie hier sehr tiefen Schnee, welcher Umstand besonders dem alten Bennett das Marschiren sehr erschwerte.

Im Wald eine erstarrende Kälte, der Schnee mit einer leichten, mit jedem Schritte durchbrechenden Kruste überzogen; in den mehr offenen Gegenden naß und kothig; kurz, man konnte es sich kaum unangenehmer denken.

Der nordamerikanische Indianer zeichnet sich jedoch nur ausnahmsweise in der Tugend der Barmherzigkeit aus, und unsere Freunde wurden deßhalb vorwärts getrieben, kaum daß man ihnen zuweilen einige Augenblicke erlaubte, um sich auszuruhen.

Gegen Abend traf die Gesellschaft mit einer weiteren Bande von ungefähr vierzig Indianern zusammen, die von einem Tory (Anhänger der Königspartei in der amerikanischen Revolution gegen England) befehligt wurde. Ein alter Indianer, welcher Ben-

Digitized by Google

nett erkannte, rief aus: „Ah, alter Bennett, ich möchte lieber Deinen Scalp sehn!“

Hier wurde Halt gemacht. Einer der Wilden schwärzte sich unterdessen das Gesicht, und die Aufmerksamkeit Bennett's auf sich lenkend, sagte derselbe: „Ho! Bennett!“

Dies hatte nichts mehr und nichts weniger zu bedeuten, als daß der Gefangene den Feuertod erleiden sollte. Die Bedeutung dieses Zeichens war den Weißen nur zu gut bekannt.

Die beiden Horden trennten sich endlich wieder, einer der Indianer von der größeren schloß sich der kleineren an, so daß ihre Zahl jetzt aus sieben bestand. Nachdem sie nun den Charakter ihrer Gefangenen kennen gelernt, wurden diese mit der größten Sorgfalt bewacht. Während der Nacht wurden sie auf der Erde gefesselt, indem lange Stangen über sie gelegt wurden auf deren beiden entgegengesetzten Enden sich je ein Indianer legte. Dies ließ unseren Freunden sehr wenig Aussicht zur Flucht, da die geringste Bewegung ihrerseits die Wilden auf die Beine bringen mußte, deren Schlummer sprichwörtlich so leicht wie der eines wilden Thieres ist. Unter solchen Umständen waren die Weißen sehr nahe daran, sich der Verzweiflung hinzugeben. Wortlos und niedergeschlagen streckten sie sich auf dem Boden aus und blickten während der langen, stillen Nacht zu den zahllosen Sternen hinauf, sich mit ihren Gedanken an das einzige Wesen wendend, dessen mitleidiges Auge auf ihre Noth herabsah. Nur in langen Zwischenpausen wechselten sie ein Wort mit einander. Es war keiner zum Sprechen aufgelegt. Jeder glaubte, die Ewigkeit sei nahe — sehr nahe — und ihnen blieb nichts zu thun übrig, als sich darauf vorzubereiten.

Den nächsten Tag — den dritten ihrer Gefangenschaft — riß dem alten Bennett zufällig ein Knopf von seinem Rock, den er mit charakteristischer Oekonomie in die Tasche steckte. Die Weißen wurden jetzt durchsucht, und den Knopf findend, wurde Bennett gefragt, was er damit thun wolle? „Ich bewahre ihn, um ihn wieder anzusehen!“ erwiederte er.

„Narr, Bennett! Nur noch einen Tag. Du stirbst zu Wyalusing!“ war die bezeichnende Entgegnung des Wilden.

Dies bestätigte die Absicht der Indianer und die Weißen gelangten jetzt zur völligen Kenntniß ihrer Gefahr. Falls sie nicht bald einen Fluchtversuch machten, würden sie keine Gelegenheit mehr dazu haben.

Gegen Ende des Tages wurde ein Hirsch aufgejagt, und während die Indianer diesem ihre Aufmerksamkeit zuwandten, blieb den Weißen eine kurze Zeit zur Berathung.

„Wir müssen es während dieser Nacht versuchen,“ bemerkte Bennett, sonst ist es aus mit uns.

„Es ist ein großes Unternehmen,“ erwiederte Hammond, „aber ich glaube, es ist unsere letzte Gelegenheit.

„Sie haben entdeckt, wer ich bin,“ setzte Bennett hinzu, und ich weiß, daß sie beabsichtigen, mich zu martern. Ich sehe auch keinen Grund für Dich, auf Schonung zu hoffen. Es gelingt uns vielleicht, noch während dieser Nacht unsere Familien zu erreichen; thun wir es nicht, so ist es doch bei Weitem vorzuziehen, auf der Flucht getödtet zu werden, als die Qualen zu erdulden für die sie uns aufbewahrt haben.

Ich stehe zu Dir, gab Hammond zurück. Mit Gottes Hülfe will ich mein Bestes versuchen.

Andreas Bennett sagte sehr wenig während dieser Besprechung, er war indeß um so mehr mit seinen Gedanken beschäftigt. Er war alt genug, um das Gefährliche ihrer Lage einzusehen, und er war zu jeder Zeit bereit, für die Freiheit „dreinzuschlagen.“

Die beiden Männer unterhielten sich noch eine Zeitlang und bis die Indianer zurückkamen, waren sie mit einander über die Ausführung des Fluchtversuches vollkommen im Reinen. Sie beobachteten dann Stillschweigen und suchten durch Wort und Geberden den Wilden zu zeigen, daß sie auf keinen neuen Einfall gekommen waren.

Als sie den Maßhappen erreichten, stellte es sich heraus, daß der Fluß durch geschmolzenen Schnee und Eis so angeschwollen war, daß den Indianern geraume Zeit mit dem Aufsuchen einer passenden Furth zum Uebergang verloren ging.

Auf der andern Seite angekommen ward unter einem überhängenden Felsen Feuer gemacht. Während die Uebrigen mit dem Rösten und Vertilgen des Fleisches beschäftigt waren, wurde der Anführer der Truppen, der ziemlich gut englisch sprach, sehr mittheilsam zu Hammond. Er sagte, daß er erwartet hätte, an dieser Stelle mit einer großen Bande Indianer zusammenzutreffen, es schien jedoch, als seien diese den Fluß weiter hinauf campirt. Der Wilde wurde dann sehr neugierig.

Wann würde wieder Frieden gemacht? Sei den Weißen viel daran gelegen, mit den „rothen Männern“ Frieden zu machen? Er habe davon gehört. Kenne er Lieut. Boyd?

Wir müssen hier bemerken, daß der fragliche Offizier von General Sullivan auf eine Recognoscirungstour in Genesee ausgeschickt wurde, und dabei von einer großen Zahl Indianer umzingelt und den schrecklichsten Martern unterworfen wurde.

„Wir waren die Anführer der Truppe, die ihn gefangen nahm,“ setzte der Indianer mit bedeutender Lebhaftigkeit hinzu. Boyd braver Mann — schnitten Finger und Zehen ab — stachen Augen aus — Boyd sagte nichts — Boyd braver Mann!

Nachdem er noch weitere Einzelheiten über des jungen Offiziers Marter gegeben, zeigte er einen Degen vor mit der Bemerkung:

Das ist Boyd's Degen:

Bei der Untersuchung fand Hammond die Anfangsbuchstaben vom Namen des jungen Lieutnants auf dem Degen eingeprägt, er durfte jedoch seinen

Digitized by Google

Gefühlen bei dieser grauenhaften Erzählung keinen Ausdruck geben, dies würde augenblicklich die Vergeltung auf sein eigenes Haupt herabbeschworen haben.

Während dieser Nacht wurden unsere Freunde wie in der vorhergehenden gefesselt. Die Indianer zogen sich dann ihre Decken über die Köpfe und lagen bald in tiefem Schlummer. Einer der Wilden nur war noch wach und beobachtete die Gefangenen.

Kurz nach Mitternacht zeigte sich der alte Bennett sehr unruhig und bat um die Erlaubniß, aufstehen zu dürfen.

Lieg still, Hund; bald Tag! brummte der Wilde. Bennett bestand indeß darauf, daß er aufstehen müsse, denn er sei krank. Jetzt erhoben sich alle Indianer und erlaubten den Gefangenen, dasselbe zu thun. Bennett machte sich zu schaffen, indem er Holz herbeholte und in's Feuer warf. In kurzer Zeit schnarchten wieder alle Wilden, außer einem; es war derselbe, der auch das frühere Mal sich niederzulegen geweigert hatte. Er röthete sich zum Zeitvertreib einen Hirschkopf und aß das Fleisch von demselben. Bald jedoch konnte man bemerken, daß eine natürliche Gleichgültigkeit gegen Alles, was um ihn her vorging sich seiner bemächtigte.

Der verhängnißvolle Augenblick war gekommen. Hammond stellte sich neben eine Indianerart und der Knabe postierte sich bei den Gewehren, die auf einen Haufen zusammengestapelt waren. Beide beobachteten des alten Bennett's Bewegungen, der jetzt das Feuer schürte. Er hatte einen sehr langen Rock an, und wie er sich den Wilden näherte, ergriff er geräuschlos einen Speer, und ihn unter seinem Rock verbergend, schlich er sich hinter den schlafenden Indianer und seine ganze Kraft zusammennehmend stieß er ihm den Speer durch den Rücken. Mit einem gräßlichen Schrei sprang der Wilde auf und stürzte vornüber in das Feuer. Der Speer stak so fest in dem Körper seines Opfers, daß Bennett ihn nicht herausziehen konnte; er ergriff sogleich ein Gewehr und einen Tomahawk.

Der Indianer, welcher den Lieutenant Boyd so grausam gemartert, war der erste, welcher erwachte und machte Allarm. Er hatte jedoch kaum Zeit, seinen Warnungsruf erschallen zu lassen, als Hammond ihm mit der Art den Kopf spaltet. Ein zweiter Schlag zerschmetterte einem andern den Schädel, und dieser fiel ebenfalls in das Feuer.

Während dies vorging hatte der Knabe drei Gewehre abgedrückt, es war indeß keines derselben geladen. Die Indianer wurden jedoch dadurch so erschreckt und außer Fassung gebracht, daß die beiden Männer, welche mit furchtbarer Wuth ihre Waffen handhabten, leichte Arbeit mit ihnen hatten.

Ein riesiger Indianer stürzte sich auf den Knaben, um ihm seine Waffe zu entreißen, derselbe schwang sie jedoch hoch in die Luft und brachte sie mit solcher Wuth auf des Wilden Schädel nieder, daß er kopfüber kollerte und bald kampfunfähig wurde.

Jetzt blieben ihnen nur noch zwei Indianer übrig, die aber augenblicklich das Weite suchten; der alte Bennett, der den indianischen Tomahawk mit ungewöhnlicher Präzision zu werfen verstand, sandte ihnen indeß mit all seiner Kraft und Gewandtheit einen solchen nach und traf einen der Flüchtlinge voll in den Rücken, daß derselbe ein fast teuflisches Geheul ausstoßend, hoch in die Luft sprang, seine Decke fallen ließ und fast nackt seine Flucht fortsetzte.

Die Weißen versorgten sich sodann mit den Moccasins, Gewehren und sonstigen Sachen der erschlagenen Indianer und traten ihren Rückweg nach der Heimath an.

Die zwei geflohenen Indianer hatten sich eine kurze Strecke von dem Lagerplatz verborgen, und kehrten, sobald die Weißen fort waren, zu dem Feuer zurück, um zu sehen, ob noch etwas übrig geblieben war, womit sie sich versorgen könnten, bis sie wieder zu ihren andern Kameraden stießen.

Unsere Freunde waren indeß noch in einer feindlichen Gegend, und nach dem zu schließen, was ihnen der Indianer erzählt hatte, mußte sich hier in der Nähe noch eine große Bande der Wilden aufhalten, und sie durften deßhalb ihren Weg nur mit großer Vorsicht verfolgen.

Sie hielten eine kurze Berathung und schlugen dann den möglichst graden Weg nach den weißen Ansiedlungen ein. Sie setzten dann mit vieler Mühe und Beschwerde über den Meshappen, und litten sehr wegen der großen Kälte.

Endlich, nach einer Abwesenheit von sechs Tagen erblickten sie wieder ihre Heimath, wo sie mit dem größten Jubel empfangen wurden. Sie waren von ihren Freunden und Familien schon als todt betrauert worden.

---

* (Die Rohheit und Dummheit der Irrländer) ist in New-York sprichwörtlich geworden. Ein Beweis für die Letztere liefert ein dort kürzlich vorgekommener Fall. Ein Irrländer tritt an das Fenster des Postbeamten: „Ist ein Brief für mich da?" „Wie heißen Sie?" fragte Jener. „Das geht Sie nichts an!" „Dann kann ich Ihren Brief nicht herausuchen!" „Ich heiße Patrick O'Neil!" erwiederte der Irrländer nach einigem Besinnen. Der Postbeamte sucht. „Nichts da für Sie," ist das Resultat. „Nun danken Sie Gott, daß hier nur Ihr Fenster und keine Thür ist, sonst käme ich hinein und bräche Ihnen die Knochen entzwei für Ihre dummdreiste Frage nach meinem Namen! Wenn Sie aber glauben, daß ich so ein Esel gewesen, Ihnen den richtigen Namen zu sagen, so sind sie sehr grün!" Im Bewußtsein seiner Klugheit ging der Irrländer stolz davon.

Auflösung des Räthsels in Nr. 17.

Brustbee.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 19. Sonntag, den 3. November **1867.**

Der höchst ehrenwoll bekannte Schriftsteller Gustav Rasch gibt im Feuilleton der „Freien Presse" in Wien folgendes:

Frankfurter Spaziergänge.

Im December des verflossenen Jahres verweilte ich auf einer Rückreise aus Italien nach Berlin mehrere Tage in Frankfurt am Main. Ich hatte die Stadt seit ihrer Occupation durch die preußischen Truppen noch nicht gesehen. Von der dort herrschenden Stimmung konnte ich mir deßhalb so recht keinen Begriff machen, weil ich mehr als drei Monate in Italien zugebracht hatte und mir außer der „Kölnischen Zeitung" wenig andere deutsche Zeitungen zu Gesicht gekommen waren. Aber die Erbitterung, welche ich im December in Frankfurt fand, übertraf doch jede Vorstellung, welche ich mir von derselben gemacht hatte. Bei meinen Besuchen in Frankfurter Bürgerhäusern war es fast unmöglich, das Gespräch auf andere Dinge zu lenken, als auf die Ereignisse, seit denen doch nun bereits sechs Monate verflossen waren. Manche kannte ich; von manchen war mir nur das Detail unbekannt. Trotz alledem wurde jeder einzelne Gewaltact mir wieder vorgeführt und bis in die kleinsten Details durchgesprochen. Der Selbstmord des Bürgermeisters Fellner wurde mir nochmals haarklein erzählt und mir die Motive angegeben, welche den unglücklichen Mann zu dieser bedauernswerthen That getrieben hätten. Die Ueberzeugung, eine falsche Stellung zwischen dem Sieger und den Besiegten einzunehmen, der drückende Gedanke, mit der Zahlung der sechs Millionen zu schnell verfahren zu sein, die brutale Behandlung, die Grobheiten und die Quäle reien, denen er Tag und Nacht ausgesetzt war, hatten den verzweifelten Entschluß in ihm hervorgerufen. „Und als er sich erhenkt hatte," erzählte mir ein Bankier, „ging ein Verwandter zum General v. Manteuffel, warf ihm den Strick, mit dem die That geschehen war, vor die Füße und sagte ihm: Dieser Strick sei das Vermächtniß des Unglücklichen." — „Und er war ein guter, liebenswürdiger und braver Mann," fügte mein Berichterstatter hinzu, „er war nur den Verhältnissen nicht gewachsen, die ihn überstürzten. Ueber seinen Charakter und über seine Herzensgüte werden Sie in der Stadt nur eine Stimme hören."

Und dann wurde mir erzählt, wie und auf welche Art der Hofrath Fischer-Goullet, der Redacteur der „Postzeitung," in Folge der ihm widerfahrenen Behandlung an einem Schlaganfalle gestorben sei, wie die Redacteure der „Neuen Frankfurter Zeitung," die Senatoren Spelz und v. Bernus, verhaftet worden; wie die Presse beschränkt und gemaßregelt worden; wie General v. Manteuffel nach den sechs Millionen Gulden noch weitere fünfundzwanzig Millionen gefordert und, als seitens der Körperschaften erklärt worden, daß die Beschaffung solcher Summen unmöglich sei, die Mitglieder derselben eine Einquartierung von fünfundzwanzig, siebenunddreißig und sechzig Mann erhalten hätten; wie man mit Schließung des Post-, Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehrs, mit Absperrung der Stadt für Menschen und Waaren, ja mit Plünderung und ähnlichen Maßregeln gedroht habe; wie die Commune gezwungen worden, während des ganzen Monats August täglich 4000 Gulden für Verpflegung der Truppen zu bezahlen. Die Menschen, welche mir diese Dinge erzählten, geriethen nach und nach in eine so erbitterte Stimmung, als wenn alles das erst gestern passirt sei. „Nie werden wir diese Behandlung vergessen, die uns zu Theil geworden ist," wendete sich eine junge Dame in heftiger Aufregung zu mir; „wenn wir morgen französisch werden könnten, würden wir's mit Freuden. Sagen Sie das in Berlin." — „Und wir sagen das auch," wiederholten mir zwei andere Damen aus der Gesellschaft in noch größerer Erregung; „zehnmal lieber französisch als preußisch. Sagen Sie das in Berlin." Jedes ruhige Zureden meinerseits, insbesondere wegen des Wunsches auf eine Einmischung Frankreichs in die deutschen Verhältnisse, war vollkommen vergeblich. Die Stimmung wurde nur um so erbitterter. „Das ist uns seitens des französischen Generals Castine während der französischen Occupation Frankfurts nicht geschehen," erhielt ich zur Antwort; „und weßhalb und warum? Unter welchem Rechtstitel hat man uns so behandelt? Haben wir Antheil am Kriege gegen Preußen genommen? Hat Frankfurt etwa seine Contingent mobil gemacht? War das Frankfurter Contingent etwa gegen Preußen ins Feld gerückt?" Und dann erfolgten neuerdings Expectorationen und Verwünschungen der stärksten Art. Ich konnte es in dieser Abendgesellschaft nicht mehr aushalten, empfahl mich und ging nach meinem Gasthofe zurück.

Unterwegs begegnete ich einem Bekannten, mit dem ich vor anderthalb Jahren im Neuen Bürgervereine in Gesellschaft Nöckel's und Grün's einen heiteren Abend zugebracht hatte. „Was wollen Sie jetzt schon zu Hause?" sagte er, nahm meinen Arm und führte mich in ein Bierhaus, um, wie er meinte, mir von den Verhältnissen in Frankfurt unter preußischem Regiment zu erzählen. Was half mir's, daß

Digitized by Google

ich ihm erwiderte, daß diese Schilderungen mich soeben aus einer Abendgesellschaft fortgetrieben hätten. Ich mußte mich mit ihm an einen Tisch setzen, wo schon mehrere seiner Bekannten Platz genommen hatten. Lauter verdrießliche und verstimmte Gesichter, wohin ich blickte! Eine preußische Uniform sah ich nirgends. „Es scheint, daß gar keine gesellschaftlichen Beziehungen zwischen den Bürgern und den preußischen Soldaten und Offizieren in Frankfurt stattfinden," äußerte ich, meine Wahrnehmung aussprechend. Da lachte man mir höhnisch ins Gesicht, und nun wurden mir während einer ganzen Stunde Einzelheiten aus der ersten Woche der Occupation erzählt, welche ich an diesem Abende als unmöglich bestritt, an deren Wahrheit zu zweifeln ich aber nach dem, was ich am andern Tage hörte, kein Recht mehr hatte. Statt die befohlene Pferdelieferung einem Pferdehändler aufzutragen, der sich dann mit dem Stadtsäckel abzufinden hätte, hatte man jeden einzelnen Pferdebesitzer persönlich gepfändet. Wenn Jemand drei Gespanne hatte, so hatte man ihm von jedem Gespann ein Pferd genommen, so daß nun kein Gespann mehr brauchbar war; Anderen hatte man Ponies genommen, die zum Felddienste ganz untauglich waren, obschon sie sich bereit erklärt hatten, sie mit jeder geforderten Summe auszulösen; die angedrohte Plünderung, versicherte man mir, sei keine leere Drohung gewesen, und es wurden mir Aeußerungen der Generale v. Röder und Manteuffel erzählt, welche alles Maß des Anstandes und der Humanität überschritten. Und dann wurde ich mit einer Fülle von Einzelheiten unterhalten, wie sich die Offiziere bei ihrer Einquartierung in den Hotels und in einzelnen Bürgerhäusern benommen hätten, wie die theuersten Weine auf Kosten der Stadt in muthwilligster Weise vergeudet, wie die unnützesten Ankäufe in den Läden gemacht und mit Bons bezahlt wurden, wie die Summen, die man in einzelnen Hotels schuldig geworden, sich auf 30,000 Gulden beliefen; Fälle von muthwilliger Rohheit wurden mir erzählt, die mich empörten. Die Stimmung im Bierhause war noch weit erbitterter als die Stimmung in der Abendgesellschaft, welche ich soeben verlassen hatte. „Und dann erscheint es Ihnen noch auffallend," fuhr mich ein Bierbrauer an, „daß wir Ihre Landsleute nicht in unsere Häuser einladen? Nie wird das geschehen; nie werden wir vergessen, was hier vorgefallen ist. Das ist der Dank dafür, daß wir bei jedem Nothstand in Deutschland, auf das freigebigste unsere Hilfe boten! Ich erinnere Sie an den Hamburger Brand, an den Hungertyphus in Schlesien; bei jedem Brandunglück, bei jeder Ueberschwemmung in Deutschland waren wir mit unserer Hilfe immer voran. Erkundigen Sie sich wo Sie wollen, wie man in unseren Lazarethen Ihre Soldaten verpflegt hat. Aber von den gemeinen Soldaten spreche ich auch nicht. Diesen haben wir nichts vorzuwerfen." Und als ich gegen 10 Uhr nach Hause kam, fand ich im Gastzimmer meines Hotels eine Gesellschaft Frankfurter Bürger vor, welche mir das, was ich am Abend nun schon zweimal gehört hatte, in dritter Auflage vorführten und durch eine Menge neuer Einzelheiten illustrirten. Und als der Zimmerkellner in meinem Schlafzimmer die Lichter anzündete, erzählte er mir das Nämliche in nämlicher Art.

Ueber acht Monate waren seit meinem ersten Besuche verflossen, als ich vor Kurzem zum zweitenmale nach der Occupation nach Frankfurt kam. Ich setzte meine vor acht Monaten unterbrochenen Spaziergänge durch die Straßen der ehemals „freien" und nun preußisch gewordenen Stadt Frankfurt fort. Aeußerlich ganz dieselben Bilder! Nur der Thurm des Domes war in seinem Innern heruntergebrannt. Die prächtige Kirche war zur Ruine geworden. Aber auch Frankfurt selbst war eine Ruine seines früheren Glanzes, seiner früheren freiheitlichen Selbstständigkeit, seines ehemaligen Wohlbehagens geworden. Das Grundeigenthum war, wie man mir allgemein versicherte, um vierzig Procent gefallen. Eine Menge reicher Leute, insbesondere Fremde, welche früher in Frankfurt ihren behaglichen Wohnsitz fanden, hatten die Stadt verlassen, weil ihnen die dort eingetretenen politischen Zustände zuwider waren. Die Geschäfte gingen wegen des allgemeinen Mißtrauens in die Haltbarkeit der Zustände, welche durch den deutschen Bruderkrieg in Europa geschaffen waren, gar nicht; nirgends Unternehmungsgeist, nirgends Speculationsmuth! Aber eine Menge neuer Steuern war der Stadt Frankfurt auferlegt worden, von denen man früher nichts wußte. Da hörte ich von einer Mahlsteuer, von einer Maischsteuer, von der Erhöhung der Kalendersteuer und der Kartensteuer, von einer Gebäudesteuer, von der Erhöhung der Schlachtsteuer und der Zeitungssteuer; auch die Stempelsteuer auf kleine Wechsel war bedeutend erhöht worden. Andere Steuern waren in Aussicht. „Die Occupation hat uns 6 Millionen gekostet; die Requisitionen haben sich auf 1 Million und 600,000 Gulden belaufen; Quartiergelder haben wir natürlich nicht bekommen," klagten mir die Bürger, mit denen ich über die finanziellen Verhältnisse der Commune sprach; „der Stadt sind über 8 Millionen Gulden Schulden aufgebürdet worden, die nicht zum Nutzen, sondern zum Nachtheil derselben contrahirt sind. 400,000 Gulden müssen wir jährlich von unserer Arbeit und von unserem Fleiß abgeben, um nur die Zinsen zu decken. Da ist doch die Entwicklung der Stadt bis in die fernste Zukunft gehindert. Während dem werden wir wahrscheinlich in der Folge, wenn wir den Gesammtbetrag der neuen Steuern zusammenrechnen, dreimal so viel Steuern bezahlen müssen als früher."

Jawohl, der brave Classen-Kappelmann hat leider nur zu sehr Recht gehabt, wenn er in seiner im preußischen Abgeordnetenhause gehaltenen Rede über die Frankfurter Petition, die Kriegs-Contribution betreffend, ausrief: „Was der letzte Krieg Deutsch-

Digitized by Google

land, man kann sagen Europa geschadet hat, das entzieht sich jeder Schätzung: keine deutsche Stadt hat aber, nach meinem Dafürhalten, größere Nachtheile für die Gegenwart und für die Zukunft zu überwinden, als die Stadt Frankfurt, weil gerade in Folge des Krieges ihre Nahrungsquellen theilweise versiegt sind!"

„Und was geschieht nun seitens der preußischen Verwaltungsbehörde," fragte ich die Bürger, welche mir mit diesen Worten die finanzielle Lage der Stadt klagten, „um den Handel, die Industrie, das Kapital Frankfurts wieder zu heben?" Man sah mich an, als wenn man mich nicht verstände, oder als wenn meine Frage ganz baroden Inhalts wäre. Ich wiederholte die Frage nochmals in umschreibender Weise. Da lachten mir die Leute höhnisch ins Gesicht und Einer rief: „Man hat die Ober-Zolldirection nach Kassel verlegt, statt sie in Frankfurt zu belassen, wo sie früher bestand. Frankfurt ist der Handelsplatz, nicht Kassel. Trotz alledem müssen wir uns zur Schlichtung jeder Differenz in Handelssachen in jedem einzelnen Falle nach Kassel wenden. Welche Hindernisse daraus für den Handel entstehen, brauche ich wohl nicht zu sagen!" — „Nun, man regiert die Stadt Frankfurt eben bureaukratisch," bemerkte ein Anderer im bittersten Tone. — „Man beabsichtigt, der Stadt die Lotterie zu nehmen," sagte ein Dritter; „die Lotterie brachte der Stadt einen Reingewinn von jährlich 200,000 Gulden. Wir waren gerade im Begriff, von dieser Einnahme einen Fonds zu bilden, der zur Canalisirung der Vorstädte, zur Herstellung einer Wasserleitung, zum Bau einer Markthalle verwendet werden sollte, als die Occupation Frankfurts durch die Preußen erfolgte. Nun bleibt das Alles liegen und stehen, wie es ist. Und wenn zu dieser Aufhebung der Lotterie noch irgend ein vernünftiges Motiv vorläge, wenn man vielleicht behaupten könnte, daß die Frankfurter Lotterie der preußischen Lotterie eine Concurrenz mache! Das ist keineswegs der Fall. Der Verkauf unserer Lotterielose ging fast ganz nach Süddeutschland. Dabei buldet man die Spielhöllen in Nassau und will sie noch drei und ein halbes Jahr bestehen lassen."

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß seit den acht Monaten, wo ich nicht in Frankfurt gewesen war, sich die geselligen Verhältnisse zwischen den Siegern und Besiegten nicht gebessert hatten. Im Gegentheile fand ich die Stimmung noch weit gereizter als im verflossenen Winter. Damals lagen als Motive derselben nur die bei der Occupation erlittene rücksichtslose Behandlung und das Bewußtsein, seine Freiheit und staatliche Selbstständigkeit verloren zu haben, vor; nun war die Ueberzeugung, daß man in Berlin gar nicht willens war, den Eigenthümlichkeiten der Stadt Rechnung zu tragen, noch hinzugekommen. Wie kann man sich da wundern, daß die Bürger der „freien" Stadt Frankfurt sich gar nicht in die Ueberzeugung hineinleben konnten, daß das Glück, ein Glied des norddeutschen Bundes zu sein, die Vergangenheit aufwäge? Bildeten die Preßprocesse, bildeten Beschlagnahmen, bildeten die polizeilichen Confiscationen der Zeitungen vielleicht einen Ersatz, während man früher zur Zeit der Selbstständigkeit der „freien" Stadt Frankfurt dort von Maßregeln der freien Presse nichts wußte? In der „freien" Stadt Frankfurt, sagte man mir mit Stolz, sprach, schrieb und druckte Jedermann, was er wollte. Und nun? Ich ließ mir von meinen Herren Collegen in der Presse die Verzeichnisse der gegen die Zeitungen stattgehabten und schwebenden Processe und Beschlagnahmen geben. Das „Frankfurter Journal" war bekanntlich in den ersten Monaten nach Frankfurts Occupation von der Preußenseuche ergriffen worden — um mich milde auszudrücken. Mit der Redaction des braven früheren Redacteurs der „Königsberger Zeitung," Dr. Hasencamp, hat es seine freiheitliche und selbstständige Haltung wiedergewonnen. Dafür waren seit dem December des vorigen Jahres acht Anklagen gegen dasselbe erhoben, bei denen in sieben Fällen eine Beschlagnahme der Anklage vorausgegangen war. Von diesen war auf zwei Anklagen Freisprechung erfolgt, zwei befanden sich noch in der Schwebe; in vier Fällen hat gar nicht vorgegangen werden können, weil die Anklagen gar keinen Anhaltspunkt boten. Gegen die „Neue Frankfurter Zeitung" waren vier Beschlagnahmen verfügt, von denen zwei wieder aufgehoben, zwei noch im Gange, aber bereits in erster Instanz zu Gunsten der „Neuen Frankfurter Zeitung" entschieden waren. Gegen den „Frankfurter Beobachter" waren zwei Anklagen erhoben. Die Confiscationen auswärtiger Zeitungen waren gar nicht zu zählen. Der „Stuttgarter Beobachter" und die „Neue Badische Landeszeitung" kamen regelmäßig einen um den andern Tag gar nicht in die Hände ihrer Abonnenten. Sie wurden ohne alle weitere Umstände gleich auf der Post weggenommen. Das war die Frankfurter Preßfreiheit vor und nach dem deutschen Bruderkrieg des verflossenen Jahres! „Ich will Ihnen von unseren neuen Stadtverordneten-Wahlen anderswo erzählen," sagte ein Kaufmann im Weinhause zu mir, „trinken Sie heute Abends bei mir den Thee; hier ist's nicht richtig. Wir haben gleich eine Denunciation auf dem Halse. Solche Dinge kannte man früher in Frankfurt nicht." Der frühere Civil-Commissär, jetzige Polizei-Präsident v. Madai hatte neuerdings wieder fünf Frankfurter Polizei-Commissären die Mittheilung gemacht, daß er sie am 1. Oktober nicht mehr beschäftigen würde und die Stadt ihre Pensionirung zu tragen habe. Alle fünf waren Leute im kräftigsten Mannesalter. Das thut ja nichts zur Sache. Der Commune liegt ja ihre Pensionirung ob. Und daß ihre Stellen wieder besetzt wurden, das versteht sich ja von selbst. Am Todestage des unglücklichen Bürgermeisters Fellner ging der Besitzer des Gasthofes „zur Stadt Darmstadt," der ihn persönlich gekannt

Digitized by Google

und geschätzt hat, auf den Friedhof und legte einen Kranz auf das Grab des Selbstmörders. An dem Kranze war ein Stück Papier befestigt, und auf dem Stücke Papier las man die Worte: „Er starb für die theuere Vaterstadt. Gesegnet sei sein Andenken. Fluch und Verderben seinen Mördern und Peinigern.“ Da griffen ihn bei dem Werke der Liebe auf dem Friedhofe Polizeidiener und er wurde vor den Staatsanwalt geladen. Die Kluft in der Gesellschaft hatte sich seit vorigem Winter noch erweitert. Preußische Beamte und Offiziere wurden in kein Frankfurter Haus geladen. Ein in Frankfurt wohnender reicher Engländer hatte einmal den Versuch gemacht, zu einem großen Balle Frankfurter Bürger mit ihren Damen und preußische Offiziere und Beamte zu laden. Bereits Tags vorher wurde der Ball abgesagt. Niemand von den Ersteren hatte eine Einladung angenommen. In keinem Wirthshause sah ich die Uniform neben dem schwarzen Rock, und als ich einmal eine Ausnahme constatiren zu können glaubte, überzeugte man mich, daß die Bürger Militär-Aerzte im bürgerlichen Rocke gewesen waren. So war es im Theater, so war es in den Concerten, so auf der Promenade. In diese verbitterte Stimmung mischt sich kein dynastisches Interesse, wie stellenweise in Hannover. Frankfurt war eine „freie“ Stadt gewesen. Man schätzte die Freiheit um so höher, nachdem man sie verloren hatte. Und wenn ich fragte: Wie viel Percent der Wähler würden bei einer freien Abstimmung heute für Anschluß an Preußen stimmen? so erwiderte man mir allgemein: „Nicht fünf Percent! Unsere neuesten Stadtverordneten-Wahlen geben Ihnen den besten Beweis. Unter den neuen Stadtverordneten würde nicht ein Zehntel für die preußischen Fragen stimmen. Deßhalb werden wir auf ihre Zusammenberufung auch wohl lange warten können.“

Gustav Rasch.

Feuilleton.

* Die Asche der Liebe.

(Beim Verbrennen der Briefe.)

Der Eid, den sie schwur, ist im Winde verrauscht,
Wie frevelnden Hohns er zerrissen das Band,
Das seelig, als Lieb' wir um Liebe getauscht,
Die Herzen mit wonnigem Glück uns umwand.

So sollen als Rauch jetzt im Wind auch verweh'n
Die Schwüre, womit sie so oft mich betrog,
Sie sollen zu Asche, zu Rauch auch vergeh'n,
Die Briefe, in denen sie Treue mir log.

Er rufts — und die Zeugen von Liebe und Glück,
Er zieht sie hervor aus verborgenem Schrein
Wohl zittert die Hand ihm — er zucket zurück,
Er zögert den Flammen ihr Opfer zu weih'n.

Denn ach! aus dem Busen, da tauchet empor
Still grüßend, die Wonne verschwundener Zeit,
Und doppelt auch fühlt er, was er vertor,
Fühlt doppelt sein einsam verlassenes Leid.

Er blickt in die Blätter — auf schreiet er laut,
Es zuckt ihm entgegen wie züngelnder Hohn,
Die Züge ihm einstens so hold, so vertraut,
Wie tödende Blitze entgegen ihm loh'n.

Nicht zögert er länger. — Den Flammen geweiht!
Die Briefe hellflackernd zu Asche verglüh'n,
Die letzten Zeichen glückseliger Zeit,
Als kräuselnde Wolken, als Rauch sich verzieh'n.

Er starrt in das Feuer, er siehet voll Schmerz,
Wie langsam der Funken, der letzte verprüht,
Ihm ist's, als sei seine Lieb' und sein Herz
Zu Rauch nun verlodert, zu Asche verglüht.

* (Aus der Garnison.) Das 1. Bataillon Musketiere des 32. Infanterieregiments marschirte gestern Morgen gegen halb acht Uhr von hier aus. Die Regimentsmusik zog mit diesem Bataillon ab. Die Generalität und zahlreiche berittene Offiziere der Garnison gaben dem Bataillon das Geleite bis über die Casteler Festungswerke hinaus.

* Zweifelhaftes Räthsel.

Wo man die Erste **abzieht** — nun ich wette,
Daß eine Tödtung da zuvor geschehn.
Doch wie viel Todtschlag hätt' die Erde nie gesehn,
Wenn man die Letzten nie **heraus**gezogen hätte.
Ziehst aber aus dem Eck das Ganze Du heraus,
So wett' ich schier, Du ziehst auf Nessen aus!

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 20. Sonntag, den 10. November 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz. XIII.

Von Ludwig Schandein.

Wie die ungewöhnliche Felsengestalt, die absonderliche Form eines Baues und dgl., geben auch Grabsteine, Inschriften, Kreuze, Wahr- und andere Zeichen, selbst auch wunderliche Namen einen sagenartigen Aufschluß. In der St. Johanniskirche zu Dürkheim zeigt ein alter Grabstein zwei Ritter in erhabener Arbeit: einen Greis und einen Jüngling — Vater und Sohn, beide bewaffnet und einander gegenüberliegend. Der Sohn liebte die Tochter eines befeindeten, jedoch versöhnlichen Geschlechts. Sie starb an gebrochenem Herzen, der Geliebte, seinem unbeugsamen Vater fluchend, zog hinaus in die freudlose Welt. Da brach ein Krieg aus. Unerkannt versetzte der Jüngling seinem Gegner eine tödtliche Wunde. Als er erfährt, daß er den Vater erschlagen, stößt er sich selbst das Schwert in die Brust. — Der Mönchskopf am Treppenthürmchen der Hartenburg, gegen Limburg gerichtet, erinnert an den Sieg eines Grafen von Leiningen über den in seinen Ansprüchen ungenügsamen, endlich aber bewältigten Limburger Abt. Ein Mönchskopf wurde zum Zeichen der Verhöhnung, nicht aber der Versöhnung in den Stein ausgehauen. Auf dem Dache eines dreißigjährigen Hauses in Kaiserslautern hängt an einer eisernen Stange ein Hufeisen. Das sei im dreißigjährigen Kriege in die Höhe geflogen, als ein schwedischer Reiter über einen auf der Straße stehenden Heuwagen gesetzt habe. So der Wahrzeichen noch manche. — Bei Winnweiler steht auf der Höhe ein Kreuz, nach der Inschrift auf Grund einer wunderbaren Errettung errichtet. Ein Reiter kam in dunkler Nacht an diese Stelle, sein Roß will um alles nicht weiter — er muß also hier übernachten. Des Morgens gewahrt er die große Gefahr, denn er war an den Rand eines Abgrundes gekommen. An die mit Kreuzen bezeichneten Stellen knüpft sich eine Masse in sich verschiedener Sagen. — Auch Inschriften, Sprüche und Namen erschließen eine Fülle mannichfaltiger Sagengeschichten. Ein Graf von Falkenstein (am Donnersberg) hatte im Rheingau einen ihm grollenden, unversöhnlichen Bruder. Unversehens erschien dieser eines Morgens mit seinem Streithaufen vor der Burg und verlangte mit seinem Bruder zu kämpfen. Alle Gegenbemühung war vergeblich, er drohte zu stürmen. Da zog sich der Gehöhnte vom Fenster zurück und rief herunter: „Melchior, wie du willt!" Dieses begütigende Wort brachte den Raufbold zur Besinnung, und bei festlichem Schmaus erfolgte der Brüder Versöhnung. Zum Andenken ward dann der Spruch über dem Burgthore eingemeißelt. — Der Name des Klosters Rosenthal (bei Göllheim) soll aus dem Wappenschilde des Grafen von Eberstein, welcher mit seiner Gemahlin dasselbe gegründet, entlehnt worden sein. Nach anderer, vornämlich der Nonnen Aussage sei das Kloster an der Stelle erbaut, wo man mitten im Winter blühende Rosen gefunden. — Mit dem Eberkopf, am Thore der Ebernburg in Stein ausgehauen, hat es folgende Bewandtniß. Früher gehörte die Burg dem Raugrafen von Altenbamberg. Dieser ward auf der Jagd durch seinen Nebenbuhler den Rheingrafen vom Stein, vor dem Stoße eines grimmigen Ebers unerwartet gerettet. Von der Stunde an waren sie ewige Freunde. — Am Donnersberge befindet sich die „Mordkammer," eine thalartige, unheimliche Schlucht. Nach Einigen hätten schon die Hunnen, nach Andern die Schweden des dreißigjährigen Krieges darin ein großes Blutbad angerichtet. Die Bauern, welche die Burg Falkenstein erstürmt und beraubt, seien bis auf den letzten zusammengehauen worden. — Angenehmer muthet uns an das „Fuchsloch bei Zeiskam." Wie alt dieser Name, wissen wir nicht. Eine alte Frau brachte dem damaligen Schloßherrn ein Körbchen mit gelben Rüben. Dafür durfte sie sich eine Gnade erbitten. (Die Zeiskamer hatten aber in nächster Nähe des Dorfes kein Wasser, wenn auch die Queich durch den Bann floß.) „Nur eine Kleinigkeit — versetzte die Frau — geht uns nur so viel Wasser als durch ein Fuchsloch geht!" Das geschah. In einen Stein ward ein Loch so groß wie ein Fuchsloch eingehauen, derselbe in das Ufer der Queich eingesetzt, und das Feld erhielt hinreichend Wasser. Probatum. Der Zeiskamer (der bekannte Samenhändler) Wohlstand datirt sich vom Fuchsloch.

---

* Kaiserslautern. Nachfolgende lebendige Schilderung „bayrischer Verkehrsverhältnisse" und speziell die „Schilderung unserer Hauptstadt" wollen wir unsern Lesern nicht vorenthalten, wenn wir auch nicht gerade „Alles" als wahr unterschreiben möchten.

München, im October.

„Hellblau ist bayrisch."

In meiner norddeutschen Heimath sind vorstehende Worte eine sprichwörtliche Redensart, so daß man sich die Begriffe „Hellblau" und „Bayrisch" nicht getrennt denken kann. Beim Ueberschreiten der bayrischen Grenze geht's Einem fast wie jenem nach Preußen reisenden Russen, der den Stieler'schen Schul-Atlas fleißig studirt hatte. In selbigem Atlanten

Digitized by Google

sind nämlich die russischen Grenzen grün und die preußischen blau gefärbt, so daß der Russe höchlichst verwundert war, in Preußen Gras und Blätter nicht blau, sondern grün zu finden. „Tout comme chèz nous!“ möchte der politische Stimmungsreisende auf Tritt und Schritt ausrufen.

Wer einen Spaziergang von Dürkheim nach Edenkoben macht — so erzählt Riehl — liest dasselbe Blatt zum Kaffee als Dürkheimer Wochenanzeiger, zum zweiten Frühstück als Neustadter Zeitung und beim Mittagessen als Edenkobener Wochenblatt. Die Zeitung wird in Neustadt gedruckt und aus Rücksicht auf den Kirchthurm-Patriotismus mit jenen drei Titeln versehen. Ein ähnliches Vergnügen wie auf jenem Spaziergange genießt der Reisende auf einer Fahrt von Königsberg nach Karlsruhe. Nimmt man die demokratischen Blätter aus, so finden sich in jeder Zeitung, in Leitartikeln wie in Correspondenzen, fast wörtlich dieselben Inspirationen des Berliner Preßbureaus und seiner Filialen.

Der „Nürnberger Correspondent“ war vielleicht das erste der Organe der Fortschrittspartei, die sich Berliner officiöse Correspondenzen aufschmuggeln ließen und so die Stiele zu den Aexten lieferten, mit denen ihre Partei gefällt werden sollte. Die fränkischen Kreise sind auch der einzige Sitz des national-liberalen Anschlußschwindels in Bayern. Die Matadoren der Fortschrittspartei in der bayrischen Kammer halten hier ihre Conventikel und ihre Versammlungen ab, geben hier ihr Wochenblatt heraus, das in der Unverschämtheit des Gesinnungswechsels selbst die preußischen nationalen Blätter weit überflügelt hat. Sie finden, besonders in Nürnberg, stets ein zahlreiches, Beifall klatschendes Publikum, aber nur, weil jede ihrer Reden von directen und versteckten Angriffen auf München, das Münchener Regiment und den Münchener Hof wimmelt.

Vielleicht in keinem deutschen Lande ist die Assimilation der Stämme so wenig gelungen, wie in Bayern. Ueberall sonst sind die deutschen Volksstämme untereinandergerüttelt worden, haben sie ihre Eigenthümlichkeiten mit einander ausgetauscht, oder der volkreichste, bildungsreichste Stamm hat die Sprenglinge anderer Stämme zu seinen lebendigen Gliedern gemacht. In Bayern sitzen die einzelnen Stämme in dichten, nach der Kopfzahl wenig verschiedenen Gruppen, ohne in einander überzufließen. Ueberschreitet man den Lech, so findet man nicht nur andere Endungen der Städtenamen — auf der schwäbischen Seite „ingen“ und „hofen,“ auf der bayerischen „ing“ — sondern das ganze leibliche und geistige Colorit der Menschen ist ein anderes. Der goldschimmernde Staub der Romantik, der auf dem alemannischen Gemüthe ruht, steht in grellem Gegensatze zu dem rohen, herzlosen oberbayerischen Wesen. Die Anhänglichkeit des Schwaben an das Alte ist poesiedurchtränkt wie Uhland's Lieder vom „guten alten Recht;“ der Bajuvare hängt am Alten aus Starrköpfigkeit, und wäre im Stande, seinen Wohlthäter todtzuprügeln, der ihm den Anbau eines neuen Futterkrautes empfiehlt. Die altbayrischen Bauern ertrugen geduldig jede Schinderei, welche die Hörigkeit mit sich brachte; als ihnen aber Kurfürst Maximilian bequemere Unaussprechliche octroyiren wollte, revolutionirten sie.

Schneidiger kann kein Gegensatz sein, als der zwischen dem leichtbeweglichen, schnell auffassenden, veränderlichen, für hochtönende Phrasen und theatralische Gesten begeisterten Franken im Norden und dem schwerfälligen, dickköpfigen, bigotten, für das Herkömmliche fanatisirten und den Grazien abholden Altbayern. Fragt man einen Franken nach dem Wege — was bei den miserablen Landstraßen und des Mangels an Wegweisern wegen oft nöthig wird — so setzt er sich, ob Männlein oder Weiblein, in die Positur eines Tragbienhelden und läßt den Arm nicht sinken, bis man dem rechten Ziele zusteuert. Der Oberbayer antwortet in gleichem Falle nicht immer, wie ihn die „Fliegenden Blätter“ neulich sagen ließen: „Woan's den Weag nit woaßt, no bleibst d'hoam;“ aber man muß die Frage meist dreimal wiederholen und darf so ziemlich sicher sein, mit dem unzuverlässigen Bescheide zugleich eine Grobheit zu hören. Der Franke liebt die Geselligkeit, hat blühende Städte gegründet, ist geschickt zum Massenhandeln, entwickelt eine rege Vereinsthätigkeit, denkt oder spricht doch immer für das ganze Vaterland, womöglich für das Jahrhundert. Der Altbayer wohnt ungesellig auf seinen Höfen, „Einöden“ genannt, ist unfähig zum Gemeinde-, mehr noch zum Staatswesen, besitzt blutwenig Städte — und auch diese sind Geschöpfe künstlicher Brittanklatten des Hofes und der Clerisei — ist fast auf sich selbst gestellt, kann sogar durch die Geistlichkeit — welcher er, gitt es nicht Neuerungen, willenlos folgt — nicht zu gemeinsamer Thätigkeit angehalten werden, hat kein Organ für die Menschheit, ein desto feineres für das nächstliegende Selbstinteresse.

Die eigentlichste Ursache für die günstige Aufnahme der Nationalvereinlerei in dem Norden Bayerns liegt in dem Hasse gegen die Landeshauptstadt. Auch da, wo, wie in London, Wien und Berlin, die Hauptstädte durch ihre Lage, ihre Industrie, ihren Handel, ihre Bildung das Recht zu ihrer hervorragenden Stellung nachweisen, sind die Provinzen von Abneigung gegen die Metropole nicht frei. Ich bin überzeugt, Prag wäre weniger czechisch, wenn Wien nicht deutsch wäre; Breslau wäre niemals die Wiege der annexionistischen Bewegung in Preußen geworden, wenn Berlin nicht mit anti-annexionistischen Kundgebungen vorangegangen wäre. Zwischen den künstlichen Hauptstädten und den Emporien der Industrie und des Handels herrscht vollends eine unauslöschliche Feindschaft. So in Mainz gegen Darmstadt, in Moskau gegen Petersburg, in Leipzig gegen Dresden. Mit Recht glauben die natürlichen Centra, daß die künst-

Digitized by Google

lichen Hauptstädte mit ihrem Marke großgefüttert werden. Während Nürnberg und Augsburg eine große Geschichte und alle Bedingungen zu bedeutenden Städten besitzen, sind sie aufgewachsen, nicht durch die Hilfe, sondern trotz der Regierung. Hof und Staatsleitung haben München, das ohne sie vielleicht ein Marktflecken geblieben wäre, zu einer unnatürlichen Größe heraufgeschraubt, es mit unschätzbaren Prachtbauten bereichert, zu einem Anziehungspunkte für Fremde umgeschaffen, haben in Münchens Interesse das Eisenbahnnetz gestattet — mit den Steuern, die das ganze Volk im Schweiße seines Angesichtes erworben hat. Solche Städte gleichen dem Jungen, der Abends auf einem Guanohaufen eingeschlafen war und Morgens in Mannesgröße aufwachte. Er hatte sechs Schuh Länge, aber der Gliederbau war knabenhaft, der Gestalt fehlte die Festigkeit des Knochenbaues.

München besitzt weder die Gewerbthätigkeit noch den Handel, die als Basis seiner Existenz ausreichten. Es ist eine Hof- und Beamtenstadt, das Spinnennetz der in Bayern doppelt und dreifach zahlreicher als in den deutschen Großstaaten wuchernden Bureaukratie, und lebt zumeist von dem Lebenssafte, der den Provinzen ausgesogen wird. Es ist darum eine äußerst loyale Stadt, die sich niemals zu einer Freiheitsthat aufraffen wird — die 1848er Revolution war ein Gemisch von Lola-Haß und Ludwigs-Begeisterung. Jacob I. von England drohte einmal den Londonern, sie für ihren Widerstand gegen seine Doctrin vom göttlichen Rechte der Könige, mit Verlegung des Hofes nach Oxford zu bestrafen. „Dann bleibt uns noch die Themse," antworteten stolz Mayor und Aldermen. Der Münchener Magistrat, auch wenn seine Mitglieder nicht so geschmeidige Kreuze und so große „Kreuzschmerzen" besäßen, müßte zu Kreuze kriechen bei einer ähnlichen Drohung; er könnte nicht auf die Ifar hinweisen, deren reiche Wasserkraft leider nicht ausgebeutet wird.

Aber Nürnberg kann auf die arbeitsgeübten Hände, auf die speculativen Köpfe seiner Arbeiter weisen. Sein durch die Erinnerung an eine glanzreiche Geschichte gehobenes Selbstbewußtsein, seine Abneigung gegen das Schoßhündchen des Hofes ist gerecht. Wenn die Nürnberger der Stadt München den Rücken zuwenden, so blicken sie zufällig nach Norden. Darin liegt die Erklärung für das hundertfache „Bravo!" das die bayerischen Nationalvereinler, übrigens sämmtlich dii minorum gentium, in Nürnberg wie in dem größten Theile von Franken, theilweise auch in der Rheinpfalz ernten. Deßhalb denkt kein Nürnberger daran, das Beispiel jenes Sachsenhäusers nachzuahmen, der, um seinen Pfarrer zu ärgern, katholisch wurde — preußisch zu werden, um der Münchener Regierung einen Possen zu spielen.

Auf der Fahrt von Nürnberg nach München wurde ich meiner Aufgabe, den Volksstudien, untreu und ging zum Studium der bayerischen Eisenbahn-Verwaltung über. Friedrich der Große baute keine Chausseen, damit die Reisenden genöthigt wären, recht lange im Lande zu bleiben und unterwegs viel Geld zu verzehren. Derselben Weisheit huldigen die bayerischen Eisenbahn-Directionen. Wie jener Schüler meinte, daß Fehler nur da wären, um gemacht zu werden, so halten die bayerischen Zugführer darauf, daß Fahrpläne nur da seien, um nicht innegehalten zu werden. Die zum Octoberfeste nach München gehenden Züge waren so vorzüglich eingerichtet, daß der Reisende drei- bis viermal so viel Zeit brauchte, als er auf einem österreichischen Bummelzuge für dieselbe Tour nöthig gehabt hätte. Jeden Augenblick stundenlanger Aufenthalt — zum großen Vortheile der einheimischen Bierproduction. Da aber meines Wissens weder Briefe noch Zeitungen Bier oder Dampfnudeln verzehren, hätte ich gerne ermittelt, warum auch die durch Bayern gehenden Postsendungen endlosen Verzögerungen unterworfen werden, warum namentlich die nach Prag und darüber hinaus bestimmten Briefe in Schwandorf oder Furth regelmäßig vierundzwanzig Stunden liegen bleiben, warum die Berliner Zeitungen später in München eintreffen als in London.

In München schneite ich ins Octoberfest hinein, das irgend ein König zum Andenken an seine Vermählung gegründet hat. Selbiger König soll später nicht gerne an das Fest gedacht haben. Meine Hoffnung, das Volk in seiner Lust beobachten zu können, wurde zu Wasser. Schnee, Regen, Kälte an einem Tage und am anderen Kälte, Regen, Schnee — das war die einzige Abwechslung. Ein Pferderennen sieht man sich in jungen Jahren einmal an, dann weiß man fürs ganze Leben sämmtliche Pferderennen auswendig. Der Zweck des Vergnügens, die Reinjungen mit einer Kothkruste zu bedecken, hätte ohne Thierquälerei erreicht werden können: die Jungen brauchten sich nur auf dem Rennplatze zu wälzen.

Die landwirthschaftliche Ausstellung war von Staatsanstalten und Vereinen beschickt; kein trauriges Zeichen, als daß in diesem Bauerulande die Bauern sich so gut wie gar nicht an ihrer eigensten Sache betheiligten. Die Maschinen-Ausstellung zeigte mehr ausländische — darunter österreichische — als bayerische Firmen. Eine treffliche Geschichte des Pfluges, dargestellt durch Modelle, wirkt sehr belehrend — für die Städter; die Bauern brauchen an vielen Orten noch Pflüge, ähnlich denen, welche Adam anwendete, als er in der Umgebung von Eden im Schweiße des Angesichtes sein Brod aß.

Bei hellem Sonnenscheine muß das bunte Gewühl zwischen den Käs-, echten und beiwortlosen Regensburger Wurstbuden, Bier-, Gaukler-, Gespenster-, Mordthat- und Thierbuden ein Schauspiel von unerschöpflichem Reize sein. Die zahlosen geschmackvollen und geschmacklosen Nationaltrachten, die Uniform der Soldaten und Postillone, die Käppchen der Studenten, die rothen Bädekers der Fremden und

Digitized by Google

die ebenso rothen Biernasen der Heimischen wetteifern mit dem Regenbogen an Farbenpracht. Und dazwischen die Offiziere, die, vom Hauptmann aufwärts, als Repräsentanten der fruchtbaren Jahre in Pharao's Traum hätten gelten können, und für welche doch im Budget hohe Theuerungszulagen gefordert werden. Aber wer hat Lust, durch den Schmutz der Theresienwiese zu waten und zwischen nassen Kleidern beiderlei Geschlechtes zu ersticken? Die am Rande der Wiese gelegene Ruhmeshalle ermuthigt freilich zu dem Wagestück. Da es in Bayern leicht ist, ein großer Mann zu werden — wo kämen sonst die unzähligen Büsten und Standbilder her? — so könnte wohl ein zweistündiger Aufenthalt während des Unwetters auf dem Festplatze zur Berühmtheit und zu einer Büste in der Halle berechtigen. Auch sind von den zahlreichen Plätzen der Stadt noch zwei ohne Statuen — vielleicht unternehme ich im nächsten Jahre das Festwagniß, werde ein großer Mann, und die Redaktion darf dann bestimmen, ob ihrem Correspondenten auf dem Maximilians- oder dem Karlsplatze eine Ersatzstatue errichtet werden soll. (N. fr. Pr.)

Feuilleton.

Pariser Gerichtsverhandlung.

Präsident.

Angeklagter, warum haben Sie das Bild des Kaisers in der französischen Gallerie mit einem Ei beworfen!

Angeklagter.

Beworfen? Mein Herr, das ist nicht recht,
Beleid'gendes fiel mir nicht ein.
So eine Handlung würde ganz schlecht
Und jedenfalls straffällig sein.
Ich wollte den Kaiser lackiren gleich,
Denn ich fühl' mich ihm obligirt:
Es ist ja das ganze französische Reich
Durch den Kaiser auch lackirt.

* (Kronprinzlich österreichisches.) Ein munterer Junge ist der Kronprinz von Oesterreich, Rudolph. Jede Woche einmal wird eine Gesellschaft von Knaben seines Alters zu ihm eingeladen und bei diesen Partieen ist Niemand zugegen als der Kaiser und die Kaiserin. Als kürzlich wieder Gesellschaftstag war und die Jungen eine Zeitlang allein gelassen wurden, erlaubte sich der Kronprinz ehrenrührige Bemerkungen über Preußen, die der junge Werther, Sohn des preußischen Gesandten in Wien, nicht minder spitzig beantwortete. Darüber erbost fiel „die Hoffnung Oesterreichs" über den jungen Werther her und schlug ihm ein blaues Auge; im selben Augenblicke ging die Thüre auf und hereintrat Herr Vater und Frau Mutter. Die Scene läßt sich denken: Die Kaiserin schloß den flennenden Werther in die Arme und küßte ihn, und der Kaiser steckte seinem hoffnungsvollen Sprößling ein Paar hinter die Ohren, mit dem Bedeuten seine eigenen Gäste künftig anständig zu behandeln.

* (Für die Kriegsfanatiker.) Ein Zeitungsleser hat sich mit sorgsamer Genauigkeit von 1789 bis zu dem Frieden von Tilsit aus dem „Hamburger Correspondenten," der „Frankfurter Reichspostamtzeitung" und anderen Blättern die Zahl der Laternisten, Füsilirten, Guillotinirten, Erstochenen, auf den Schlachtfeldern und in den Seegefechten Gebliebenen und Ertrunkenen, in Städten und Dörfern Niedergemachten notirt und zu ihnen nur den vierten Theil der in Spitälern und Lazarethen liegenden Verwundeten als umgekommen gerechnet. Als er endlich seine Zahlen zu addiren begann, kam die Summe von 142 Millionen und 214,817 Menschen heraus. — Nach einer Berechnung der österreichischen „Militärzeitschrift" sind in den französischen Kriegen von 1801—1815 nicht weniger als 5 Millionen 120,000 männliche Menschenleben zum Opfer gefallen. Rechnet man die Resultate der neueren und neuesten Kriege in Europa und Amerika hinzu, so erhält man ein grauen- und schaudererregendes Bild. In Amerika wurden nach Beendigung des letzten Krieges allein 41 Nationalkirchhöfe für 249,339 auf dem Felde der Ehre gefallenen Krieger errichtet, und auf viele Tausende beläuft sich die Zahl der künstlichen Gliedmaßen, welche für die Verstümmelten anzuschaffen waren.

Der Wirth, die Wirthin und der Gast.

(Zu den Tuilerien.)

Wirth. Wie gefällt es Euch bei uns, altes Haus?

Gast. Ah, sehr gut! Ihr habt Euch recht gut conservirt, aber Ihr seid doch auch schon ein Bischen wackelig.

Wirth. Ja, wir brauchen einige Stützen.

Gast. Nun, ich bin ja da!

Wirth. Ach, Du bist selber lahm.

Gast. Wer allein gehen kann, der geht nicht mit Dir. Ihr schüttelt den Kopf darüber, aber es ist so.

Wirth. Nur ein Schafskopf kann so sprechen!

Wirthin. Aber Kinder, vertragt Euch doch! Ihr seid Beide Riesen mit thönernen Füßen; wenn ein ordentlicher Sturm kommt, purzelt Ihr alle Beide.

Wirth. Darum laßt uns, um den Sturm abzuwenden, recht viel Wind machen.

* (Nachrichten die mit Vorsicht aufzunehmen sind.) Das Bündniß Rußlands mit der Türkei, zum Schutze des Papstes soll seinem Abschluß nahe sein. — Die ägyptischen Pyramiden sollen abgetragen und die Steine zum Kölner Dombau verwendet werden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 19.

Felleisen.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 21. Sonntag, den 17. November 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz. XIV.

Von Ludwig Schandein.

Im Dürkheimer Walde, nicht weit von der Klosterruine Seebach, liegt ein Forsthaus „Kehrdichanichts." Ein vom pfälzischen Kurfürsten zuvor schon erbauter benachbarter Thurm hieß „Murmelnichtviel," ein anderes Jagdhaus „Schaudichnichtum." Diese absonderlichen Namen werden zwar von einem Alterthumsforscher in Beziehung gestellt zu dem nahegelegenen Drachenfels mit seinen unheimlichen Sagen. Indessen dienten sie nur als die gegenseitigen Stichworte bei den beständigen Neibereien, welche zwischen den Leining'schen Jägern von der Hartenburg und denen der Kurpfalz von Neidenfels stattfanden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. — Auch die „Ruländertraube" (Clävener von Cläven, Chiavenna) verdankt ihren pfälzischen Namen einer heitern, bei Wein versammelten Gesellschaft. Nach der Zerstörung der Stadt Speyer (1689) hatte ein dortiger Bürger, er hieß Ruland, ein verlassenes Haus, dazu einen Garten mit 12 ihm völlig unbekannten Rebstöcken eigenthümlich erworben. In einer Gesellschaft gedachte man der ausgestandenen Kriegsdrangsale zu vergessen. Das Bier wollte nicht munden, da wurde aus dem Fäßlein der angezweifelte Wein zur Tafel gebracht, die Wirkung des Tröpfleins war über alle Erwartung, ja zauberhaft mächtig: Ruland ward der Taufpathe des Weines. — Hier abgesehen von den mancherlei Sagen über des Weines unbegreifliche Macht, über gespenstische Küfer, die im Keller zu gewissen Zeiten auf den Fässern sitzen, über die Weinverfälscher, die umgehen müssen u. s. w., so hat der „Sorgenbrecher" des Pfälzers redlich das Seine gethan nicht bloß zur Erdichtung, selbst auch zur Ausführung von Schwänken, Schnurren und allerhand lustigen Stücklein, welche mehr oder minder sagenhaften Charakter gewinnen. Es lohnte sich wirklich der Mühe sie alle zu sammeln in einer eigenen Arbeit, als einem Bilde der weinfröhlichen Pfalz. Einer solchen geschichtlichen Sage sei hier gedacht. Ein Abt des Klosters Limburg, einer der letzten, weit und breit als der erste Meister im Trinken belobt, wettet mit einem Wirthe zu Wachenheim um den Vorrang: das Pfand des Wettkampfes ist der dem Kloster schuldige Zehent eines Wingerts. Die größten Humpen werden gefüllt. Aber unglaublich — der Abt lag zuerst unter dem Tische: warum? — unvermerkt hatte der pfiffige Wirth seinen Wein stark mit Wasser versetzt. — Das Kapitel des Weines zieht uns unwillkürlich in ein verwandtes Gebiet, in das der Neck- und Spottsagen der Pfalz. Nicht nur im einzelnen Witz- und Spitzwort, womit selbst ganze Gemeinden sich gegenseitig bedienen, auch in sagenartigen Stücklein, welche immerhin einem wirklichen Vorfall ihre eigenthümliche Ausschmückung verdanken, zeigt sich die Stärke des necksüchtigen Pfälzers. Ein Beispiel. Zu Aschbach (bei Kaiserslautern) lebte eine lockere Gräfin. Auf ihrem Todesbette ihr lasterhaftes Leben bereuend, versprach sie dem Beichtvater eine fromme Stiftung. Aber sie wisse nicht was und wie und wohin? Der Beichtvater rieth ihr, ein ungewöhntes Paar Ochsen laufen zu lassen, und auf die Stelle, wo diese zwischen 11 und 12 des Mittags sich lagern, eine Kapelle zu bauen. Dies sei die Offenbarung von Gottes Willen. Die Ochsen lagerten sich auf die höchste Stelle des Kreuzerberges (Schmalenberg,) und hier ward die „verkehrte" Kirche erbaut, welche nach menschlicher Einsicht nicht hier hätte erbaut werden sollen. — Ein anderartiger Beleg ist z. B. „der Sämmetärmel" von Annweiler. Die Rathsherren des Städtleins waren so heruntergekommen, daß keiner einen Sammetmantel sich anschaffen konnte, sie behalfen sich um die Reihe nunmehr mit einem einzigen Mantel und setzten sich so unter das Fenster. Endlich verblieb davon nur ein Aermel. Mit diesem wurde nun ebenso verfahren, um die Vorübergehenden glauben zu machen, die Herrlichkeit sei noch beim Alten. — Dergleichen Stücklein gibt's die Fülle, namentlich auch solche, welche gewissermaßen als die Schwabenstreiche des Pfälzers erscheinen. Auch die Pfalz hat ihr Schilda, es wäre dem Pfälzer nicht einmal recht, selbst nicht mehrere aufweisen zu können. Was alles wird nicht von denen zu Böbingen, Sausenheim, von den benachbarten Volksheimern u. s. w. erzählt. Doch wir verlassen dieses likelige Thema, nicht aus ängstlicher Vorsicht vor einer gewissen fühlbaren Belehrung — denn dazu ist unser Landvolk im Kopfe zu hell — sondern weil diese Dinge großentheils nur örtliche Umbildungen sind von längst und auch anderwärts bekannten Geschichten. —

Die Ergebnisse der Deportation in Frankreich

England gründete seine erste Strafcolonie 1787. in Australien. Bis heute beharrt es auf der Fortbefstehung des Deportationssystemes, trotz mancher Mißerfolge zu Anfang und trotz der großen Kosten welche es verursacht, da die Deportation auf den Kopf 588 fl. und der jährliche Unterhalt 456 fl. beanspruchte.

In Frankreich hängt man dem Gedanken an eine

Digitized by Google

Strafkolonie besonders seit 1848 nach. Ein Gesetz vom 8. Dezember 1851 beschloß die Errichtung einer solchen Kolonie in Guyana (Cayenne). Am 31. März des folgenden Jahres lief das erste Schiff mit 301 Deportirten aus dem Hafen von Brest, und seitdem folgten bis zum 1. September vorigen Jahres noch weitere fünfzig Transporte, welche im ganzen 17,017 Sträflinge, darunter 212 weiblichen Geschlechts, verschifften. 329 Deportirte sind direkte politische Sträflinge, meist verurtheilt wegen Theilnahme an geheimen Gesellschaften; 7 Personen haben sich freiwillig zur Colonisation in Cayenne entschlossen; die übrigen kommen aus den französischen und algerischen Zuchthäusern; jedoch sind noch einige politische Verbrecher unter ihnen. Am 1. September 1866 befanden sich von den obigen 17,017 Deportirten nur mehr 7,466 in den Strafhäusern der Kolonie anwesend; 6,806 waren bereits dem ungesunden Klima erlegen; 809 waren definitiv verschwunden; 166 hatten die Erlaubniß erlangt als Kolonisten zu leben; 1770 aber hatten die Erlaubniß zur Auswanderung aus der Kolonie erhalten. Das weibliche Geschlecht hat im ganzen erst 4 Personen eingebüßt; das bleibt auffallend wenig, wenn sich auch ihre Anwesenheit in der Kolonie erst seit 1858 herschreibt. Von dem heutigen Aktivstand der Kolonie sind zu Zwangsarbeiten verurtheilt 4782, zu bloßem Gefängniß 115, wegen Bannbruchs 1124 — also politische Sträflinge wegen Theilnahme an geheimen Gesellschaften 2. Zu Kolonisten gemacht, mit dem Verbote die Kolonie zu verlassen, sind 1167, ohne Wohnzwang auf derselben 59. Fremde Ansiedler gibt es 8 und einen Freiwilligen aus Frankreich.

Bis zu Ende 1865 betrugen die Gesammtkosten der Strafkolonie 45 Mill. Franken, auf den Kopf also durchschnittlich 287 Fr.

Bekannt ist die excessive Ungesundheit des Klimas. Wenn trotzdem die Tabellen nur eine durchschnittliche Mortalität von 7½ Prozent ausweisen, so ist diese geringe Ziffer zum Theile aus der durchschnittlich jugendlichen und kräftigen Bevölkerung, zum Theil aber aus den zahlreichen Entlassungen und Entweichungen zu erklären. Uebrigens belief sich in einem Theile der Kolonie 1856 die Sterblichkeit auf 62½ Prozent, und Fälle wo dieselbe über 10 Prozent steigt, ereignen sich in einzelnen Gegenden der Kolonie jedes Jahr. Vier- bis fünfmal hat es sich bereits wiederholt, daß eine Ansiedlung ganz vom Fieber hingerafft wurde, oder daß man nur noch die letzten Reste derselben durch Versetzung in eine gesundere Gegend rettete.

Die französische Regierung schmeichelt sich zur Besserung der Gesundheitsverhältnisse nach Möglichkeit beigetragen zu haben. Es befinden sich nicht weniger als 33 Aerzte für eine Bevölkerung von 7466 Seelen in der Kolonie. 43 Paulaner-Schwestern versehen die Krankenpflege. Am meisten Gewicht aber legt man auf die Besserung des Klima's durch Entsumpfung und Entwaldung, welche man durch die Sträflinge vornehmen läßt. Diese erhalten eine Vergütung, welche ihr freies Privatvermögen wird.

Wenn der Sträfling während zweier Jahre sich einer Nachsicht würdig macht, so gewährt man ihm einige Vortheile, welche hauptsächlich darin bestehen, daß er für eigene Rechnung arbeiten und eine Ehe eingehen kann. Ist er bereits verheirathet, so erhält die in Frankreich zurückgelassene Familie die Erlaubniß den Mann, bez. Vater anzuziehen. Der Staat, welcher die Gründung von Familien auf der Kolonie besonders fördert, gewährt zu diesem Zwecke freie Reise und für die Frau eine Prämie von 50 Fr., für jedes Kind von 25 Fr. Bis jetzt haben hievon 25 Frauen und 48 Kinder Gebrauch gemacht. Der so bevorzugte Sträfling erhält ein Loos Land zur Bearbeitung, ein Eigenthumsrecht daran jedoch erst nach einer zehnjährigen untadeligen Bewirthschaftung. Jene Deportirte, welche zu weniger als 8 Jahren Zwangsarbeit verurtheilt sind, müssen nach Ablauf ihrer Strafzeit noch so lange auf der Kolonie als Kolonisten bleiben als ihnen an der vollen Strafzeit nachgelassen wurde. Wer über 8 Jahre verurtheilt ist, muß für immer bleiben, außer er erhalte die besondere Ermächtigung des Gouverneurs.

Seit 1858 ist man bedacht, weibliche Sträflinge der Kolonie zuzuführen welche sich besonders zur Eingehung einer Ehe eignen. Man wählt hiezu die Verbrecherinnen im Affekte, weniger die aus Neigung und Gewohnheit. Besonders hat man es dabei auf die Kindesmörderinnen abgesehen, welche der Absicht der Regierung am meisten entsprechen sollen.

In der jüngsten Zeit jedoch hat man von der Kolonisation in dem ungesunden Cayenne ziemlich abgesehen. Man hat seit 1864 in Neu-Caledonien eine gesundere und passendere Gegend für eine Straf-Kolonie gefunden. Das Land ist sehr fruchtbar. Auf die 245 Sträflinge welche sich hier 1865 befanden, traf nur ein einziger Todesfall. Hier will man in Zukunft die Deportation concentriren. Zu Ende dieses Jahres „hofft" man die Kolonie bereits auf 1000 Mann gebracht zu haben.

Ueber die Sterblichkeit der Säuglinge.

Dank der muthigen Initiative zweier ausgezeichneten Aerzte weiß man, daß wenn heute die Bevölkerung Frankreichs ungefähr stationär bleibt, während sie bei den benachbarten Völkern in rascher Zunahme begriffen ist, dies zum großen Theil der furchtbaren Sterblichkeit unter den Säuglingen zugeschrieben werden muß. Wir fassen nachstehend die wahrhaft ungeheuerlichen Thatsachen zusammen, die hierüber ermittelt worden sind und deren Nichtigkeit nicht angezweifelt werden kann.

Kindern welche die Privatbureaus unterbringen, wird nicht die geringste Fürsorge, keinerlei Aufsicht

Digitized by Google

zu Theil. Das Leben dieser kleinen Wesen hängt ganz und gar nur von den guten oder bösen Eigenschaften der Ammen ab, welchen sie anvertraut werden.

Eine große Anzahl Ammen, meistens mit falschen Zeugnissen ausgerüstet, holt ohne Unterlaß Kinder von Paris und bringt nie welche zurück: den Unterhändlern und Unterhändlerinnen wohlbekannt, sind diese Frauen, bei denen die Säuglinge so leicht sterben, von gewissen Häusern der Hauptstadt sehr gesucht und ihre Dienste werden dort ganz besonders geschätzt, was einen geistvollen Arzt zu der ironischen Bemerkung veranlaßte, daß die Pariser Mädchen recht dumm wären, die sich in peinlichen Konflikt mit den Strafgesetzen bringen, während sie sich doch bezüglich des von ihnen gewünschten Resultates so sicher auf die Ammen von Montigny und Juliers verlassen können.

Gewisse Frauen pflegen gleich mehrere Säuglinge von Paris mitzunehmen, um sie dann an die Mindestfordernden ihrer Nachbarinnen abzugeben, deren Brüste mehr aber weniger die Nahrung versagen. Es gibt deren, die sich um 15 oder 20 Franken ein gesundes Kind miethen, das sie für ihr eigenes ausgeben, um durch diese freche Lüge den leichtgläubigen Eltern ein Kind abzuschwindeln, das ihr Opfer werden soll, indem es der schlechten, ungenügenden Nahrung rasch erliegt. Das gemiethete Kind aber wird nach Paris zurückgebracht um der unschuldige Mitbetheiligte an einem neuen Diebstahl zu werden, und so fort bis zu sieben oder acht Mal.

Die sträfliche Gleichgiltigkeit der Ammen ist endlich ansteckend geworden und hat auch gewisse Administrationen ergriffen. Einige Ortsvorstände haben die Gefälligkeit so weit getrieben, daß sie, je nach Bedürfniß, durch ihre Zeugnisse die Milch der Ammen versüßt oder älter gemacht haben; die Kirchhöfe mancher Gemeinden sind mit kleinen Pariern gepflastert worden. Das kommt de a Lande zu Gute, sagte schmunzelnd der Maire eines solchen Ortes. Ohne diese Kinder würden die Frauen, deren Opfer sie sind, den Gemeinden zur Last fallen.

Je nach dem Grad von Armuth oder Wohlstand der Lokalitäten, wo man die Säuglinge hinschafft, sieht man in einem Jahre den vierten Theil, die Hälfte, vier Fünftel und zuweilen auch die ganze Zahl derselben verkommen.

Bemerken wir noch, daß wenn auch die Amme nicht ganz und gar eine Rabenmutter ist, wenn im Grunde ihres Herzens noch eine Spur von Mitleid sich findet, die Pflege welche sie dem ihr anvertrauten Kinde angedeihen läßt, in der Regel nichts weniger als verständig und zuträglich ist. Bei einem Knochenbruch oder einer starken Quetschung ruft sie den Barbier; bei Brandwunden die Kartenschlägerin; Augenleiden werden besprochen; gegen Ausschläge taucht sie die Windeln oder auch gleich den Säugling selbst in irgend eine heilige Quelle; gegen Krämpfe kauft sie von einem wandernden Quacksalber Wunderkräuter. Unter einem Volke das die Prätention hat, sich aufgeklärt zu nennen, finden sich überall Spitzbuben, um die Einfältigen auszubeuten.

Der Reiche wird von den Hausämmen in Kontribution gesetzt, namentlich von jenen unverheiratheten Müttern die nach Aufhebung der Findelhäuser ihren Fehltritt nicht mehr verheimlichen können, und wenigstens den größten erreichbaren Gewinn daraus ziehen wollen; der Reiche indessen kann ihm geleistete Dienste gut bezahlen; er hat einen gewissenhaften Arzt der mit Vorsicht die Ammen auslucht, sie und den Säugling beaufsichtigt; aber der Arbeiter, den die Aussicht auf hohen Lohn nach der großen Stadt lockt, wo er oft genug verkommt und in einer engen, ungesunden Wohnung dahin welkt, der Arbeiter der um seine Kinder zu ernähren gezwungen ist, sie an eine käufliche Brust zu legen, er vor allen wird das Opfer jener schändlichen Manöver die wir schilderten.

Ueber den neuen Ministerpräsidenten Grafen Ludwig Menabrea

wird aus Florenz Folgendes geschrieben: Aus einer ursprünglich der Val d'Aosta angehörigen, später in Savoyen ansässigen Familie stammend, zeichnete sich Menabrea früh als einer der vorzüglichsten Schüler des Mathematikers Plana aus; er selbst lehrte längere Zeit hindurch die mathematischen Wissenschaften an der Militärschule von Turin. In der Armee galt er längst als der fähigste Genieoffizier, allein sein rasches Vorrücken begann erst seit 1859. Nachdem ihn ein savoyischer Wahlkreis in die sardinische Kammer gewählt, wurde er von Massimo d'Azeglio zum Generalsekretär des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, und bekleidete diese Stellung bis zu dem Augenblick, da Cavour durch sein berühmtes „Connubio" mit der gemäßigten Linken sich einen Theil der Rechten entfremdete und den Anlaß gab zu dem im November 1852 erfolgten Sturze des Cabinets d'Azeglio. Menabrea war damals einer der Führer der Rechten, die Kühnheit der Cavour'schen Politik gefiel ihm nicht, und Cavour feinerseits mochte den conservativen Savoyarden nicht länger in der wichtigen Stellung des Generalsekretärs des Auswärtigen sehen; er äußerte damals: „Dieser Menabrea langweilt mich, und ich bin geneigt, auf seine Unterstützung zu verzichten." In der That nahm Menabrea nach erfolgtem Connubio seine Entlassung. Diese länast vergangenen Dinge müssen erwähnt werden, weil auf ihnen der von den Radikalen und Piemontesen mit Geschick ausgebeutete Ruf Menabrea's, als eines Reactionärs, beruht. Seit 1859 hat derselbe aber durch nichts diesen Ruf gerechtfertigt; vielmehr gehört er seitdem ganz und gar der liberalen Partei, bekleidete im ersten Ministerium Ricasoli das Portefeuille der Marine, im Ministerium Farini-Minghetti das der öffentlichen Arbeiten. Im Jahre 1864 hatte er als außerordentlicher Bevollmächtigter einen Hauptantheil an dem Abschluß des Septembervertrags. Und

Digitized by Google

daher rührt der grimmige Haß, den ihm die piemontesischen Munizipalisten bis zum heutigen Tag unvermindert nachtragen. Menabrea ist eine ungewöhnliche Intelligenz. Die von dem Ministerium gegengezeichnete königliche Proklamation läßt über dessen Politik keinen Zweifel; es will keinen Krieg mit Frankreich, es will Wiederherstellung der Autorität der Regierung, es will Wahrung der nationalen Ansprüche auf Rom, Wahrung der nationalen Ehre gegenüber dem Auslande. Alle Freunde Italiens haben Grund, diesem Programm Erfolg zu wünschen, welches zugleich die Unabhängigkeit und die constitutionelle Freiheit retten will. Scheitert das Ministerium Menabrea, so wird es sich um die Alternative handeln: Unabhängigkeit oder Freiheit.

Feuilleton.

Der Frankfurter Pechfackel,

die man in die Hand nehmen kann, ohne sich zu besudeln, aber nicht angreifen, einem „Erinnerungs-Blatt für rückständige Dombau-Beitragende und solche, die es werden wollen," und zwar der Numer, die am Dies Erroris erschien, entnehmen wir das folgende Gedicht, mit dem das Blatt beginnt:

An dem Strand des Maines hocken
Frankfurts hoffnungsvolle Knaben,
Die der Schuhe, Strümpf' und Socken
Sämmtlich sich entledigt haben;
Ueber's Knie hinaufgezogen
Sind die Hosen, die sie tragen,
Und bis an die Ellenbogen
Sind die Aermel aufgeschlagen.
Eine stattlich lange Reihe!
— Und sie tragen in den Händen
Haferseibe, Küchenseibe,
Die sie schütteln, dreh'n und wenden,
Die sie in die Fluthen tauchen
Und sie wieder heben triefend,
Wichtig dann, mit Kenneraugen,
In den Inhalt sich vertiefend. —
Sind es Fische, die sie fangen,
In der Fluth, der herbstlich frischen?
Oder tragen sie Verlangen
Einen Schnupfen zu erwischen?
Nein! — nicht Fische sind's zum Backen,
Weder Rothfisch, weder weiße, —
Hart sind sie und schwarz wie Schlacken
Und sind eine schwere Speise.
Glockenspeise! von den stolzen
Glocken unsres Kaiserdomes,
In den Schutt hinabgeschmolzen,
Der nun liegt am Strand des Stromes.
Und in diesen heil'gen Aschen
Suchen emsig nun und graben,
Um im Fluß es auszuwaschen,
Edles Glockenerz die Knaben;
Kleine Stücke, größre Stücke, —
Denn verschieden sind die Plätze:
Wer begünstigt ist vom Glücke,
Zählt nach Pfunden seine Schätze.
Und zum Gelb- und Zinngießer
Tragen sie's; und für Verehrer
Kunstvoll draus verfertigt dieser
Münzen, Schellen, Briefbeschwerer.
Dombrandschellen! schöne, helle;
Die Carolusglock im Kleinen!
Von der Meßglock auf die Schecke
Kamen wir, man soll's nicht meinen!
Werden wir es wieder bringen
Von der Schell' zu großen Glocken?
Wenn die einst im Pfarrthurm klingen,
Wird ein freies Land frohlocken?
Freies Deutschland allenthalben?
Nord und Süd zu gleichem Wohle?
Mitten zwischen Sund und Alpen:
Frankfurt, Deutschlands Metropole?
Hoffnung! Hoffnung! — unermessen
Ist ihr Reich! — Von Freudenfeuern
Strahlt die Zukunft. Unterdessen
Zahle pünktlich deine Steuern!
Zahl'! — und schmälerts auch der schönen
Töchter Mitzist, — zahl'! und glaube!
Dafür ist auch deinen Söhnen
Desto sicherer die Haube.

Des heißt: die Bickelhaube, setzt Hampelmann hinzu.

---

* (Folgendes originelle Inserat) findet sich in der „Magdeburger Zeitung:" 1 Sgr. Belohnung. Eine fette Sau ist mir vor 14 Tagen entlaufen; besondere Kennzeichen: mehrere Narben an der Nase und Schnauze. Der redliche Finder erhält obige Belohnung. Karl Bohndorff, Fischermeister." — „Warnung. Hiermit warne ich einen Jeden, meiner bildschönen Frau Minna, geb. Schenck, auf meinen Namen etwas zu borgen, indem ich für keine Zahlung aufkomme. Karl Bohndorff, Fischermeister."

---

* (Der Sachverständige.) Uhrmacher Meyer. Was sagen Sie, Verehrtester, zu diesem Pech? Meine jüngste Tochter ist gestern mit einem meiner Gehülfen durchgegangen? — Kaufmann Kasper. Selbst Schuld. Sie haben jedenfalls die Tochter nicht gut aufgezogen und da ist sie zu früh abgelaufen.

---

* Müller. Also die Gebeine von dem Herzog von Reichstadt hat der Kaiser von Oesterreich JHM ausgeliefert?

Schultze. Ja, ich möchte man bloß wissen, was des vor'n Sinn hat.

Müller. Muß denn Alles 'n Sinn haben? Du weißt ja: Kleene Geschenke erhalten die Freundschaft. Sonst hat es weiter keenen Zweck.

Redaktion, Druck und Verlag von Ph. Kehr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 22. Sonntag, den 24. November 1867.

Geschichtliche Sagen der Pfalz. XVI.

Von Ludwig Schandein.

Der geschichtlichen Sage dürften sich endlich anschließen die Traditionen von der Ortschaften, namentlich der Städte wie anderer Bauwerke Gründung, und von ihrem theilweise räthselhaften Verschwinden; ebenso die Ueberlieferungen von der Wahrzeichen und der Wappenbilder Entstehung. Von dem einen wie dem andern ist jedoch der heutige Sagenbestand ein sehr geringer. Allerdings wird hie und da noch viel fabulirt von der einstigen Größe und dem Glanze mancher unserer Städte, doch zumeist ohne allen geschichtlichen Halt oder sagenhaften Gehalt. Kaiserslautern z. B., einer der urältesten Plätze der Pfalz, soll von Julius Cäsar erbaut, dann vom Hunnenkönige Attila zerstört worden, aber auch so groß gewesen sein, daß das heutige, eine halbe Wegstunde entlegene Dorf Morlautern (damals „Vorlautern" geheißen) eine Art Vorgasse gebildet habe. Nach andern sei während der Christenverfolgung unter Diocletian und Maximian eine fromme Frau, Namens Lutrina, aus einem edlen Geschlechte der Assyrier von Trier ausgewandert, mit ihrem Hofgesinde lange Zeit in den Wäldern umhergeirrt, bis sie sich endlich in einer von einem Klausner bewohnten Widnitz bei Kaiserslautern, welche noch jetzt „Einsiedel" heiße, eine Hütte gebaut, und solche nach ihrem Namen Lutrea (Lautern) genannt habe. Aehnliches verlautet über die Entstehung anderer Ortschaften, häufig als Nachbildung der Wunderlichkeiten, welche uns die Chronisten des 16. und 17. Jahrhunderts vermelden. Nichtsdestoweniger stand in besonderem Ansehen der schon genannte Chronist des 17. Jahrhunderts, der kurfürstliche Amtsschreiber zu Weingarten, Jodocus Beyerlin, welchen schon der alte J. G. Widder in seiner „Beschreibung der churfürstlichen Pfalz am Rheine" (1786 II.) mehrmals, aber als Kuriosum anführt. Beyerlin's Manuscript „Klein-Frankreichs Vornembster Urälltesten Flecken, Dörffer, Schlösser ꝛc. Ursprung, Antiquitäten, Gerechtsame, Privilegia Ex Jodoci Sabelloyne Franq. de Vuyssénlung (?) Caroli Magni connestable corpore Antiquitatum descripta per Jodocum Beyerlin" — war wegen der darin enthaltenen Haingeraidebestimmungen bei unsern Bauern als ein wahres Evangelium verehrt und ist als Copie des angeblich in Weissenburg hinterliegenden Originales in mehrfacher Wiederabschrift vorhanden. Eine ansehnliche Reihe vorderpfälzischer Ortschaften, Kirchen und Klöster werden hinsichtlich ihrer Gründung damit abgefertigt, indem ohne weiters zu dem Namen der Oertlichkeit ein ähnlich lautender Name für den Begründer oder die Begründerin erfunden wird. So verdankt ein jeder unbedeutende Ort fast immer einem hohen und wichtigen Namen seine Entstehung. Z. B.: „Dagobert V. hatte seinen Stuhl zuerst auf der Burg Landecke, erbaute aber im Gampfertthal, da vor Zeiten der Flecken Gamphoringen gestanden, die Burg und Stadt Dago-Clingen (d. i. Göclingen), wo er sein Testament aufgerichtet und sein Leben geendigt (669)." — „Lustadt — anno mundi 3212. Es regieret Lustus ein mächtiger König in Gallia, der bauwet ihme zum Stuhl Lustatt im Niederwaßgau, und nach seines Weibes Winske Namen Wintzingen. — Anthareon aber, der seinem Vater gefolget (3362) bauet im Ampfertthal, die große Stadt Anterswoyer (Annweiler?), dero Häuser waren mit großen Mastbäumen, ob uf dem Gipfel Eng zusammengefügt, unten uf dem Fuß weiter runter Form, und inwendig nur ein Gemach habend, in der Mitte hatten sie ihr Kohlfeuer u. s. w." — „Neustadt, a. d. 510 hat Clodius (der Franken König, nachdem er den christlichen Glauben angenommen), auf diese Wahlstatt, da vor Zeiten Wintzungen lag, aufgebauen eine Stadt, nennt dieselbe Neapolim magnam, welche die Bmblassen Neustatt genannt. — Anno 808, von Carolus III. dieses Namens zur Freistadt des h. röm. Reichs, und richtet auf dem Markt daselbst eine steinerne Seule auf, daß, da jemans unversehent ein Todtschlag beging, und solche Seul mit seinen Armen erhaschte, der soll auf ganzer Neustadter Gemarkung seines Lebens gesichert sein; uf diese Seul setzte er einen Adler gegen Osten, und gegen Westen eine gutdene Litien. Er ordnet diese Stadt zum Haubt vieler umliegenden Flecken, Dörfer, Filialen und Höfen." — In dieser Weise sind eine Reihe von Ortschaften behandelt, worauf nicht weiter einzugehen, da diese Erdichtungen nicht Gemeingut des Volkes geworden. —

Zahlreich sind die Namen der unter- oder besser eingegangenen Ortschaften. Diese verschwanden zumeist in Folge der Verheerungen des Krieges. Der dreißigjährige Krieg zeigt durch alle Theile der Pfalz Beispiele mancherlei Art. So in der Gegend von Landau das Dorf Mühlhausen; ferner Servelingen, dessen Name nur noch in Feldgewannen erhalten; Eutzingen, Oberbornheim, Ormsheim bei Frankenthal, nunmehr noch sieben Bauernhöfe, u. s. w. u. s. w. Nicht selten ist eines Dorfes Untergang nach dem Volksglauben verschuldet durch eigene Vergehen, doch haben sich hierüber nicht eigene Sagen erhalten. Unter andern nur noch von Altrip

Digitized by Google

(alta ripa), einem der 50 römischen Castelle am Rheine, einst auf dem rechten Ufer gelegen, jetzt in der Tiefe des Stromes, meldet schon die romantische Dichtung von Karl dem Großen und seinen Paladinen. Auch geht die Sage von krystallenen Schlössern und zauberhaften Gärten im Grunde des Rheines. Alle übrigen, sehr schwankenden Traditionen verschollener Oertlichkeiten tragen kein bemerkenswerthes Gepräge.

Die Deutschen in Frankreich.

Einem Lyoner satirischen Sonntagsblatte, „La Marionnette" betitelt, entnehmen wir folgenden komischen Aufsatz, über welchen der Redakteur des Blattes in einer angefügten Bemerkung sich dahin äußert, derselbe sei zwar übertrieben, enthalte aber nichtsdestoweniger viel Wahrheit. — Der Artikel lautet: Deutsche Invasion. Herr Direktor! In Wahrheit muß ich Ihnen sagen, daß uns Deutschland von allen Seiten überfällt. Es handelt sich hier nicht um die mit Zündnadel-Gewehren bewaffneten und Sadowa berauschten Unterthanen des Herrn von Bismarck, sondern um eine tausendmal gefährlichere Invasion, welcher es endlich Zeit wäre einen Damm entgegenzusetzen. Sie halten uns mit ihrem Sauerkraut, ihren Bier-Brauereien nebst Kellnerinnen, ihrem Bock — Münchener und anderem Biere gehörig übersättigt, — (heute beziehe man die Bierhaus-Kellnerinnen aus unserer Nähe von Villeurbanne, das Münchener Bier von Straßburg und Chalons) und wir ertrugen muthvoll diese Ueberschwemmung des Gottes Gambrinus, daß aber die blonden Kinder des blonden Germaniens die Comptoire unserer Spezereihändler, Tuchhändler, Commissionärs, namentlich aber Banquiers (wo unter 20 Commis 18 Deutsche sind) förmlich versperren, da liegt die Gefahr für uns. In Lyon sind zehn-, vielleicht auch zwanzigtausend Badenser, Hessen, Bayern, Württemberger, Preußen, Sachsen u. s. w., welche, nachdem sie den ganzen Tag auf dem Papier herumgekratzt haben, sich auf unseren Plätzen, Spaziergängen, Straßen, Café's und in unsern Theatern herumtummeln, eine unerhörte Sprache sprechen, welche nichts auch nur annähernd Menschliches hat, und die von einem ihrer Kaiser, nämlich Karl V., ganz richtig die Sprache der Pferde genannt wurde. Diese Welschen haben Zirkel, Reunionen, Gesellschaften, helfen sich gegenseitig mit allem Nachdruck, der Bruder ruft den Bruder, der Vetter den Vetter herbei, die Einwanderung nimmt von Jahr zu Jahr zu und in einiger Zeit wird ein französischer Angestellter zum wahren Wunder werden. Zeigt sich eine gute Stelle, augenblicklich steht ein Deutscher da. Die Franzosen können nicht rechnen wie jene Hopfenschlucker, der Franzose ist zu leichtsinnig u. s. w. — Was wissen Sie davon? Der Franzose ist intelligenter, eben so ehrlich und wird eine Addition eben so gut fertig bringen, wie ein überrheiner Gothe, wenn Sie ihn nicht systematisch entfernen. Frankreich ist gastfreundlich, das ist wahr, allein es ist ein Mißbrauch, diese Tausende von Deutschen, welchen man seine Bücher und seine Kasse anvertraut, zu speisen, zu beherbergen und zu unterhalten, einzig nur deshalb, weil sie Deutsche sind und als solche alle guten Eigenschaften besitzen sollen. Vielleicht sind diese Deutschen nüchtern wie Kameele und begnügen sich mit mäßigen Gehalten! Im Gegentheil, einem Franzosen würde man 1200 Fr. bezahlen, einem Deutschen dagegen noch unter Dankesbezeugung für seine große Gefälligkeit mindestens 3000 Fr. Der Franzose lebt kümmerlich, stirbt Hungers und thut niedrige Dienste, indem der Fremde, von der Höhe seines geistesen Kragens herab, durch seine Brille hindurch, uns mit seinem eben so dummen als ernsten Aussehen verachtend besieht. Hat er nun vollends einen Mammon unseres Geldes erspart, so kehrt er in sein Nebelland und zu seinem „Gretchen" zurück, beschenkt diese mit ungefähr 15 Kindern, die er uns dann später auch zusendet, um die Plätze und Gehalte der unfrigen einzunehmen. Macht, daß ihr fortkommt — ihr Herzensfreunde, euer Vaterland ruft euch, um die Kunst zu erlernen, die Franzosen zu schlagen und das „Zitmihrsohtzeugufluroktufziefried", was auf deutsch Zündnadelgewehr heißt, handzuhaben. — Wir werden uns vielleicht wiedersehen — aber anderswo.

Ein Germanophobe.

General Prim,

der „Held" der verunglückten letzten spanischen Revolution, wird von einem scharfen Beobachter, der ihn persönlich kennt, nicht für einen großen Mann gehalten. „Ich lernte," erzählt Moritz Hartmann, „den General Prim zu Anfang der 50er Jahre zu Paris, in einem Haus der Place de la Concorde, bei einem Diner kennen. Er saß links von mir, während ich rechts einen Gesandten hatte. Die Gesellschaft war vorherrschend aristokratisch; dennoch schien es nicht den geringsten unangenehmen Eindruck zu machen, daß der General mich sofort mit Flüchtlingscollegialität behandelte, und recht demokratisch sprach. Es scholirte das selbst den Gesandten nicht, der das Gespräch am deutlichsten hören konnte. Die Damen — es war eine damals berühmte, jetzt verstorbene Schönheit darunter — hörten ihm trotz entgegengesetzter Gesinnungen mit sichtlichem Interesse und offenbarer Sympathie zu. Seine Reden bildeten einen auffallenden Contrast mit den größten Ordenssternen auf dem dunkelblauen Frack. Seine dunkeln Augen blickten mit wahrhaft weiblicher Sanftmuth, und in seinem Gesicht war von jener Energie, die man an ihm rühmt, der er einen ganzen Cyclus heroischer Legenden verdankt, nicht die Spur zu entdecken. Mir war es um so schwerer, den Eindruck eines Schlachtenhelden und gefährlichen Verschwörers von ihm zu erhalten, als mich seine ganze Gestalt, wie der Schnitt seiner Augen, der kleine weibliche Mund und selbst

Digitized by Google

die Form des Bartes fortwährend an den friedlichen österreichischen Dichter Ludwig August Frankl erinnerten. Er hatte auch nichts von einem spanischen Don Juan an sich; dennoch konnte man bemerken, daß alle Frauen, mit denen er in Berührung kam, für ihn schwärmten, und die Sage, daß er den Kugeln seiner Feinde zu wiederholtenmalen nur mit Hülfe der unschuldigen Isabella entronnen, welche über das Haupt ihres Lieblings höchstens ein Verbannungsurtheil aussprechen ließ, war nur geeignet, sein „prestige“ in den Augen und Herzen der Frauen zu erhöhen. Bei all' dem war es, als ob nur das Milde und Weiche auf die weiblichen Herzen wirkte; von männlicher Kraft des Gemüths oder des Geistes kam in seinem Benehmen, wie in seinem Gespräch nichts zum Vorschein; ja, die Art und Weise, wie er sich verhätscheln und anbeten ließ, hatte etwas, das nichts weniger als heldenhaft aussah. Was das Gespräch betrifft, so war dies allerdings gebildet, angenehm, einnehmend und durch einen schönen Klang der Stimme geschmückt; aber eigene, ungewöhnliche, auf einen ausgesprochenen Charakter oder selbstständige Anschauung deutende Gedanken kamen nie, nie an den Tag.

Diese Beobachtungen sind natürlich nicht das vorwitzige Ergebniß jener ersten Bekanntschaft während des Essens auf der Place de la Concorde. Ich traf den General Prim in demselben Hause zu wiederholtenmal; später wohnte er mit mir unter einem Dach, in einem Hotel garni der Rue des trois frères, und in Schumla und in den Türkenlagern an der Donau traf ich mit ihm als mit einem alten Bekannten zusammen. Man hatte ihn dorthin geschickt, um ihn aus Spanien zu entfernen, und er bewohnte einen großen Konak mit breiter Veranda. Nachdem er mit Glanz beim Serdar Ekrem, Omer Pascha, vorgeritten war, umgeben von seinen zahlreichen Offizieren, darunter ein wahrer Adonis, einer der schönsten Menschen, die ich je gesehen, war er für's Publikum verschwunden. Tage lang lag oder saß er auf türkische Weise auf den Teppichen der Veranda und rauchte, vor sich hinblickend oder träumend, wie ein echter Orientale, wie ein Mensch, der zu diesem morgenländischen Faullenzerleben geboren und erzogen ist — während seine Offiziere sich überall in das buntbewegte Treiben, das damals im Hauptquartier herrschte, mischten, und als die liebenswürdigsten Kameraden bekannt und sehr beliebt wurden. Während unsereiner mit neugierigem Eifer überall hin eilte, wo ein Gefecht, ein Flußübergang, ein Brückenschlagen, eine Belagerung u. dergl. zu sehen war, blieb General Prim mit der größten Gemüthsruhe zu Hause, wie ein Mann, der solche Dinge sattsam gesehen, und während man Silistria belagerte oder den Flußübergang bei Giurgewo versuchte, rauchte er daheim Cigaretten und Nargileh. Eines Tages fand ich ihn, wie er mit großem Fleiß Buchstaben auf Sackleinwandpackete zeichnete, und er sagte mir, daß er sich seit Stunden so beschäftige. — „Was soll man,“ fragte er, „in dieser Einsamkeit beginnen?“ Mit einem Buche traf ich ihn niemals, und immer war ich erstaunt, um wie viel besser ich über die kriegerischen Vorgänge unterrichtet war, als er.“

Eine Vergleichung zwischen Prim und Garibaldi, meint Hartmann schließlich, werde nicht zum Vortheil des ersteren ausfallen.

Ein großes Werk

ist seiner Vollendung näher gerückt, die ersten 500 engl. Meilen der Union-Pacific-Eisenbahn, welche die Verbindung von New-York mit St. Francisco, des atlantischen mit dem großen Ocean abschließt, sind fertig. Jetzt noch 17 Meilen — das Werk weniger Wochen — und es ist der Fuß der Felsengebirge erreicht, deren Durchschneidung die nächste Riesenarbeit ist. Vom westlichen Fuße der Gebirge aus wird alsdann die Bahn weiter geführt, um sich auf der Ebene zwischen den Rocky Mountains und der Sierra Nevada mit der anderen Section, der Central-Pacific-Bahn, deren schwierigster Theil bekanntlich schon vollendet ist, zu vereinigen. Bedenkt man mit welchen Schwierigkeiten zu kämpfen war, wie allen nur möglichen natürlichen Hindernissen und dem bewaffneten Widerstand der Indianer Trotz geboten werden mußte, so wird man mit Bewunderung erfüllt für die Energie, welche ruhig, systematisch, unermüdlich so Colossales zu Stande bringt. Schon erblüht wie durch Zauberkraft längs der Bahn ein ungeahntes Leben. Schon gestaltet sich an den Stationen die Blockhütte zur Ansiedlung, diese zum Weiler, der Weiler zum Städtchen, das Städtchen zur Stadt. Schon beginnt da der Ackerbau zu blühen, wo nur der Indianer seinem Wild nachjagte; schon können die Districte, welche fast von allem Verkehr abgeschnitten waren, ihre Produkte mit Bequemlichkeit auf einen lohnenden Markt senden; schon machen die vollendeten Theile der Bahn glänzende Geschäfte. Welche Entwicklung knüpft sich an diesen Schienenweg! Er wird factisch Nordamerika zum Herzen der Weltfamilie, New-York zum controlirenden Mittelpunkte der Welt machen.

Die Wunder des Chassepot-Gewehres.

Da nach General Failly's Bericht das Chassepot-Gewehr Wunder verrichtet hat, so haben wir unsern Special-Correspondenten beauftragt, uns von einzelnen derselben in Kenntniß zu setzen und folgende Wunder erfahren:

1. Es schoß Bresche in das Herz einer Nation, deren Bestrebungen es eigentlich zu unterstützen bestimmt war.

2. Es hat einer schon verschossenen Fahne neue Färbung verliehen.

3. Es hat dem König Victor Emanuel den deutlichsten Beweis davon geliefert, daß weit vom Ziele — gut vor'm Schusse sei!

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Frankreichs neueste Parole.

Chassepot-Gewehr, es wurde zum Idole
Der fränkischen, ruhmsüchtigen Armee,
Das kleine Heer, im rothen Camisole,
Mußt' krümmen sich vor ihm, in Todes-Weh;
Im Pantheon, auf goldener Console
Steht des Erfinders erz'ne Statue.
Der Krieger leeret auf sein Wohl die Bowle,
„Chassepot!" ist jetzt in Frankreich die Parole.

Die Straßen Roms durchzieht mit Siegs-Gejohle
Das Rache-Corps des Mannes von Saint-Cloud.
Die dunkle Nacht erhellt die Girandole
Voll Lust, daß die „Rebellen" sind zur Ruh'
In Frankreich tanzt das Volk die Carmagnole
Und küßt der Heil'gen Kleiderlaum und Schuh.
Schnellfeuer dient dem Siege zum Symbole,
„Chassepot!" ist jetzt in Frankreich die Parole.

Was träumtet Ihr von einem Monopole,
Ihr deutschen Krieger, mit dem Zündgewehr?
Es folgte Euch, in vollem Carriole
Mit der Erfindung das Franzosen-Heer.
Jetzt wünscht's wohl heiß, es käm' zur Carambole,
Denn unire „Nadel" fürchtet es nicht mehr.
Geschrieben, mit Salpeter, Schwefel, Kohle
Steht in Paris: „Chassepot ist die Parole."

Auf bläht sich der Zuave, der frivole,
Hohnlachend zeigt er sein Chassepot-Gewehr,
Dolchmesser scharfe, Doppel-Terzerole.
Revolver machen ihm den Gürtel schwer,
Es flog die Nachricht schon von Pol zu Pole:
Die mörderischste Waffe habe Er.
Und dennoch lesen wir wohl die Parole
Noch oft auf des Franzosen flücht'ger Sohle!

P Französische Zeitungen haben nachgewiesen, daß der Buchstabe **M** Frankreich immer Glück gebracht habe. Sie zählen auf: **M**arignano, **M**arengo, Montebello, **M**agenta und **M**entana. Vielleicht geben die hier folgenden Anfangs-Buchstaben den französischen Zeitungen auch Gelegenheit zu geistreichen Combinationen:

Pariser Arbeitsmangel.
Louvre-Intriquen.
Eugeniens Einflüsterungen.
Italienische Papsthilfe.
Theuerung.
Emeuten.

* (Wie man Recensionen macht!) Die in Hamburg erscheinende „Theater-Revue" von Louis Heyne bringt am 11 Nov. folgende Recension über das Stadttheater in Altona. Die „Donna Diana" achten wir für die bedeutendste Rolle der Frau Dr. Stolte-Stern. Die spanischen Lustspiele sind an Feinheit unübertroffen, und die Klippe des Outrirens ist gerade bei bedeutenden Kräften oft schwer zu umfahren. Frau Dr. Stolte-Stern wußte aber den Kampf zwischen Stolz und Liebe so liebenswürdig und adelig zu gestalten, daß wir ihr das Prädicat „vollendet" mit der größten Bereitwilligkeit geben können. Hr. Eite bewies als Cäsar, daß er große Aufgaben würdig lösen kann. Herrn v. Othegraven's Perin ist als eine exquisite Leistung hinlänglich bekannt. Das Kammerkätzchen des Frl. Werra war allerliebst." Dieser Kritik zufolge mußte die Darstellung des Lustspiels eine ausgezeichnete gewesen sein; merkwürdig ist jedoch dabei, daß diese, auf den 6. d. angesetzt gewesene Vorstellung wegen Heiserkeit der Frau S. schon Tags vorher abgeändert und dafür die „Grille" gegeben wurde!

* (Auf einem Princip herumreiten.) Columbus bedarf zu seinem Ruhme des vielbesprochenen Eies nicht, wer aber wüßte etwas von des Fürsten Heinrich LXXII. Reuß-Lobenstein-Ebersdorf Durchlaucht, würde man nicht dann und wann daran erinnert, daß der hochselige Herr der deutschen Sprache den Ausdruck „auf einem Princip herumreiten" zugeführt hat. Es findet sich dieses Wort in einem der vielen wunderbaren Erlasse des Fürsten, der da lautet: „Ich befehle hiermit Folgendes in's Ordrebuch und in die Special-Ordrebücher zu bringen. Seit 20 Jahren reite Ich auf einem Princip herum, d. h. Ich verlange, daß ein Jeglicher beim Titel genannt wird. Dies geschieht stets nicht. Ich will also hiermit ausnahmsweise eine Geldstrafe von 1 Thlr. festsetzen, der in Meinem Dienste ist, und einen Andern, der in Meinem Dienste ist, nicht bei seinem Titel oder Charge nennt. Schloß Ebersdorf, den 12. October 1844. Heinrich LXXII."

* Komische Anzeigen.

In einem Garten in der W—straße las man: „Die Beschädigung der Lustwandler wird verbeten, so wie das Abpflücken der Blumen von Niemanden zu beeinträchtigen ist."

„Alle Sorten Zinn-Waaren fortwährend fertig in der Str—r Str. 17 bei Lehmann Wittwe, blank und lackirt."

Südd. Zeitg. (wörtlich.) „Gehorsamste Anzeige für die gestohlenen Laqairieme. Nicht von des Kronprinzen Königl. Hoheit sind die Riemen gestohlen, sondern von Ihre Königl. Majestät die Königin selbst. L., Polizei-Sergeant."

Homonyme.

Um zu bauen, bin ich wichtig;
Hat der Bau mich, wird er nichtig;
Von Papier wohl sehr gewichtig,
Lieb und Freundschaft meist vernicht' ich.

Redaktion, Druck und Verlag von Th. Hofer in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 23. Sonntag, den 1. Dezember 1867.

Kirchliche Sagen der Pfalz. I.

Von Ludwig Schandein.*)

Dem denkbedürftigen Zuge des pfälzischen Volkes gemäß konnten kirchliche Sage und Legende schon von vornherein sich nicht so üppig entfalten, noch weniger die verhältnißmäßige Ausbreitung finden, wie in den übrigen bayerischen Provinzen. Dagegen haben gewirkt die langwierigen Kriege nach der Reformationszeit, dann der häufige Wechsel des Glaubens unter den jeweiligen Landesfürsten. Alles das mußte dem Volke die Lust zu solchen Dingen, welche nach seiner religiösen Auffassung ohnehin nicht die Grundlage eines gottseligen Lebens bilden, gründlich verleiden. Dann ist die heutige Bevölkerung größtentheils protestantisch, und die Confession der einzelnen Gemeinden in der Regel, mit Ausnahme von nur wenigen Strichen, eine gemischte. Darum findet sich auch der mehr kirchliche Charakter der Sage im überwiegend katholischen Blieswinkel, außerdem mehr örtlich zerstreut. Nur noch der Speyerer Dom liefert eine Reihe von Sagen, welche wohl mehr im Interesse am herrlichen Bau sich erhielten, als aus Liebe zur Sache.

Die Begriffbestimmung der kirchlichen Sage ist ebenso schwierig, als die Abgränzung ihres Gebietes. Häufig neigt sie zur Wunder- und Zauber-, selbst zur geschichtlichen Sage, wenn überhaupt ihr Charakter nicht schon ein verdeckt mythischer ist. Denn zu den Trägern der Sage, sei es die hl. Jungfrau, ein Apostel oder irgend ein Kirchenpatron, sind häufig und ohne Mühe die entsprechenden Gestalten im altgermanischen Mythos zu finden. Wir werden und können den Nachweis nicht immer versuchen, schon wegen der Knappheit des Raumes, auch handelt es sich hier mehr um die richtige Aufstellung der Sage als um ihre innere Untersuchung. Die kirchlichen Sagen der Pfalz, soweit sie uns zur Kenntniß gekommen, haften zumeist an der Verbreitung des christlichen Glaubens, an der Entstehung und Stiftung, sowie an dem verschuldeten Untergange und Verfalle kirchlicher Bauten; sie befassen sich auch mit der irdischen Noth und mit der gottseligen Unschuld, welcher endlich des Himmels Gnade zu Theil wird. Sie greifen somit in jedes der andern Sagengebiete, nur mit dem Unterschiede, daß sie für sich zunächst das Glaubensdogma beanspruchen.

Von der Erscheinung Gottes und unsers Herrn ist uns nichts weiter bekannt als jene gleich anfangs mitgetheilte Legende, in welcher Christus vom Teufel auf der Hambacher Höhe versucht wird. Ebensowenig eine ausgestaltete Tradition von seinem sonst ständigen Begleiter, dem hl. Petrus, höchstens daß diese hin und wieder in der Chronikensage auftritt, so bei J. Beyerlin, nach welchem der Apostel in der Gegend von „St. Petersheim bei Moltzheim, auf der Gallier seithen seine Erste Predigt gehalten;" — oder daß irgend eine Oertlichkeit seines Namens, wie z. B. der Petrskopf bei Dürkheim u. s. w. mit dem predigenden Petrus in Verbindung gebracht wird. (Der humoristischen Fabeln, worin selbst altestamentliche Gestalten, wie Adam, Moses, Jonas u. s. w., dann der hl. Petrus als Begleiter des Heilands auftreten, sei hier nicht gedacht.) Ein Gleiches gilt auch von den übrigen Aposteln, ob auch sie manchem der kirchlichen Stifte ihren Namen gegeben. Selbst an bestimmte Christusbilder haben sich keine, oder vielmehr keine bekannten Sagen geheftet. Dagegen gelten der hl. Disibodus, der die Abtei auf dem Disibodenberge gegründet, der hl. Philipp von Zell, der hl. Pirmin (Abtei Hornbach) und der hl. Ingbrecht (St. Ingbert), der hl. Remigius, welche alle als Verkünder des christlichen Glaubens aus Irland und Schottland gekommen, besonders darum als Wunderthäter, weil sie zugleich durch die Cultur des pfälzischen Bodens zu Wohlthätern des Volkes geworden. Am meisten haben sich — weil mehr im Gewande der Dichtung — die Marienſagen erhalten. Begnügen wir uns also mit dem, was von der kirchlichen Sage verblieben.

Um die Mitte des 4. Jahrhunderts war der hl. Servatius in der Gegend von Speyer. Eines Tages ward er auf seiner apostolischen Reise von brennendem Durste befallen. Nirgends ein kühlender Born, oder ein Bächlein. In gläubigem Vertrauen zu Gott machte er mit dem Finger ein Kreuzzeichen auf den Boden. Alsogleich sprudelt eine lebendige Quelle hervor, welche seitdem nie mehr versiegte und nachmals „Servatiusbrunnen" und Tafelsbrunnen genannt wurde. — Vielfach, auch in anderer Richtung, ist diese Brunnenentstehung als das sichtbare Symbol göttlicher Einwirkung in unsere Sagen verflochten.

Im 6. Jahrhundert lebte in Irland der hl. Bischof Disibodus. Eines Nachts erschien ihm im Traume ein Engel und sprach: „Gehe hin das Evangelium zu verkünden über das Meer in das jenseitige Land. Und da, wo du deinen Wanderstab in die Erde steckst und er zu grünen beginnt, wo ein weißes Reh am Boden scharrt und eine Quelle hervorspringt, da bleibe und baue ein Kloster!" Des andern Tages bestieg Disibodus ein Schifflein, das stürmende Meer legte sich plötzlich, und schnell wie ein Pfeil ist er mit seinen drei Gefährten am jensei-

*) Aus der „Bavaria" Band IV.

Digitized by Google

tigen Ufer. Lange Jahre waren sie, die Heiden bekehrend, durch Frankreich geirrt und kamen eines Abends zu einer Anhöhe auf dem rechten Ufer der Rahe. Müde und durstig holten sich die drei Gefährten einen frischen Trunk aus einer Quelle am Fuße des Berges. Als sie zurückkamen, welch' ein seltsames Schauspiel: der ehrwürdige Greis kniete inmitten des Rasenplatzes. Sein hoher Pilgerstab stand in der Erde und trieb Aeste und Blätter, ein schneeweißes Reh scharrte am Boden — und eine Quelle sprang daraus hervor. Disibodus erkannte diese Stätte als die Verheißung des Engels. Bald erhob sich ein herrliches Kloster, Disibodus aber verblieb in seiner Hütte; sein Stab ward zum schattigen Baume.

Ethnologisches aus Abyssinien.

König Theodor und sein Volk waren in der letzten Versammlung der ethnologischen Gesellschaft zu London Gegenstand einer interessanten Verhandlung. Als Grundlage diente ein Bericht des einstigen Consuls Plowden aus dem Jahre 1854, zu dem Rawlinson, Bele u. A., welche das Land in neuester Zeit gesehen hatten, ihre berichtigenden Bemerkungen machten. Plowden kannte die südlichen Provinzen; das Land der Gallas, nicht, und was er erzählt gilt nur von den nördlichen Theilen Amharas und Tigres, aber es ist das Beste, was über diesen Erdstrich bisher geschrieben wurde. Plowden und Bell hatten bei Theodor, damals noch Dejaj Kasai genannt, gelebt und, Dank ihren Rathschlägen war aus dem ehemaligen Leibeigenen ein Musterregent geworden. Ganz gegen das Naturell seiner Landsleute, bei denen Hang zur Stabilität ein Hauptcharakterzug ist, war er zu verbessernden Neuerungen geneigt; hatte seine Soldaten disciplinirt, den geistlichen Einfluß gebrochen, die Kirchengüter säcularisirt, in Justiz und Verwaltung mannigfache Verbesserungen eingeführt und den Gewerbefleiß ermuthigt. Doch auch schon damals, wo er sich bestrebte, freundlich und freimüthig zu erscheinen, waren leidenschaftliche Ausbrüche bei ihm nicht selten. Seitdem aber soll er sich bedeutend verschlimmert haben. Er ist ein arger Trunkenbold geworden, der sich damit unterhält, bei seinen Gastmählern unter dem Tische auf die Beine seiner Gäste zu schießen. Das Land selbst ist reich und fruchtbar, in den höher liegenden Gegenden gesund, in den Thälern aber herrschen zuweilen böse Fieber. Trotz der Fruchtbarkeit des Bodens gehört es jedoch zu den schwierigsten Aufgaben den täglichen Bedarf eines Hauses zu beschaffen. Ein Häuptling kann Alles auch ohne Bezahlung haben, ein Fremder aber mit vollen Taschen Hungers sterben; denn für Geld ist nur auf den Märkten, die oft sehr weitab liegen, etwas zu bekommen, Kauf- und Kramläden gibt es nicht, was zum Haushalte gehört, muß im Hause selbst gemacht werden. Selbst muß man sein Wasser vom Bache holen, selbst sein Korn mahlen, selbst sein Brod backen und sein Bier brauen. Geht man auf die Reise, so muß aller Bedarf mitgenommen werden. Eine Armee, die auszieht, schleppt ungeheure Gepäcksmassen mit sich. Geld eigenen Gepräges gibt es nicht; die einzige umlaufende Münze ist der Thesenthaler. In Tigris wechselt man diese Geldsorte gegen Baumwolltücher verschiedener Länge, in Amhara gegen Salzstücke aus. Gold, das früher häufig gewesen und nach dem Gewichte getauscht worden sein soll, ist ganz verschwunden, obwohl es im Lande Gold- und Kupfergruben, auch Schwefel- und Salzminen gibt; aber die Ersteren werden nicht bearbeitet, die Letzten sind in den Händen freier Stämme. — Die allgemeine Volkstracht ist ein weiter weißer Baumwollmantel, wozu der Stoff im Lande selbst angefertigt wird. Der Fremde, und wäre er noch so gut gekleidet, erscheint in den Augen der Einwohner als ein Nackter, so lange er den Mantel nicht trägt. Fremde Tracht und Sitte ist überhaupt Gegenstand des Hohns und Spottes, dem auszuweichen nicht die geringste Schwierigkeit eines neuen Ankömmlings ist. Gegen Spott ist der Abyssinier sehr empfänglich; die Waffe des Lächerlichen verwundet ihn tief, während er moralisch so abgestumpft ist, daß ein Verbrechen nicht schändet und die Weiber sich ungescheut dem Umgange mit dem andern Geschlechte hingeben. Der Volkscharakter munter und leichtlebig, ähnelt dem französischen. Gesprächigkeit, Gewandtheit im Reden, Laune und Witz sind hervorstechende Eigenschaften der Abyssinier. Im Einzelkampfe sind sie tapfer, im Massenkampfe weichen sie bald. Fremde Cultur behandeln sie geringschätzig und halten zähe am Herkömmlichen; selbst die ärgsten Mißbräuche werden festgehalten, wenn das Alter sie heiligt. Kasten gibt es nicht, doch läßt das Volk sich in vier Classen theilen: Soldaten, Geistliche, Kaufleute und Landwirthe. Handwerker sind nur in geringer Zahl und nicht genügend für den Bedarf vorhanden. Christen sind die Abyssinier wohl seit lange; auch sehr erpicht, daß keine alte Ceremonie abgeschafft werde, jedoch ohne alle religiöse Innigkeit; an Bildung und Sittlichkeit stehen sie sogar weit hinter Völkern, die sich zum Mohammedanismus, zum Buddhismus oder Bramadienste bekennen.

Der Papst zu Rom.

Wer den Papst nicht gesehen, hat Rom nicht gesehen; dies ist ein altes auch wahres Sprüchwort. Nichts ist leichter als den Papst zu sehen, und auch seines Segens theilhaftig zu werden. Man hat zu diesem Zwecke nur nöthig, Nachmittags um 1 Uhr an den Vatican zu gehen. Ist es schön Wetter, und im Winter ist es hier — eine kurze Regenzeit ausgenommen — fast immer schöner lieblicher Mai, wo man weder durch Kälte noch durch Hitze geplagt wird, so steigt der Papst regelmäßig um jene Zeit in seine Caroſſe, und fährt durch die Straßen der Stadt. Stets wird eine andere größere Straße gewählt, so daß nach und nach alle Bewohner der Stadt den

Digitized by Google

Papst sogar von dem Balkon aus spazierenfahren sehen können. Der Luxus, der bei einer solchen Fahrt entfaltet wird, ist groß, und dürfte bei Weitem der weltlichen Macht wohl beschränkt werden. Ehe der Papst in den Wagen steigt, sind schon alle Wachen des Vaticans, von der Guardia nobile und den hundert Schweizern bis zur einfachen Linientruppe und der Feuerwehr herab, unter Gewehr. Es wird Marsch geschlagen, die Musik begleitet, und Trompeter, Pauker, Pfeifer und Tambours der einzelnen Corps lassen sich dazwischen vernehmen. Der Papst erscheint und begibt sich in den Wagen. Ein Stallmeister in goldverbrämter Uniform, vom hohen Rosse herab den blanken Palasch wie zum Attakiren vorstreckend, eröffnet den Zug. Hierauf kommen einige Trompeter der Nobelgarde, die Trompete nur auf den Schenkel gestützt. Sie sind in Roth mit Gold gekleidet. Sodann folgt ein Offizier mit 20 Mann derselben Garde. Auch die Nobelgarde trägt einen Säbel mit grader Klinge, diesen aber nur geschultert. Diese Garde besteht aus den römischen Rittern vom besten Adel und von unermeßlichem Reichthum. Sie ist wegen des persönlichen päpstlichen Dienstes von fast allen Steuern befreit. An den Palästen derselben sieht man gewöhnlich die Aufschrift: „Cassa era.“ Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß die hohen Cavaliere, sowie die reichen Römer überhaupt, sich nicht besonders nach der Herrschaft des Rè d'Italia sehnen, denn dann würden viele Vorrechte fallen müssen. Der römische Plebs aber — eine Horde von wohl hunderttausend Unbemittelten und Armen — hat keine Stimme und nur das Recht des Bettlers. Hier darf es kein Polizist wagen, einen Armen wegen Bettels zu arretiren. Die Römer sind, hoch und nieder, arm und reich, im allgemeinen durch die päpstliche Regierung erschlafft und verweichlicht. Sie werden sich nie in Ueberzahl aus eigenem Antriebe für die „Italia una“ aussprechen. — Nach diesem kleinen Abstecher wieder zur edelen Escorte. Was die Uniform jener Guardia nobile anbelangt, so besitzt sie verschiedene Costüme. — Bei Ausfahrten trägt sie gewöhnlich einen Helm mit langem, über den Rücken hängenden Roßschweife. Der Helm ist nach Art der französischen Dragoner, nur mit dem kleinen Unterschiede, daß das, was bei den Franzosen Messing ist, hier in purem Golde glänzt. Die Uniform ist dunkelblau, mit Roth und mit Gold-Stickereien überladet. Die Beinkleider sind von weißem Tuch, und dazu große Dragonerstiefel mit silbernen Sporen. Die Kupel des Säbels und der Cartouchiere besteht aus Gold- und Silberborten. Die Cartouchiere selbst ist von Gold, und zeigt die dreifache päpstliche Krone, unter derselben die gekreuzten Schlüssel Petri. Das nämliche goldene Wappen ist auch auf dem Helm. Auf der rothen Schabracke ist es in Gold gestickt, und mit so breiten Goldborten besetzt, daß man nur noch ein klein wenig von der rothen Farbe der Decke sieht. Der Carabiner hängt in Haken im goldenen Bandelier. Die Pferde sind gleich ihren Reitern edler Race. Nach den 20 Mann Nobelgarde kommt sofort der päpstliche Wagen, gewöhnlich von 8 Schimmeln gezogen. Das Zaumzeug dieser edlen Thiere besteht aus rothen Seidenschnüren mit Gold durchwirkt. Die Pferde haben Straußenfedern auf dem Kopf. Eben solche Federn sind auch an den vier Ecken oberhalb des Wagens in goldenen Capseln angebracht. Die Wagendecke ist mit goldenen Engeln geziert. Der Wagen selbst und sogar die Räder glänzen von Gold. Der Kutschenschlag zeigt das päpstliche Wappen in einer Goldplatte geprägt. Kutscher und Bediente sind entsprechend gekleidet, und tragen einen dreieckigen goldbortirten Hut quer auf dem Kopf. Die Wagenpferde werden überdieß von in roth und weißer Seide gekleideten Läufern und Bedienten geführt. Solche Läufer sind auch unmittelbar vor dem Wagen. Zur Seite des Kutschenschlags reiten höhere Offiziere und Kammerherren mit Orden und Ordensband geschmückt. Diese tragen den Degen in der Scheide. Im Wagen sitzt der Papst nebst einem Cardinal zur Linken. Auf der Rückseite gewöhnlich noch 1 oder 2 andere hohe geistliche Herren. Der Papst ist in violette Seide mit Hermelin besetzt gekleidet. Feine Spitzen sind an den Aermeln und am ganzen Talar. Ein Käppchen von gleicher Seide bedeckt das Haupt. Auf der Brust trägt er ein diamantenes Kreuz mit goldener Kette. An dem Finger einen großen Diamantring, der bei dem Segenspenden der Hand leuchtet und glitzert, daß man ihn ganz nahe vor den Augen zu sehen glaubt. Das Antlitz des Oberhaupts der katholischen Kirche hat — dieß wird ihm sogar jeder Gegner einräumen müssen — etwas ehrfurchtgebietendes und im hohen Grade zugleich einnehmendes. Die Wangen, von feinem Roth durchhaucht, haben trotz des hohen Alters etwas jugendliches. Die Lippen scheinen ernst und dennoch wieder freundlich zu lächeln. Die Augen sind von besonderem Zauber, so daß man deren Blick kaum ertragen kann, und die eignen unwillkürlich niederschlagen muß. Die Haare sind schneeweiß und silberglänzend. Das Ganze des heiligen Vaters hat etwas imponirendes und zugleich angenehmes und wohlthuendes, was wohl nicht jedem Herrscher und Religionsoberhaupte eigen sein dürfte. Vom Papst wird fortwährend — trotzdem, daß der ganze Zug und der Wagen im gestreckten Trab durch die Straßen geht — der Segen ertheilt. Natürlich nimmt Jedermann bei dem Vorbeifahren des Papstes die Kopfbedeckung ab, doch herrscht hierin kein Zwang. Kniebeugungen erscheinen als eine Seltenheit; bei Männern fast nie, höchstens bei Frauen, und da auch gewöhnlich nur bei alten Mütterchen oder Kindern. — Nach dem päpstlichen Wagen kommt abermals ein Offizier und 20 Mann der Guardia nobile. Die Spazierfahrt hat gewöhnlich eine Dauer von 1—2 Stunden. Zum Schluß noch die Bemerkung, daß der Papst selbst im allgemeinen beliebt ist; auch ist

Digitized by Google

er sehr freigebig gegen Arme. Man behauptet auch, daß er für seine Person gerne die Einheit Italiens sehen würde, wenn nicht andere Rücksichten ihn zum Gegentheil zwängen. Das schöne, aber unglückliche Italien soll wegen des Auslandes und besonders wegen des französischen Einflusses eben nicht zur Ruhe gelangen. (S. P.)

Gerichtssaal.

(Ein Opfer der mexicanischen Expedition.) Corporal Dumont hatte einer jungen Mexicanerin, Felicia Mazaris, eine lebhafte Neigung eingeflößt. Sie war von wohlhabender und anständiger Familie, soweit man letzteres, ohne mit unsern Begriffen in Collision zu gerathen, von Mexico behaupten kann. Die Hochzeit war bereits bestimmt; es hing nur noch an dem Consens des Generals: allein ehe dieser kam, dröhnte der Generalmarsch, bliesen die Hörner; der Befehl zur Rückkehr nach der Heimath ist gegeben. Die Liebenden sind getrennt, aber nicht für immer, denkt Felicia. Wohlauf nach Frankreich, sagt das muthige Mädchen, es sind nur 150 Stunden von hier nach Vera-Cruz, allerdings durch glühenden Sonnenbrand, durch wasserlose Hochebenen. Und so steigt sie entschlossen auf den besten Maulesel ihres Vaters, einen vollen Mantelsack hinten aufgeschnallt. Darin waren reichlich Kleider und Wäsche, vor Allem aber, jeden Winkel ausfüllend, eine Anzahl nicht unbedeutender Juwelen, dieses vademecum der Töchter Mexico's. Sie schreiten zur Noth barfuß einher und sind dabei wohlgemuth, wenn nur etwas Blinkendes am Ohr, Hals, Arm und Finger ist, sonst sind sie unglücklich. — Sie kommt unberaubt und glücklich in Vera-Cruz an. Jetzt, denkt sie, sind wir bei unsern Leuten. Aber nein: sie glaubte ihren Verlobten an Bord der „Garonne", während eine andere Ordre ihn auf die „Eugenie" versetzt hatte. Die Ueberfahrt der „Garonne", auf welcher sich die Braut befand, war höchst unglücklich; sie zählte schon am 8. Tage 84 Kranke. Alles lag durcheinander, Todte, Sterbende und Kranke. Man öffnete in der allgemeinen Verwirrung Kisten und Reisesäcke, um nach Wäsche und sanftigem Bedarf zu suchen; es herrschte unterwegs allgemeine Gütergemeinschaft. — Als man endlich in Brest einläuft, fehlt Felicias Mantelsack. Aber was liegt ihr daran! sie muß nach Paris, wohin Dumont ihr vorangegangen ist. Die Officiere verschaffen ihr einen Paß, lassen einige Francs in ihre kleine Hand gleiten, und so langt sie glücklich in der Hauptstadt an, wo sie endlich ihren Corporal wiederfindet, den sie so wohl verdient hat. Sein Bruder ist Controlleur am Militairspital; er schreibt nach Brest, um ihren Mantelsack zu reclamiren. Acht Tage später kommt in der That ein Mantelsack an, aber in elendem Zustand, mit zerbrochenem Schloß. Sie findet keinen einzigen Edelstein darin; wohl aber unter einiger Frauenwäsche, welche sie für die ihrige hält, einige männliche Kleidungsstücke und chirurgische Instrumente. Sie behält die ersteren und schickt die letzteren zurück; später wurde ermittelt, daß sie einem Hospitalarzt gehörten, der mit seiner Frau von Mexico zurückkam. Dieser Mann, der die Effecten seiner Frau vermißte; sah sich wegen eines Manco's von einigen 80 Francs gemüßigt, Klage auf Unterschlagung gegen die arme Felicia zu erheben und nach zweimonatlicher Untersuchungshaft erscheint sie vor Gericht. Was sagt die hübsche Mexicanerin dazu — denn sie ist hübsch in der Weise ihres Landes, groß, tannenschlank, mit blauschwarzen Augen und Haaren; sie sagt gar nichts das arme Kind, denn sie versteht kein Wort französisch und hat mit ihrem Geliebten nur in der allerständlichen Augensprache conservirt; ihr Blick sucht einen Beistand, einen Retter, und sie begreift nicht, daß er nicht an ihrer Seite ist. Der Dollmetscher macht ihr endlich begreiflich, daß Dumont seinem Bataillon nach Arras hat folgen müssen. — Ein junger Advokat übernimmt freiwillig ihre Vertheidigung. Für einen französischen Corporal, sagt er, hat dieses muthige Kind Heimath, Vater und Mutter verlassen und seine Juwelen eingebüßt, um einige armselige Hemden dafür einzutauschen, die sie leicht für die ihrigen halten konnte. Sprechen Sie sie frei, damit an diese unselige Expedition sich nicht noch ein beklagenswerthes Opfer knüpft! Allein nicht so das Gericht; es erkannte auf sechs Tage Gefängniß, allerdings der geringsten Strafe, aber immerhin einer entehrenden Strafe. Möge der armen Mexicanerin die französische Justiz leicht sein!

Garibaldi's Flucht von Caprera.

Elpis Melena, welche seit Jahren in der Nähe Garibaldi's auf Caprera lebt und zu seiner engsten Umgebung gehört, begab sich am 6. d. von Livorno nach La Spezzia, um den Gefangenen in Varignano zu besuchen. Nach Ueberwindung vielfacher Schwierigkeiten gelang es ihr, den Obersten Camosso, Befehlshaber des Forts, zu bewegen, daß er sie zu Garibaldi führte. Er ging mit ihr von seinem Zimmer aus durch mehrere leere Räume, die er der Reihe nach aufschloß, und als er die fünfte Thür öffnete, standen sie vor Garibaldi. Hier lassen wir Elpis Melena selbst sprechen: „Kaum traue ich der Wirklichkeit! In demselben Zimmer, wo er vor fünf Jahren die größten physischen Schmerzen ertragen hatte, saß Garibaldi . . . Von seinem offenen Fenster dieselbe Aussicht über den schönen Golf betrachtend, der ihn so oft während seiner Leidenszeit erheiterte, schrieb er auf einem mit Papieren überfüllten Tischchen an der dreizehnten Seite seiner „Flucht von Caprera." Nie sah ich Garbialdi so überrascht, als diesmal bei meiner so ganz unverhofften Erscheinung. „Aber um des Himmels willen, wo kommen Sie her und wie haben Sie es angestellt, zu mir zu kommen?" rief er freudig aus. „Ihr Besuch ist wahrlich ein gutes Omen für mich, hier, wo ich alle Augenblicke an Ihre große Liebenswürdigkeit während meiner Lei-

Digitized by Google

denszeit im Jahre 1862 erinnert werde. Nun sehen wir uns zur Abwechslung wieder in Varignano, wer hätte uns das gesagt?"

Auf meine Anfrage, worin ich zu seiner Bequemlichkeit beitragen könnte, erwiderte er: Sie bleiben sich doch immer gleich, wollen mich immer verziehen und mit Wohlthaten überhäufen, aber diesmal danke ich. Wir haben Alles im Ueberflusse und führen sogar das Leben wahrer Epikuräer. Ich thue nichts als essen, trinken und schlafen; am Tage vertreibe ich mir die Zeit mit Lesen und mit dem Aufsetzen meiner „Flucht von Caprera" beschäftigt." Garibaldi schien um 10 Jahre verjüngt, er sah um Vieles wohler, kräftiger und lebensfrischer aus, als im verflossenen September in Genf. Hocherfreut, Garibaldi so gut gestimmt anzutreffen, bat ich ihn, mir eine — wenn auch nur flüchtige Idee seiner in so verschiedenen Versionen verbreiteten letzten Odyssee zu geben. Ich glaubte eine Episode aus seinem jugendlichen abenteuerlichen Leben aus Südamerika zu vernehmen, als er mir Folgendes erzählte:

„Es war am 14. Oktober um 10 Uhr Nachts, als ich meine letzte Flucht aus Caprera unternahm. Sie erinnern sich vielleicht eines Chiatto,[1]) welches mein Sohn Menotti im Jahre 1862 in Pisa kaufte; dieses kleine Boot hatte einen Leck und lag seit langer Zeit, halb mit Wasser gefüllt, am kleinen Landungsplatze, daß es keinem meiner Wächter einfiel, es könne mir zu meiner Flucht dienen. Mir genügte es aber, um mich allein über die Meerenge zu bringen, die Caprera von der Insel Maddalena trennt. Auf diesem Fahrzeuge erreichte ich La Punta della Moneta[2]), wo die Ihnen persönlich bekannte Mrs. Collins mich in ihrer Villa aufnahm und bis zum folgenden Abend um 7 Uhr mit der liebenswürdigsten Gastlichkeit heimlich beherbergte. Unser gemeinschaftlicher Freund Pietro Susini wartete mit seinen Pferden auf mich bei Mrs Collins, und mit diesem sachkundigen Führer bahnte ich mir meinen Weg von Ost n nach Westen quer über die Insel Maddalena, bis ich zu dem kleinen Naturhafen Namens Calla Francese gelangte. Hier wurde ich von Basso und dem Capitano Cuneo empfangen, die eine Lancia mit einem Matrosen für mich in Bereitschaft hielten. In sechs Stunden passirten wir mit günstigem Winde den Meeresarm, der zwischen La Maddalena und der Insel Sardinien liegt, und landeten, sobald der öde Strand es gestattete. Als dies geschehen, schickten wir die Lancia zurück nach Maddalena und übernachteten in einer Conca[3]), die wir so glücklich waren, unweit des Stazzo[4]) eines Hirten, Namens Domenico, zu finden. Nachdem es uns gelungen, drei Lastthiere aufzutreiben, setzten wir uns am 16. Abends gegen 6 Uhr in Bewegung, durchstreiften, der Reihe nach abwechselnd bald zu Pferd und bald zu Fuß das ungefähre Gebirge der Gattura und die öde Landesstrecke von Terranuova und befanden uns bei Tagesanbruch auf den Höhen des Porto San Paolo. Hier sollten wir meinen Schwiegersohn Canzio und den braven jungen Vigiani, den ich leider Gottes seitdem in dem Gefechte bei Monterobondo an meiner Seite fallen sah, antreffen; doch in unseren Erwartungen getäuscht, kehrten wir in den „Stazzo" eines Hirten, Namens Nicola, ein. Als dieser aber mich trotz meines schwarzgefärbten Bartes und meiner Verkleidung gleich erkannte, hielt ich es für rathsam, nicht lange bei ihm zu bleiben, und ungeachtet der fünfzehnstündigen Strapazen brachen wir wieder auf, um das an der östlichen Küste Sardiniens gelegene Oertchen Porto Prundinga zu erreichen.

„Hier fanden wir zum Glück Canzio und Vigiani mit dem kleinen Fahrzeuge, welches dazu bestimmt war, uns nach dem Festlande zu bringen. Um 3 Uhr Nachmittags tichteten wir noch an demselbe Tage die Anker. Es wehte ein starker Sirocco, doch nachdem wir einige Zeit lavirt hatten, trugen uns die vollen Segel unserer Tartane „San Francesco" aus der Bucht Tovalara.

„Am 18. um 12 Uhr Mittags erblickten wir die Insel Monte Christo in der Meerenge von Piombino. Ein heftiger Südwestwind, der dem Scirocco folgte, begünstigte unsere Fahrt so sehr, daß wir am 19. bei Tagesanbruch vor Bado lagen, einem Ort, der eine antiquarische Berühmtheit hat, indem er auf den Trümmern einer alten etruskischen Stadt gebaut ist. Hier mußten wir aber den Schutz der Dunkelheit abwarten, bevor wir ans Land steigen durften. Um 7 Uhr Abends betraten wir Fünf, d. h. Canzio, Basso Vigiani, Maurizio und ich, die Gestade des Festlandes, welches sich südlich von Bado erstreckt. Das Meergras, welches hier in urwüchsiger Fülle wachsen, erschwerte uns, zumal bei der nächtlichen Finsterniß, ganz bedeutend das Weiterkommen. Wir wateten mehrere Stunden umher, bis es uns, Dank der Hilfe der braven Bewohner von Bado, glückte, aus den meergrasvollen Sümpfen in die morastigen Landwege jener Gegend zu gelangen, wo an einem gewissen Punkte zwei Beroccini[5]) unserer harrten, ver-

[1]) Chiatto, ein sehr kleines Boot, welches nur zur Entenjagd dient und so flach gebaut ist, daß die einzige Person, die darin Platz hat, am Boden liegen muß, um es weiter zu bewegen.

[2]) So heißt die nordöstliche Spitze der Insel Maddalena, die am nächsten an Caprera gelegen ist. Seit mehr als 25 Jahren bewohnte eine Cagliänderin Namens Collins eine kleine Villa, die sie hier gebaut hat.

[3]) Conca, eine aus Granitmassen natürlich gebildete Grotte. Solche Grotten dienen nicht allein den obdachlosen Sarden oftmals als Wohnungen, sondern auch zuweilen den Briganti als Zufluchtsort.

[4]) Stazzo, eine sardische Hirtenniederlassung.

[5]) Beroccino, ein hohes zweiräderiges toscanisches Fuhrwerk.

Digitized by Google

mittelst welcher wir die achtzehn Miglien, die uns von Livorno trennten, schnell zurücklegten.

„In Livorno begab ich mich gleich in das Haus meines Freundes Sgarellino, wo wir freilich nur die Damen fanden, die uns aber mit ausgezeichneter Liebenswürdigkeit beherbergten. Ich darf überhaupt die bereitwillige Hilfe und Gastlichkeit, die alle Freunde, mit denen ich während dieser meiner letzten Flucht zusammenkam, mir angedeihen ließen, nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern muß ihr volle Gerechtigkeit und meinen wärmsten Dank zollen. Mein Freund Lemmi besorgte mir einen Wagen und begleitete mich nach Florenz, wo ich am 20. ankam und in seinem Hause Aufnahme fand. Ich verlebte den 21. in Florenz, und fern davon, daß die Regierung etwas gegen mein Vorhaben, nach Rom zu gehen, hatte, gestattete sie mir, dem Volke öffentlich Reden zu halten. Mir lag aber daran, mich schleunigst mit meinen Söhnen zu vereinigen, die schon im Lager und den Feinden gegenüber standen Zu diesem Zwecke erlangte Crispi einen Extrazug für mich, mit welchen ich am 22. unter lauten Zurufen des Volks in Terni ankam."

Als Garibaldi so weit in seiner Erzählung gediehen war, hatte der Uhrzeiger einen Punkt erreicht, der mich leider zwang, ihm „Lebewohl" zu sagen.

Spezzia, 16. Nov. 1867.

Elpis Melena."

Stadt-Theater in Kaiserslautern.

** So glänzend die bisherigen Aufführungen gewesen, so wenig befriedigend war es hiejenige, welche uns das Kaiser'sche Charakterbild „Mönch und Soldat" brachte. Die allzu große Einfachheit, ja Magerkeit der Handlung, die theilw ise Verschwommenheit der Charakterzeichnung, die nichts weniger als poetische Diction, wußten weder das Ambiterium zu fesseln, noch auch die Darsteller zu ermärmen. Wir hätten mehr von Kaiser, dem feurigen Dichter von „Stadt und Land" erwartet und waren um so stärker getäuscht, als der Ruf des Stückes nicht unbedeutend ist, was aber, wie wir jetzt fest überzeugt sind, lediglich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß es einst auf dem Polizei-Index stand. So viel des Schwunges in seinem Grundgedanken liegt, so wenig Anziehkraft besaß der Genius des Dichters, uns denselben in erhabenem Bilde zu gestalten; der große Anlauf, den er hiezu in dem ersten Akte nimmt, hat all' sein schöpferisch Talent verzehrt und lahm und matt schleppt es sich in dem zweiten fort, um endlich in dem dritten kläglich hinzusterben. Die wenigen pikanten Stellen, die manches schöne Gleichniß, auch manches neue Bild enthalten, sind doch zu spärlich ausgesät, um dauernd anzufachen und waren überdies auch noch durch ungeeignen Abstich und unglückliche Einlage fremden Stoffes bedeutend abgeschwächt.

Dies Alles trug dazu auch wohl dazu bei, daß die für das Stück nicht zu begeisternden Darsteller dasselbe in äußerst dürftendem Schritte über unsere Bühne führten. Nur die Herren Pahlke, Giegold und Lange waren mit etwas Feuer und mit richtigem Verständnisse bei der Sache. Herr Klein, vergessend, daß das Stück Charakterbild gelaust ist, machte sich mit seinen Witzen in übertriebener Weise breit. Statt eines feigen, dummen Buben, der allerdings etwas zweideutig gezeichnet ist, führte er in Hieronymus einen schlauen Biedold vor und legte den Schwerpunkt in eine doch wohl nur bei der Gallerie verfangende Mimik. Dann hätte er den Fehler, daß er Anfangs in österreichischem Dialekte spricht, um später in den norddeutschen zu verfallen. Solche Inconsequenzen, die zwar auf dem politischen Gebiete in jüngster Zeit nur zu häufig und in der erbärmlichsten Form vorkommen, sind aber auf der Bühne durchaus unzulässig.

Herr Picker, Wachtmeister, mag nicht ganz ohne Eitelkeit es vorgezogen haben, sich als jungen Mann zu präsentiren, wir würden dies noch gerne verzeihen, obwohl die Rolle den im Kriege ergrauten Haudegen kennzeichnet, allein verzeihen können wir ihm nicht, daß er an höchst bedenklicher Gedächtnißschwäche litt, die ihn zwang, mit seinem Gotte in der Unterwelt in allzu auffälliger und höchst störender Weise zu liebäugeln.

Der sonst so guten Chaufpielerin, Frl. Heubergen, gelang es nicht, den richtigen Ton zu finden, für die bigotte, abergläubische Mutter, auch war sie gar zu theilnahmslos im Augenblick, als Wilhelm erkannt ward.

Herr Malten, noch nicht vertraut mit der Akustik unseres Lokales, sprach etwas unverständlich und zwang den Wachtmeister zu einer großen Zusjudordination, als er in der Schlußscene, wo dieser das große Wort führte, sich an dessen Seite stellte. Er mußte sich sonderbares etwas zu thun machen, um selbst nicht in die peinliche Verlegenheit zu gerathen.

Durch falsche Intonirung und das unsichere Spiel am Boden, was so leicht vermieden werden konnte, ward der Schluß des Stückes so unverständlich, so verwerrrt, daß selbst die Zuschauer in der peinlichsten Verlegenheit waren.

Um den Vorwurf einseitigen Tadels nicht auf uns zu laden, bekennen wir Herrn Pahlke freudig zu, daß er die Rolle des falschen Priesters, des sämmerlichen Ehrschleichers, in Ton sowie Geberde, in Blick und Haltung meisterhaft vollführte. Herr Giegold war als schwacher Ehemann, der nie das Gegentheil behaupten darf, der höchst gelungene Typus eines Pantoffelhelden, und Herr Lange spielte den für das bedrängte Vaterland entflammten Jüngling mit vielem Feuer.

Die Mängel in der Darstellung, die wir zur Steuer der Wahrheit rügen mußten, waren wohl theilweise dadurch bedingt, daß die Frist zum Studium der Rollen sehr kurz gezogen gewesen, so daß kaum die nöthigsten Proben stattfinden konnten. Die Verantwortung hiefür trifft nicht die Direction, welche an der Wahl des Stückes, sowie an dessen Inscenirung ganz unschuldig ist. —

Kaiserslautern, den 25. Nov.

Der rauschende Beifall, die allseitige Anerkennung, welche die gestrige Aufführung von Offenbach's „Orpheus" bei dem sehr zahlreich versammelten Publikum fand, war eine wohlverdiente und galt nicht nur der Operette, sondern sicherlich zum größten Theile der lobenswerthen Durchführung. Wer nur halbwegs die Schwierigkeiten kennt, welche das Einüben von Opern mit Dilettantenorchester im Gefolge hat, der weiß, welche fast unüberwindliche Hindernisse zu beseitigen sind, um auf einer mangelhaft ausgerüsteten, kaum mit den allernöthigsten Requisiten versehenen Bühne, Stücke, die von vornherein auf decorativen Effekt berechnet sind, durchzuführen, der weiß und muß erstaunt gewesen sein über das, was uns geboten wurde. Wir haben dafür sowohl dem sehr guten Willen des Orchesters, als namentlich auch der tüchtigen Schule der Sänger, der energischen Leitung des Capellmeisters und der Opferwilligkeit der Direction Dank zu sagen.

Auf das Stück selbst kommend, so behandelt das Libretto in parodischer Weise die alte, die allbezwingende Macht der Musik charakteristrende Griechenmythe vom Sänger Orpheus, der in Liebe entbrannt für die reizende Nymphe Eurydice, bei deren plötzlichem Tode seinen tiefen Schmerzgefühle in so gewaltiger Weise mit seiner Lier Ausdruck verlieh, daß selbst die Götter Mitleid mit ihm hatten und ihm erlaubten, die Geliebte aus dem Reiche der Schatten zu holen, was auch gelungen wäre, wenn Orpheus nicht, wie ihm verboten war, sich bei dem Marsche durch den Tartarus in sorglicher Angst für die Angebetete umgesehen hätte, was deren ewiger Verschwinden zur Folge hatte.

Sieben wir ab davon, ob ein solch hoch poetischer Stoff sich überhaupt zur Parodie eignet, so müssen wir unbedingt zugestehen, daß er in sehr ansiehender Weise bearbeitet ist, so daß Auge, Ohr und Stimmung vollkommen befriedigt werden. Es

Digitized by Google

ist so recht gethan, was nach Göthe der Dichter thun muß, um die Massen in Bewegung zu setzen:

Er schreitet in dem engen Bretterhaus
Den ganzen Kreis der Schöpfung aus,
Und wandelt mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel durch die Welt zur Hölle.

Ein frischer Humor, verbunden mit scharfer Satire und bitterer Ironie auf gewisse Gesellschaftskreise, durchweht das Ganze und ist gewürzt mit einer äußerst anregenden Musik.

Orpheus ist anerkannt die schönste Blüthe von Offenbach's Werken und verräth sowohl dessen großartige Compositionsgabe als seinen erstaunlichen Reichthum an Melodien. Schon die Ouverture ist sehr gefällig, die Chöre höchst originell, die Ballet-musik außerordentlich schwungvoll, die Ensemblepiecen und Solopartien jedem Ohre zugänglich und äußerst lieblich. Von Plagiaten, wie sie dem Komponisten sonst vorgeworfen werden, ist hier nichts zu merken.

Zu den Leistungen der Darsteller übergehend, so haben wir theils aus natürlicher Galanterie, hauptsächlich aber auch des wirklichen Verdienstes halber, zuerst der Damen zu gedenken, deren Reigen wir mit Frl. Herwegh und Frl. Blick eröffnen müssen.

Frl. Herwegh, Eurydice, glänzte vor Allen durch ihre höchst einnehmende, fein gebildete Stimme und durch ihr sehr lebendiges graziöses Spiel. Ihre Coloratur war so reiner Art und mit solcher Sicherheit vorgetragen, wie wir dies nur von ganz gewiegten Künstlern zu vernehmen pflegen, und das bei war der Klang von einer Fülle und einem Schmelze, daß er wohl jedes Herz gewinnen mußte; die volle künstlerische Reife zeigte sich in jedem Tone, jeder Bewegung, und gestehen wir zu, nur selten noch in so reichem Maße Talent für Gesang und Spiel vereint gesehen zu haben. Ohne Zaudern müssen wir die Palme des Abends dieser gediegenen Künstlerin reichen.

Frl. Blick, Diana, wirkte nicht allein durch ihre wirklich blendende, äußere Erscheinung, sondern fast in demselben Maaße durch ihre wahrhaft großartigen Stimmmittel, die Fülle und Rundung ihrer herrlichen Töne, deren Reinheit und Sicherheit mustern allsherall finden und die reiche Modulation, der graziöse Umfang Alles in Erstaunen setzen. Die vielverheißende Anfängerin wird mit einigem Fleiße und in guter Schule, bei ihrer großartigen Begabung, ihren seltenen Mitteln, in Bälde die gefärbte Künstlerin sein, um die Augen aller Welt auf sich zu ziehen.

Frl. Pollar und Ludwig mußten neben diesen Sonnen etwas in Schatten gerathen, obwohl sie beide ihren Rollen ganz gewachsen gewesen sind.

Uebergehend zu den Herren, so haben wir zunächst des Hrn. Schudert (Zeus) und Hrn. Klein (Pluto) zu erwähnen, die beide mit Kraft und Wohllaut der Stimme, Wärme und Eifer der Auffassung prangten. Ihnen reihte sich zunächst Herr Cinluna an, der leider mit zu schwachem Organe ausgestattet ist, um die Rolle des Orpheus in ganz entsprechender Weise durchzuführen. Hr. Pahlke (Styx) übertrieb sein Spiel und trug mit so gepreßten manirirtem Tone seine arkadischen Reminiscenzen vor, daß sie total unverständlich wurden.

Des beschränkten Raumes wegen können wir in die Details des Spieles nicht eingehen, müssen aber, um gerecht nach allen Seiten zu werden, bekennen, daß das ganze Personal seine volle Schuldigkeit that und fast das Unmögliche leistete.

Die Direction verdient für ihre Opfer, ihre Anstrengungen das vollste Lob.

Am folgenden Abend kamen zwei Operetten „10 Mädchen und kein Mann" von Suppé und Offenbach's „Hochzeit bei Laternenschein" zur Aufführung. Das letztere Stück ist eines der lieblichsten Liederspiele, die man sich denken kann, indem der Componist, als er dasselbe schuf, noch nicht zu dem Burlesken griff, dem er später huldigte. Jede einzelne Nummer zeigte von hoher Melodiosität; und wenn trotzdem das hübsche Operettenwerk bei den Aufführungen, die es schon an andern Theatern erfuhr, keinen rechten Zug hatte, so möchten wir fast behaupten, daß dies an seinem schwerfälligen Titel lag. Die deutschen Directoren sollten es: „Die Laternenbraut" nennen, — das würde sich besser herumsprechen und begieriger machen, die Operette kennen zu lernen. Denn sie gefällt stets, aber sie zieht nicht.

Die Aufführung durch das Heidelberger Operetten-Personal erwarb sich ungetheilten und lebhaften Beifall, besonders in den drei Partieren der „Denisse" (Frln. Pollar), „Raucherle" (Frln. Blick) und „Katharine" (Frln. Herwegh). — War das Publikum schon durch die Offenbach'sche Bluette in guten Humor gebracht, so erreichte derselbe den Höhepunkt bei den „10 Mädchen und kein Mann." Die Composition ist köstlich und verschlechten augenscheinlich alle Mitwirkenden ihr Bestes, um dieselbe zur Geltung zu bringen. Die Soli's wie das Ensemble waren vorzüglich und der für die Verhältnisse der Bühne zahlreiche und durch einen wahren Flor hübscher Damen illustrirte Chor verdientlich einstudirt. — Das Stück sollte bald wiederholt werden.

Feuilleton.

P. Geheime Conferenz-Antworten.

Wien. Ich geh' mit Frankreich jeden Augenblick,
Giebt mir's Venedig und die Lombardei zurück.

Italien. Ich tret' Gebiete ab, zu jeder Zeit,
Mach' Frankreich mir den Weg nach Rom bereit.

Spanien. Ich komme — doch verlanget nicht von mir,
Daß ich die Spanier nicht mehr garottir'.

Rußland. Ich bin von der Parthie; behalt mir nur
Das Eine vor: des kranken Mannes Kur.

England. Erst zeige Frankreich mir im Stillen an,
Ob ich dabei etwas verdienen kann.

Preußen. Ich komme, doch mein Heer will mit mir geh'n,
Um die Chassepots sich näher anzuseh'n.

---

* (Altdeutsche Spruchweisen.) Ein schlechter Ast ist des Baumes Last. — Weit gebrüstet, schwer gerüstet. — Der Wirth sieht am liebsten von allen Sachen, wenn Wein und Wasser Hochzeit machen. — Das ist ein reicher Mann, der das Glück ertragen kann. — Wer Einem was geben will, muß fragen, ob man's eben will.

P. An einen Volksvertreter.

Zwei Jahr Gefängniß gab man Dir, o Twesten!
Was bei der Sache jetzt noch scheint am besten:
Die Amnestie schließt dieses Urtheil ein.
Mag auch die Gnade Dir die Strafe streichen,
Das Volk — frag an bei Armen und bei Reichen —
Kann die zwei Jahr Gefängniß nie verzeih'n.

---

* Scherz-Räthsel.

(Sechssilbig.)

Die erste sticht, die zweite sticht,
Die dritte und die vierte sticht,
Die fünfte und die sechste sticht,
Das Ganze sticht erst recht.

Auflösung der Homonyme in Nr. 23.
— Riß. —

Digitized by Google

Fünfzig Tausend Francs

Hauptgewinn, bei der schon am 16. Dezember d. J. stattfindenden Ziehung der neuen Mailänder Francs 10.-Anlehens-Loose.

Durch Königliches Decret wurde die Stadt Mailand ermächtigt, obige Obligations-Loose auszugeben und ist diese Anleihe durch das Gesammt-Vermögen, sowie durch die directen und indirecten Einkünfte der Stadt Mailand sicher gestellt.

Jedes Loos muß im Laufe der Verloosungen mit einem Gewinne zum Vorschein kommen. Hauptpreise Francs 15 mal 100,000 — 80 mal 50,000 — 25 mal 30,000 — 20 mal 10,000 ꝛc. ꝛc., niedrigster Treffer Francs 10. — die mindestens jedes Loos erlangen muß, und kann somit die Einlage niemals verloren gehen.

Diese Loose, welche jährlich 4 mal mit so bedeutenden Gewinnsten gezogen werden, bleiben stets im Werthe und zum Börsenkurse wiederverkäuflich und empfehlen sich daher dieselben nicht allein zu einer sehr vortheilhaften u. sichern Capital-Anlage, sondern es sind auch den Theilnehmern die günstigsten Aussichten auf Gewinn eröffnet.

Das unterzeichnete Handlungshaus wird obige Obligations-Loose à fl. 4. 40 kr. per Stück, gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages versenden.

Die nächste Ziehung, worin allein 500 Gewinne von Francs 50,000 bis abwärts Fr. 10. — zur Entscheidung kommen, geht schon am 16. Dezember d. J. vor sich und da bei den massenhaft eingehenden Bestellungen die noch vorräthigen Loose rasch vergriffen sein dürften, so bittet man, geneigte Aufträge baldigst direct gelangen zu lassen an

Isidor Bottenwieser, Bank- u. Staats-Effecten-Geschäft in Frankfurt a. M.

N. S. Auf Verlangen der Theilnehmer werden obige Loose nach der Ziehung mit einem Nachlaß von nur 15 kr. bis Ende dieses Jahres durch mich zurückgekauft, und ist somit Jedermann Gelegenheit geboten, sich an diesem gewinnreichen Unternehmen ohne Risiko betheiligen zu können. (23,1/2

Amtliche Ziehungslisten stehen nach jeder Ziehung zu Diensten.

Publicität!

Wir empfehlen unser Institut dem inserirenden Publikum zur Uebertragung von Insertions-Aufträgen jeden Umfanges und führen nachstehend die hierdurch erwachsenden Vortheile zur gefälligen Berücksichtigung an.

Durch die uns von sämmtl. Zeitungsexpeditionen günstigst gestellten Conditionen sind wir in den Stand gesetzt, die uns überwiesenen Aufträge unter folgenden billigen Bedingungen auszuführen:

1. Wir berechnen nur die Original-Preise. 2. Porto oder Spesen werden nicht belastet. 3. Bei größeren und wiederholten Aufträgen entsprechender Rabatt. — Special-Contrakte mit besonders günstigen Bedingungen bei Uebertragung des gesammten Insertionswesens. 4. Belege werden in allen Fällen für jedes Inserat von uns geliefert. 5. Eine einmalige Abschrift des Inserats genügt auch bei Aufgabe für mehrere Zeitungen. 6. Ungesäumte Realisation am Tage der Auftragertheilung. 7. Kostenfreie Uebersetzungen. 8. Kostenanschläge werden bereitwilligst auf Wunsch vorerst aufgestellt. 9. Correspondenz franco gegen franco.

Unser neuester und correctester **Insertions Kalender** steht gratis zu Diensten.

Sachse & Co.
Zeitungs-Annoncen-Expedition Leipzig.

Annahme von Inseraten für die: Allgemeinen Anzeigen der „Gartenlaube."

Zu bevorstehenden Weihnachten
empfehle eine schöne Auswahl goldner
Herren- u. Damen-Uhren.
Dieselben sind genau regulirt und von vorzüglicher Arbeit, wofür Garantie leistet
79,3/6 jDiSo)
L. Staehle.

Die
Buchdruckerei Ph. Rohr in Kaiserslautern
empfiehlt sich in allen „typographischen Arbeiten".
Mit derselben wird ehestens eine
Buch-, Musikalien- und Kunsthandlung
verbunden.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 24. Sonntag, den 8. Dezember **1867.**

Kirchliche Sagen der Pfalz. II.

Von Ludwig Schandein.

Den Ruf einer besonderen Heiligkeit genießt der hl. Pfr. von Zell, der wunderwirkende Gottesmann des 8. Jahrhunderts. Einen der mächtigsten Großen im Reiche des Frankenkönigs Pipin hatte er durch fromme Gespräche zum Christenthume bekehrt und ihn immer mit dem hl. Kreuzessegen entlassen. Philipp war unerwartet an einem Fieber verschieden. Der Fremde mußte auf seines Königs Gebot in das Feld, allein er hatte nicht den ihm unentbehrlichen Segen des hl. Mannes. Plötzlich eilt er zurück und sieht ihn entseelt auf der Bahre. Vor Schmerz überwältigt klagt er laut um den verlorenen Freund. — Und sieh da richtet der Verklärte sich auf von der Bahre und spricht: „Ziehe hin, alles wird dir mit Gottes Hülfe gelingen, gedenke aber so lange du lebst dieses Ortes!" segnete ihn und legte sich nieder. Zum Andenken dessen wurde von Dechant Truschelin von Wachenheim (1407) eine besondere „Bruderschaft des hl. Philipp von Zell" gestiftet. — Aehnliche Traditionen verklären die übrigen Glaubensfendboten.

Nur selten erscheint die hl. Jungfrau in eigener Person als Trägerin einer Sage, allein ihre Bilder werden als wunderthätige häufig verehrt, und wieder sind dieß nur einzelne Marienbilder. — Bald krümmt ein solches die Hand, läßt einen Ring los vom Finger, breitet die Arme zum Schutz aus oder neigt sich gnädig hernieder. (Auch hierin ein Zug mythischer Erinnerung, namentlich an die Verehrung der Bildsäule des Thor in Norwegen und der beiden Halbgöttinnen Thorgerdr und Irpa in menschlicher Größe und geschmückt mit goldenen Armspangen, vor welchen man niedergekniet. (S. Jak. Grimm, deutsche Mythologie I.) — Kaiser Konrad III. war zu Weihnacht des Jahres 1146 zu Speyer. Abt Bernhard von Clairvaux, um seiner Beredsamkeit willen der „Honigtriefende" genannt, kam den Rhein herabgefahren, um vor dem Kaiser und vor den um ihn versammelten Fürsten das hl. Kreuz zu predigen. Feierlich eingeholt trat der Heilige in den Dom mit dem Gesange: „Salve regina!" und schloß mit den Worten: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!" Dieser Zusatz ist von jener Zeit in die kirchliche Antiphone aufgenommen. Zu ewiger Erinnerung an diese Worte ließen die Speyerer im mittleren Gange des Langhauses vier Messingplatten in den Boden einlegen, mit je zwei Worten des Zusatzes darauf eingegraben. Die 30 Fuß weite Entfernung dieser Platten gab zu der Sage Veranlassung: es habe der hl. Bernhard bei jedem Gruße einen 30 Fuß weiten Sprung gethan. — St. Bernhard hatte sich einmal ohne Willen verspätet, und die Stunde, in welcher er gewöhnlich die hl. Jungfrau mit einem „Salve" begrüßte, war längst schon vorüber. Plötzlich sich seiner Säumniß erinnernd, beschleunigte er seine Schritte und begann schon weitem sei Gebet: „O clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!" Am Altare angelangt glaubte er aus dem Bilde der hl. Jungfrau das verweisende Wort zu vernehmen: „Sancte Bernade, unde tam tarde?" Dessen ungewohnt erwiederte St. Bernhard mit Pauli Worten: „Mulier taceat in ecclesia!" Und seitdem hat das Bild kein Wort mehr gesprochen. — Einst trat vor das Marienbild ein armes Weib, auf dem Arme ihr einziges Knäblein, welches bereits das letzte Stücklein Brod in der Hand hielt. Während die Mutter ihr Gebet verrichtet, reicht das Knäblein dem Jesuskinde sein Brod hin und spricht: „Da, liebes Kind, da beiß einmal!" Das Jesuskind neigt sich herunieder, umfaßt liebreich das Knäblein und spricht: „Mußt nicht mehr weinen, Kindlein, in drei Tagen wirst du mit mir essen zusammen!" Und wirklich — das Knäblein verfiel in ein Fieber, und am dritten Tage war es schon todt. — Auch von der Unverbrennlichkeit des Marienbildes gehen einige Sagen. Bei der Zerstörung des Domes durch Brand (1689) blieb das Madonnenbild von dem Feuer verschont. Auch 1794 sollte dasselbe von den Franzosen nebst andern Kirchengeräthen unter dem frisch aufgepflanzten Freiheitsbaume verbrannt werden, es ging aber durchaus nicht. Die Clubbisten hieben es endlich in Stücke.

Das Kloster Gräfinthal (bei Bliesmengen) verdankte seine Entstehung (1243) der Gräfin Elisabeth von Blieskastel, welche durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau von einem bösen, langwierigen Augenübel befreit ward. Die Wallfahrer beteten dort vor ihrem wundertätigen Bilde. — Nach einer uralter Sagé sei dieses Bild schon vor der Stiftung des Klosters unter einem Baume gestanden und eines Tages von vorüberziehenden Ungläubigen mit einem Pfeile verletzt worden, worauf es wunderbarlicher Weise Blut vergossen. Jahrlang von Pilgern wallfahrteten zu der schwarzen Muttergottes nach Gräfinthal. In der französischen Revolution wurde das „unverbrennliche Bild" öffentlich verkauft und kam in die Pfarrkirche von Blieskastel. — Auch in anderer Weise zeigt sich die Gnade der hl. Jungfrau. Ein junger Bursche aus Ormesheim (bei Blieskastel) entlief zur Zeit der Belagerung Wiens seinen Eltern,

Digitized by Google

ward von den Türken gefangen und mit nach Asien geschleppt. Da er standhaft und treu bei seinem alten Glauben beharrte, warf man ihn in den Kerker. Sein Schicksal ward von jetzt an unerträglich. — Da erwachte in ihm wieder die Liebe zur theuern Heimath. Tag und Nacht trat ihm ihr Bild vor die Augen, sein elterlich Haus, das Dorf und nahe dabei das gnadenreiche Bild im Kloster zu Gräfinthal. Er gelobte der hl. Jungfrau: werde ihm je wieder das Glück der Heimath zu Theil, eine Kapelle zu bauen, und müsse er auf eigenem Rücken die Steine herbeitragen. Als er eines Morgens erwachte, vernimmt er Lerchengesang, über sich das blaue Himmelsgewölbe und um sich die grünen Fluren der Heimath! Zugleich ertönt vom nahen Kirchthurm herüber der alte unvergessene Klang des Ave-marienglöckleins. Die hl. Jungfrau hatte ihn im Traume weggetragen auf ihrem wallenden Sternenmantel in die Gefilde der Heimath, wo er unter einem blühenden Schlehdorn erwachte. Seines Gelübdes eingedenk, erbaute er an dieser Stelle ohne alle Beihilfe die der hl. Jungfrau geweihte Capelle.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit anderen Heiligen Bildern. Bei Eschringen steht die St. Lorenzkapelle, in einer Nische hinter dem Altare bewahrte sie das Heiligen Bild. Unten bei der Mühle sprudelt der Lorenzenborn. Hier lebte vor Zeiten mit ihrer Enkelin eine alte Wittwe. Von dem übernächtigen Spinnen war die Arme fast erblindet. Einmal in später Mitternacht fand ein halberstarktes altes Mütterlein bei ihr Herberge und Erquickung. Des Morgens bestrich die Fremde der Kranken die Augen und rieth ihr, sich siebenmal des Tages zu waschen mit frischem Wasser aus dem Born bei der Mühle. Die Großmutter genas wie durch ein Wunder. Als eines Tages das Mägdlein mit dem Kruge wieder zum Brunnen gekommen, fuhr es erschroden zurück: denn aus der Tiefe des Wassers schaute ein Antlitz sie an, so hold und so freundlich wie das eines Engels, und diese Erscheinung wiederholte sich ihr bei jedem Gang an den Brunnen. Man untersuchte den Quell und zog aus dem Schlamme heraus das Bild des hl. Laurentius und brachte es zur Kapelle. Der Brunnen war ein Heilwasser für vielerlei Leiden. Das Bild war also in den Brunnen gekommen. —

Louis Napoleon und Herzog Karl von Braunschweig.

In einem eben in London veröffentlichten Buche, betitelt „Leben und Briefwechsel von Th. Slingby Duncombe," herausgegeben von seinem Sohne, sind merkwürdige Enthüllungen über die Beziehungen Louis Napoleons zu dem verjagten Herzog von Braunschweig enthalten. Duncombe und Herzog Karl waren vertraute Freunde, und Ersterer brachte sogar Pläne zu Papier, die zur Wiedereinsetzung des Vertriebenen und zu der von ihm begehrten Enthauptung seines Bruders führen sollte.

Um jene Zeit befand sich der Prinz Louis Napoleon im Gefängniß zum Ham. Mit diesem war Duncombe schon vor 1831 in Verbindung getreten. Dasselbe gilt in Bezug auf Morny und Walewsky. Er war ein Herz und eine Seele mit ihnen schon in Betreff ihrer frühesten abenteuerlichen Plänen zur Aufrichtung des zweiten Kaiserreichs. Er war es auch, der auf den Gedanken verfiel, den Reichthum des Herzogs Karl für die Befreiung des Prinzen zu benutzen, wofür Ersterem seine Wiedereinsetzung in Braunschweig zugesichert und in der Perspective, die Souveränetät über ein zu schaffendes einiges Deutschland in Aussicht gestellt werden sollte. D. sandte seinen Privatsecretair George T. Smith, der eine wichtige Rolle im darauf folgenden Drama zu spielen bestimmt war, nach der Festung Ham, und derselbe hatte in Gegenwart des Grafen d'Orsey Unterredungen mit dem gefangenen Prinzen. Smith war Mitunterzeichnerdes folgenden erstaunlichen Contracts:

„Ham, 1845.

Wir C. F. A. G. Herzog von B. . . . und Wir Prinz Napoleon Louis Buonaparte vereinbaren und beschließen hiermit wie folgt:

Art. 1. Wir versprechen und schwören auf Unsere Ehre und auf das heilige Evangelium einander Beistand zu leisten — einerseits, um den Herzog von B. . . . in sein Herzogthum B. . . . wieder einzusetzen und wenn möglich die Herstellung eines einigen und einzigen National-Deutschlands herbeizuführen, und einem solchen eine den Erfordernissen und Fortschritten des Zeitgeistes entsprechende Verfassung zu verleihen; — andererseits P. N. L. Buonaparte in dem Vorhaben beizustehen, Frankreich die Ausübung seiner nationalen Souverainetät, wie sie 1830 anerkannt worden, wieder zu verschaffen, damit das Land in völliger Freiheit sich für die seinen Interessen am besten zusagende Regierungsform entscheiden könne. — Art. 2. Wer von uns Beiden zuerst zur obersten Gewalt gelangt — unter was für einem Titel dies auch geschehen möge — verpflichtet sich, dem Andern, die zur Erreichung seines Zweckes nöthigen Subsidien, in Geld und Waffen bestehend zukommen zu lassen, ferner auch die Anwerbung einer zweckentsprechenden Anzahl von Volontairs nicht nur zu autorisiren, sondern auch auf jede Weise zu erleichtern. — Art. 3. So lange das Exil auf uns lastet, verpflichten wir uns, einander bei jeder Gelegenheit Beistand zu leisten, wo es sich darum handelt, in den Wiederbesitz gewaltsam entrissener politischer Rechte zu gelangen. Sollte Einem von uns die Rückkehr in sein Vaterland gelingen, so verpflichtet sich der Andere, seines Alliirten Sache mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln zu fördern. — Art. 4. Wir machen uns fernerhin dazu verbindlich, eine Abdankung oder einen Verzicht zum Nachtheil unserer politischen Rechte weder vorzunehmen, zu unterzeichnen, noch überhaupt zu versprechen. Im Gegentheil soll Einer dem Andern in allen Lebensver-

Digitized by Google

hältnissen Rath ertheilen und Beistand leisten. — Art. 5. Sollten wir in Zukunft und zwar im Vollgenusse unserer Freiheit irgend welche Modification dieses Vertrages für geeignet erachten, und zwar solche, die durch die respective Stellung Beider oder durch gemeinschaftliche Stellung geboten erscheinen sollte, so verpflichten wir uns, eine solche Aenderung nur gemeinsam vorzunehmen und die Stipulationen dieses Contractes einer Revision behufs Beseitigung solcher Mängel zu unterziehen, die etwa aus den beim Abschluß obwaltenden Umständen entsprungen könnten.

Unterzeichnet ꝛc. ꝛc.
in Gegenwart von G. T. Smith und des Grafen Orsey.

Hierauf entwarfen Duncombe und sein Secretair einen Plan zur Befreiung des Prinzen und zogen den Kammerdiener Charles Thelin und Dr. Conneau in das Geheimniß. (Der Prinz entkam bekanntlich in der Verkleidung eines Maurergesellen.) Im weiteren Verlaufe dieses Buches wird erwähnt, daß die vierzehnjährige Krankheit, welcher Duncombe unterlegen, zum großen Theil jener fieberhaften Ungeduld zuzuschreiben gewesen, mit welcher er ohne Erfolg die schwache Flamme der Dankbarkeit in den kaiserlichen Tuilerien und zuvor beim Präsidenten Napoleon anzufachen gesucht und der Enttäuschung über gewisse ihm von Herzog Karl ausgesetzte Summen, welcher ihm jedoch die mitgetheilte Copie des Testamentes hatte wieder abfordern lassen.

Die Sanfedisten im Kirchenstaate.

Das Bankett, das den von den Garibaldianern gefangen genommenen, von der italienischen Regierung nach Spezzia transportirten und von dort nach Rom zurückgekehrten Mitgliedern der Legion von Antibes bei der Heimkehr bereitet wurde, soll nach den Mittheilungen römischer Blätter von der „Stadt Rom" gegeben worden sein. In Wirklichkeit hat die Sanfedisten-Partei den freigebigen Wirth gegen diesen Ausbub des französischen Heeres gespielt. Die Existenz und die Wirksamkeit der Sanfedisten sind in weiten Kreisen wenig bekannt, so daß eine kurze Geschichte der Genossenschaft, des ältesten politischen Geheimbundes in Italien, nicht ohne Interesse für unsere Leser sein dürfte. Wir geben dieselbe auf Grund der Carte segrete Della pilozia austriaca, der Berichte der österreichischen Geheimpolizei in Italien, also gewiß nicht einer der Verleumdung zu verdächtigenden Quelle.

Der Jesuiten-Orden existirte bekanntlich nach seiner Aufhebung im Geheimen fort. Da in Rußland die Aufhebung niemals erfolgt war, so ordneten sich alle Jesuiten stillschweigend dem Oberen von Weißrußland unter. Sie waren bald wieder mächtig genug, um die Wahl des ihnen ergebenen Cardinals Chiaramonti zum Papste durchzusetzen. Gerade weil der neue Cardinal noch kurz vor seiner Ernennung als „Bürger-Cardinal" in seinem Bisthum Imola glühende Freiheitspredigten gehalten hatte, durften die Väter Jesu seiner sicher sein. Ihre großen politischen Bestrebungen mußten sie damals noch in ein geheimstes Synedrium verschließen, an dessen Spitze scheinbar ein Capuziner, der beredte Bischof von Parma, Turchi, stand. Von diesem Synedrium abhängig waren über ganz Italien verstreute geheime Zweigverbindungen, die mit allen erdenbaren Mitteln gegen die einheimischen Republikaner und die Franzosen wühlten und die Einigung Italiens unter einer theokratisch-aristokratischen Herrschaft anstrebten. Selbst nach der Wiederherstellung des Kirchenstaates ließen sie ihre Ziele nicht aus den Augen und unterwühlten den Boden der österreichischen Herrschaft.

So viel Pius VII. den Sanfedisten verdankte, so konnte er ihnen nach seiner Rückkehr aus der Gefangenschaft doch nicht genug thun. Er schaffte Pocken-Impfung und Straßenbeleuchtung, als französische Neuerungen ab, verordnete die Inquisition wider jeden der Freimaurerei Verdächtigen, verdammte die Bibeln als „Bücher der Ketzer"; dennoch wühlte die geheime Verbindung, die in dem Cardinals-Collegium besonders durch Rivarola vertreten war, gegen ihn und den freisinnigen Cardinal Consalvi. Dagegen übten unter dem Pontificate von Leo XII., Pius VIII., und Gregor XVI. die Sanfedisten eine unbeschränkte Herrschaft über die Curie. Von ihnen gingen die Hetzjagden gegen die ihnen nachgebildete Carbonari-Gesellschaft aus; von ihnen waren die hundertweise gefällten Bluturtheile und die in die Tausende laufenden Transportationen auf die Galeeren dictirt. Es ist interessant, in den Berichten der österreichischen Spione von dem sittlichen Abscheu zu lesen, mit dem selbst diese Leute von dem Gebahren der Curie sprechen, welche einzelnen Angeklagten die Begnadigung im Falle des Geständnisses versprach und sie dann hinrichten ließ, welche 121 Unglückliche, die von ihr des Landes verwiesen waren, durch das Versprechen der Straflosigkeit zurücklockte und dann von ihnen 7 zum Tode, 45 zur Galeere, die Anderen zu längjährigster, meist lebenslänglicher Einsperrung verurtheilte. Obwohl die Occupation der Legationen durch die Oesterreicher auf Bitten der Curie geschehen war, boten die Sanfedisten alles Mögliche auf, den Abzug der kaiserlichen Truppen zu bewirken, welche Menschlichkeit genug hatten, die Bevölkerung vor manchen der sanfedistischen Gräuel zu retten. Um die Oesterreicher entbehrlich zu machen, wurden die sogenannten Freicorps organisirt, d. h. die waffenfähigen Sanfedisten wurden bewaffnet und eingereiht, und ihnen wurden die gemeinen Verbrecher beigestellt, für welche, der großen Zahl der politischen Gefangenen wegen, auf den Galeeren und in den Gefängnissen längst kein Raum war. Den Freiwilligen war gegen die Nichtsanfedisten jedes Verbrechen, jede Unmenschlichkeit erlaubt; ein geheimes Rundschreiben des Cardinals-Staatssecretärs Bernetti wies ausdrücklich die Gerichte an die „Gutgesinnten" zu schonen. Versteht sich, daß weit und breit kein Schnapphahn zu finden

Digitized by Google

war, der nicht dem Orden beitrat und mit Freuden den Eid leistete, welcher in wörtlicher Uebersetzung lautet:

„Ich N. N. schwöre in Gegenwart Gottes, des allmächtigen Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, Marias, der stets unbefleckten Jungfrau, des ganzen himmlischen Hofes und in Gegenwart deiner, geehrter Pater — ich schwöre mir eher die rechte Hand und die Kehle abschneiden zu lassen, vor Hunger zu sterben oder unter den furchtbarsten Martern umzukommen, als daß ich — und ich bitte den allmächtigen Gott, daß er mich zu den ewigen Strafen der Hölle verdamme, wenn ich — einen der ehrwürdigen Väter und Brüder der katholisch-apostolischen Gesellschaft, der ich in diesem Augenblicke beitrete, verrathen oder wenn ich meinen Brüdern, die dessen bedürfen, nicht Beistand leiste. Ich schwöre, fest zu bleiben in Vertheidigung der Sache, der ich beigetreten bin, kein Individuum zu schonen, das zur ehrlosen Secte der Liberalen gehört, welches auch seine Geburt, Verwandtschaft oder sein Reichthum sein möge; kein Mitleid zu haben, weder mit den Seufzern der Säuglinge noch mit jenen der Greise, und bis zum letzten Tropfen das Blut der infamen Liberalen zu vergießen, ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter und Stand. Ich schwöre endlich unauslöschlichen Haß allen Feinden unserer römisch-katholischen einigen und wahren Religion."

Wie sich unter der Herrschaft solcher Conspiratoren die Zustände in Mittel-Italien gestalteten, ist weltbekannt. Seit der Erwählung von Pius IX. in seinem Einflusse beschränkt, aber niemals aufgehoben, hat der Geheimbund sich von Ende 1849 ab zu immer größerer Macht erhoben. Er wühlt heute gegen das Regiment Victor Emanuels, wie einst gegen die österreichische Herrschaft und ist wenigstens in Sicilien noch mächtig genug, weitverzweigte Verschwörungen anzuspinnen.

Das sind die Leute, welche jetzt durch Rücksichten auf die französischen Generale von Uebergriffen abgehalten werden. Wenn die Franzosen abziehen sollten, wehe dann den unglücklichen gefangenen Garibaldianern und den noch unglücklicheren Bewohnern der Städte, die das Plebiscit gewagt haben! Cardinal Rivarola, der an einem Tage, dem 25. Aug. 1825, 508 Todesurtheile erließ, dürfte einen würdigen Nachfolger finden, wenn Letzterer auch nicht offen verfährt, sondern, die gerichtliche Procedur ersparend, seine Schaaren losläßt.

Die Rechtspflege in Oesterreich.

I. Scene: Ein Trabant ergreift einen auf dem Wochenmarkte beim Einkaufe von Körnerfrüchten ertappten Missethäter und bringt ihn zum Richter.

Trabant: Melde gehorsamst, sehr gestrenger Herr, dieser Mann hat Weizen kaufen wollen, und es haben noch 5 Minuten bis 9 Uhr gefehlt.

Richter: Sperr' ihn auf 3 Tage ein.

Missethäter: Gnädiger Herr, ich bin nur Knecht und muß thun, was mir mein Herr befiehlt.

Richter: Nit keck sein, sonst laß ich Dich krumm schließen.

(Missethäter wird abgeführt.)

II. Scene: Der Herr des eingesperrten Knechtes erfährt erst spät am Nachmittage, nachdem er über die Schlechtigkeit der jetzigen dienenden Klasse die eindringlichsten Betrachtungen angestellt, zufällig von einem Dritten, daß die eiserne Hand der Gerechtigkeit den Diener hinderte, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Kurze Zeit darauf kam der einsperrungslustige Richter an der Mehlhandlung (der Herr des Knechtes ist Mehlhändler) vorbei. Der Mehlhändler „erfrecht" sich, den gestrengen Herrn auf der Gasse an zusprechen.

Mehlhändler: Gnädiger Herr, es ist mir sehr gelegen, daß ich Sie zufällig hier treffe.

Der gnädige Herr: Aber mir ist es sehr ungelegen.

Mehlhändler: Sie haben meinen Knecht einsperren lassen; es ist dies wahrscheinlich irrthümlich geschehen. Ich bin Einkäufer der X. Dampfmühle, und da ich den Mann brauche, so bitte ich selben freilassen zu wollen.

Der gnädige Herr (mit der möglichsten Indignation): Morgen um 9 Uhr bin ich auf meinem Amte. (Abgang mit der größtmöglichsten Würde.)

III. Scene. Morgens 9 Uhr im Amte.

Mehlhändler: Herr Richter, man hat meinen Knecht gestern eingesperrt; ich bitte ihn herauslassen zu wollen, da er für mich eingekauft hat.

Richter: Sind Sie nicht keck, sonst laß ich Sie einsperren.

Mehlhändler: Herr Richter, hier ist die Bestätigung, daß ich für die X. Dampfmühle einzukaufen habe.

Richter: Sind Sie nicht keck, sonst laß ich Sie gleich einsperren.

Mehlhändler: Aber ich bitte um Entschuldigung, der Knecht kann ja nicht dafür, er hat doch nur meinen Befehl ausgeführt.

Richter (nimmt dem Mehlhändler das Dampfmühlen-Certificat aus den Händen): Solche Wische bekommt Jeder; der Mann bleibt drei Tage eingesperrt und Sie zahlen 25 fl. Strafe, Punktum; und jetzt schaun's, daß naus kommen.

Mehlhändler: Ich bitte, Herr Richter, um das Certificat.

Richter: Wann's nit augenblicklich schauen, daß 'naus kommen, so laß ich Sie einsperren — (ergreift die Glocke.)

(Der Mehlhändler schaut, daß er 'nauskommt.)

Das zu Wien erscheinende neue „Fremdenblatt" macht hierzu folgende Bemerkung: „Werther Leser! Du meinst gewiß Gerichtsscenen der Kriegsgerichte

Digitized by Google

von Queretaro oder von China oder Japan' zu lesen; nein, es sind Gerichtsscenen aus der Festung Ofen. Nun wirst Du wohl sagen, diese Scenen haben sich während der Türkenherrschaft oder kurz nachher zugetragen. Gott bewahre, selbe sind allerneuesten Datums: sie geschahen anno Domini 1867."

Für Hausfrauen.

Obst, als Aepfel, Pflaumen (nicht abgeschüttelte, sondern abgepflückte) bewahrt man monatelang, wenn man sie schichtenweise in trockenem Sand in Fässer packt. — Käusliches Pflaumen- und Aepfelmus, ebenso in Essig gekochtes Gemüse können kupferhaltig sein; ein recht blank gescheuertes Messer in dieselben gesteckt und einige Stunden darin belassen, überzieht sich, war es zugegen, mit röthlichem Kupfer. — Um giftige Pilze in eingekauften Pilzen ausfindig zu machen, soll man während des Kochens einen silbernen Löffel in den Topf bringen, er soll, sind Giftpilze vorhanden, schwarz anlaufen — das ist nicht richtig. Man schützt sich gegen Giftpilze, wenn man die rohen Pilze mit Weinessig durchfeuchtet, 2 Stunden lang stehen läßt, dann sehr gut abwäscht, sie in etwas Wasser eine Viertelstunde siedet, nochmals mit Wasser wäscht, und dann zubereitet. Ueberall drohen Gefahren! Hier zum Ueberfluß noch einige Vorsichtsmaßregeln gegen die Trichinen! Mikroskopische Untersuchung des eingeschlachteten Schweines; kein rohes oder halbgar gekochtes Fleisch; Würste und Schinken tüchtig gesalzen und lange in der Pökelbrühe, keine Schnellräucherung und für das Kochen ein Papin'scher Topf; der Braten mit tiefen Einschnitten versehen, so lange gebraten, bis beim Hineinstechen mit der Gabel in das Fleisch kein blutiger Saft mehr herausfließt. — Das im Sommer eingefahrene Buchenholz sollte sofort zerkleinert werden, jetzt war es verflockt, seine Heizkraft vermindert. — Kohlen- u. Gasdunst sind die ärgsten Feinde der Gesundheit; gegen ersteren schützen am Sichersten die eisernen, luftdichten Ofenthüren.

Stadt-Theater in Kaiserslautern.

** Die zur Repetition gekommene „Waise von Lowood" gab in vorstehender Woche Frau von Glop wiederum Gelegenheit, ihr dramatisches Talent in glänzendstem Lichte zu zeigen. Fast war man versucht, anzunehmen, die Verfasserin, welche bekanntlich alle ihre Stücke auf den Leib bestimmter Künstler anzuzwängen hat, habe für Frau von Glop speziell die Rolle der „Waise" geschrieben, so drastisch war das Bild, welches sie uns davon gab. Schon die äußere Erscheinung, das Aelherische der Gestalt, war wie geschaffen dazu, die Zartheit der Formen, die leuchtenden Augen, das Eigenthümliche ihres Organes konnten kaum der Rolle entsprechender sein. Für den sanfteren Theil derselben, für das Hervortreten des Weiblichen in der Seele der „Waisen" fehlte es der Künstlerin nicht an dem süß einschmeichelnden Sprachton und der tief innerlichen Anmuth, und anderseits mangelte ihr sichtlich nicht in den leidenschaftlichen Scenen des Zornes und Hasses im ersten Akt, die frische Lebendigkeit, das glühende Feuer. Einzelne Stellen, wie: „ich frage dich nicht, nein, ich flehte dich", oder „Onkel Reed, Onkel Reed, warum hast du mich verlassen", und gar die Scene der Entlarvung ihrer Tante konnte kaum wilder, ergreifender, ja dämonischer gegeben werden.

Der Umkehrung in den weiteren Akten, wo die „Waise" nichts anderes ist, als das zur Souvernante degradirte „Kätzchen", das dem mit Opfern behafteten Wetter von Strahl auf Schritt und Tritt zur Seite bleibt und dabei jedes aufrichtige Geständniß, wie das Anlegen decolletirter Kleider beharrlich vermeidet, war höchst gelungen wieder gegeben und ergänzte die Darstellerin trop der Schwächen der Dichtung, poetische Wirkung, was am deutlichsten für den tiefen künstlerischen Zug ihrer Natur spricht.

Wenn Rochester in ähnlicher Weise, wie wir dies bei der ersten Vorstellung, wo diese Partie durch Hrn. Widmann gegeben wurde, erlebt, seiner Aufgabe gewachsen gewesen wäre, so müßten wir die Aufführung als eine ausgezeichnete bezeichnen, denn Frau Fischer als Tante und Hr. Pahlke als Waisenhausvorsteher waren tadellos, Frl. Giegold sehr nett als John und Frau Picker paßte mit ihrem fühlen Spiele ganz in die seelenlose Rolle der Lady Georgine.

War schon die Wahl des Stückes, das die Familie Picker zum Benefice auserkor, den hiesigen Bühnenverhältnissen nicht entsprechend, so ist aber die Darstellung wo möglich noch verfehlter gewesen. Schiller'sche Poesie und zumal sein Trll muß, wenn er zünden, die Massen packen soll, ganz mit der frischen Gluth des noch Befreiung von drückendem Joche lechzenden Herzens gegeben werden. Werden die lebendigen Bilder, die so charakteristisch die Volksstimmung kennzeichnen, schlaffig entrollt, pinnt sich hier der Dialog nicht Schlag auf Schlag weiter, merkt man, wie dies so oft der Fall gewesen, ein künstliches Passen auf das Stichwort, ein störendes, verspätetes Einfallen, so kann man sich unmöglich für solche schlafbandige Freiheitshelden begeistern und wird unwillkürlich versucht, sie vom Rütli hinter den warmen Ofen ihrer Hütten an den Stammtoch zu verweisen. Aus den Termopylenfreitern werden Bockspuppen, die kaum den Kampf gegen Bleisoldaten aufzunehmen fähig erscheinen. So kam es denn auch, daß das Publikum, was allerdings trop Schillerlinden und Schillerbrunnen nicht sonderlich für dessen Bekanntschaft mit unserem Volksdichter zeugt, aber um so lauter gegen die Darstellung spricht, den rothen Faden in der Dichtung nicht herausfand und getrost und beruhigten Gewissens von dannen ging, als Geister gefallen war. Mit der wohlverdienten Strafe des Böseichts war man zufrieden; ob die gerechte, heilige Sache des Volkes siegte, ob dessen Befreiung von der Tyrannei gelang, darum frug man nicht weiter. Wer konnte aber auch aus dem Picker'schen Tell den Volksbefreier herausfinden, den Schiller sich so ungekünstelt von künstlerischer Eitelkeit und Selbstgefälligkeit, berechnend auf den Glanz seiner Erscheinung und den Klang seiner Stimme, ging er ohne jegliche Natürlichkeit, ohne den leisesten romantischen Schwung über die Bretter, manchmal glaubten wir einen Stadt-Syndicus aus einem Benedictsen Lustspiel, manchmal wieder die geschraubte Grandezza eines spanischen Novelle vor uns zu sehen, nie aber fanden wir den schlichten und doch warmen Ton des thatkräftigen, für sein Vaterland glühenden Mannes heraus; die Auffassung des ganzen Charakters war total verfehlt und konnten wir dies, wäre der Eindruck des Stückes auf die Hörer nicht schon genügender Beweis, durch eine ganze Kette von Momenten darthun.

Das läßt sich von Frau Picker sagen, die im Momente, wo sie banger Ahnung voll, den ihrenern Mann vom Gange nach Altdorf zurückhalten will, wo sie ihm sein, wenn auch männlichen, aber doch gegen die eigene Familie rücksichtslosen Auftreten vorwirft, ruhig auf der Steinbank sitzen bleibt und mit wenigst Tonfall, geringerer Lebendigkeit, als ihr kleiner Knabe, ihre Rolle recitirt, als stecke sie selbst noch im Fädelgleichen der Unschuld?

Doch verlieren wir kein weiteres Wort über diese Vorstellung, die außer den Leistungen des Hrn. Giegold als Stanffacher, des Hrn. Pahlke als Geßler, der Frl. Ramlo als Bertha und des Hrn. Jinner als Arnold, in dem Momente, wo er die Bindung seines Vaters erfährt, kaum noch etwas

Digitized by Google

Erwähnenswerthes enthielt. Frl. Ramlo hat einen namhaften Fortschritt an den Tag gelegt und streuen wir uns, die auf sie gestellten Erwartungen schon so rasch erfüllt zu sehen.

Wir sagen Herrn Picker Dank für seine Verdienste als Regisseur, die unter den obwaltenden Verhältnissen nicht unbedeutend waren, können ihm aber nicht auf Wiedersehen nachrufen, wie wir dies aus vollem Herzen dem leider scheidenden Herrn Pahlke gegenüber thun.

Damit schließen wir unsere heutigen Bemerkungen, hoffend, daß wir nicht mehr in die traurige Lage kommen, ein der Gesammt-Darstellung so ungünstiges Urtheil abgeben zu müssen. Das war nicht Tell's Geschoß, das war ein reines Hornberger Schießen!

„Sonnwendhof."

Der uns in Aussicht gestellte Genuß, Frau von Glotz als Anna im Sonnwendhofe zu sehen, ward uns leider durch das bedauerliche Unwohlsein der Künstlerin getrübt. Schon glaubten wir die ganze Aufführung dadurch unmöglich gemacht, da übernahm Frl. Giegold mit anerkennenswerther Gefälligkeit noch in letzter Stunde die Rolle Anna's, und das Meisterhafte Stück ging über die Bretter. Wir enthalten uns einer eingehenden Kritik deßselben; denn ein Schauspiel, das über Decennien hinaus die Runde auf allen Bühnen macht, stets seine Anziehungskraft behauptet und überall die unzweideutigsten Erfolge erzielt, das muß von jeder nachfolgenden Recension verschont bleiben. Es kennzeichnet sich auch sofort dem Hörer als das Werk eines begabten Schriftstellers, das zwar nicht vollkommen, aber sehr anziehend in Einzelheiten, kräftig und wahr in der Gestaltenzeichnung und manchmal auch poetisch angehaucht ist. Wen entzückt nicht die ehrwürdige Gestalt des Pfarrers, wer hätte nicht innigstes Mitgefühl mit der gebeugten Anna, wer schreckte nicht vor der Bosheit eines Mathias zurück!

Letzterer war durch Hrn. Giegold in wirklich so meisterhafter Weise dargestellt, daß neben seiner ausgezeichneten Leistung alles Andere in den Hintergrund trat. Schon seine Maske war höchst gelungen und die sonstige Sprödigkeit seines Organes paßte hier vorzüglich. Seine Bewegungen waren bei der sehr heiklen Rolle, die immer auf der äußersten Grenzscheide des Aesthetischen hinwandelt, ganz modernist und mit vielem Takte und großem Geschicke umgang er die in der Trunkenheitsscene sich bietende Klippe, die so manchen Darsteller verleitet, in das Gemeine zu verfallen. Es war ein plastisches, treues Bild, das er und von einem wüsten, verkommenen Bichte gab, der die ganze Erbärmlichkeit menschlicher Laster durchwandert, und jeglichen besseren Gefühls baar ist. Solche bodenlose Gesunkenheit, welche schauerliche Frivolität zeigte er in der Scene mit dem Pfarrer, welch eine Untiefe von Bosheit legte er blos in seiner Rachsucht gegen die Bäuerin, welche Erbärmlichkeit in der letzten Scene mit Anna. Wir dürfen seiner Darstellung unter die besten der Saison einreihen.

Von den übrigen Rollen dürfte nur noch die der Theresy (Frl. Heuberger) und die der Franzl (Frl. Ramlo), welch letztere allerdieß den Dialekt sprach, erwähnenswerth sein, alle anderen waren kaum an die Mittelmäßigkeit hinsteigend, was bei der der Frl. Giegold jedoch erklärt werden muß durch die Kürze der Zeit, welche ihr für das Einstudiren gegönnt war.

„Erziehungsresultate."

Das sehr nette Lustspiel „Erziehungsresultate" von Blum zeigte uns mit vieler Laune und in oft sehr treffender Weise, wie an sich gute Anlagen durch falsche Behandlung auf Irrwege geführt und zu den thörichsten Lebensanschauungen verleitet werden können. Zwei junge Mädchen, das eine in der Alltagsschule des Lebens auf dem Lande, das andere in den Bildungsanstalten der großen Stadt aufgewachsen, werden hier in ihrem Denken, Fühlen und Benehmen der Männerwelt gegenüber, vorgeführt und mit ihnen der schlagendste Beweis geliefert, daß natürlicher Takt, angeborenes Zartgefühl in solcher Fülle bei fast jedem weiblichen Wesen vorhanden ist, daß bei der Erziehung desselben ein Laissez aller oft viel besser wirkt, als ein ständiges Einpauken und ewiges Aufmerksammachen auf alle die verpönten und lächerlichen Regeln, die heutzutage in der sogenannten besseren Welt zum angeblich guten Ton gehören. Durch das ewige Bethalten des von Carriereuren wimmelnden Gesellschaftsspiegels, durch das geistlose, marionettenhafte Formenwesen, das leider so oft zum Schwerpunkte unserer Mädchenerziehung gemacht wird, muß jedes naturwüchsige Zühren, die so reizende Unmittelbarkeit im Keime erstickt und eine Blasiertheit, eine Maniertheit erzeugt werden, die momentan vielleicht täuschen, nie aber erwärmen und vollständig gewinnen kann.

Die duftige, in wilder Ungebundenheit aufwachsende Mädchenknospe, Margaretha, ward von Frl. Bidmann in allseits entzückender Weise dargestellt. Wie ist dies auch anders zu erklären, bei einer Künstlerin, die mit sehr glücklichen Zuhren Mittelu, sinniges Verständnis und einen hohen Schwung der Phantasie verbindet. Ihre jugendliche Frische klingt in jedem Tone ihrer Rede wieder und belebt stets mit anmuthiger Eleganz ihr gesammtes Spiel. Sie war das muntere, siebenswürdige, seinig heitere Gegenbild zu dem verzuckten Pensionatsfräulein Henriette, das Frl. Ramlo ebenfalls sehr gut wiedergab. Sie wußte die durch Erziehung und Sitte in ihr gefesselte Anmuth, die gespensterhafte Furcht vor jedem vermeintlichen Verstoße gegen den Gesellschaftston ganz köstlich zu charakterisiren. Jedes ihrer Gefühle, selbst ihre schönsten Herzensregungen waren von den Gedanken Bläße angekränkelt und bot das durchdachte Spiel der Frl. Ramlo ein prächtiges Pendant zu den Leistungen der Frl. Bidmann.

Herr Klein (Sonnenstein), Herr Giegold (Florbach), Herr Lange (Rheinfeld) bildeten um die Hauptpersonen, Margaretha, eine sehr gefällige Gruppe, der sich Frl. Giegold als Anna verdienstvoll anschloß. Die Darstellung muß in ihrer Totalität als eine sehr gelungene bezeichnet werden, und ist nur zu bedauern, daß der Besuch nicht auch den Leistungen entsprach.

Literarisches.

Der „Pfälzische Schulbote", Volkskalender auf das Jahr 1868, herausgegeben von Ph. Schneider, Schullehrer in Mußbach. * Der dritte Jahrgang dieses schon in seinem Entstehen viel versprechenden Kalenders ist erschienen und hat unsere Erwartungen vollkommen gerechtfertigt. Es ist gewiß zu billigen, daß der „Schulbote" seine Wanderung auch auf die benachbarte badische und bessische Pfalz ausgedehnt und über Land und Leute dorten interessante Mittheilungen gebracht hat. Das Gebirgsthal Lautereckerwirthschaft wurde fortgesetzt und mit höchst werthvollen Notizen bereichert. Wir verweisen nur auf Emil Sommer, den blinden Naturforscher zu Edenkoben, auf Tenner Bindemeyer, Edh, Schneider ꝛc. Die in ihrer Art klassisch geschriebene Biographie des zu Kaiserslautern verlebten Seminarprofessoren Grünewald, sowie jene des Generals Neumayer haben für jeden Gebildeten das höchste Interesse. Die köstlichen Erzählungen: „Plätzlein von Blaul und „der Edelstein", pfälzische Sage von Lehrer Wenger werden die Freunde einer lehrreichen Unterhaltungs-Lektüre vollkommen befriedigen. Der Abschnitt: „Frisches und Firnes" bringt werthvolle Beiträge zur Volks-Erziehung und insbesondere bekundet die Abhandlung: „Ueber unsere Größe" eine edle kernhafte Gesinnung. Auch „Kurzweilsiges", pikante Anekdoten auf pfälzischem Boden entsprossen, bringt der Schulbote seinen Lesern. Das „Musikalische", „Geschichte der Marseillaise", hat geradezu europäisches Interesse und macht den Kalender zum so werthvoller. „Aus der Vogelschau" betrachtet der Herausgeber die politische Weltlage und zeigt neben einem richtigen Urtheil ein warmes patriotisches Gefühl. Die Musikbeilagen: „Zwei Lieder," Originals Compositionen von Hamma und Raab bieten einen werthvollen Anhang für Freunde des Gesangs. In seinem Schlußworte spricht der Herausgeber die Absicht aus, in den Dienst des „Pfälzischen Lehrervereins" treten zu wollen und stellen wir daher auch dem „Schulboten" für die Zukunft ein günstiges Prognostikon.

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Sturm-Signale.

In Frankreichs gährt es — auf den Straßen schleicht
Der Italiener mit verbiss'nen Mienen,
Kaum daß die Polizeileuchaar noch reicht,
Zu suchen nach verstecken Mordmaschinen;
Erschreckend ist der Mißvergnügten Zahl,
Die sich zum Sturz der „Tyrannei" verbünden,
Man geht mit Dolchen nur zum Festes-Mahl —
Das sind Signale die den Sturm verkünden.

Der heilg'e Vater seufzt im Vatikan,
Den man umgibt mit bombenfesten Mauern —
Wie lange Zeit wird bei ihm wohl der Wahn
Von Weltenherrschafts-Ewigkeit noch dauern?
Die Priester-Kaste betet zum Chassepot,
„Erhalte Du uns unsre fetten Pfründen!"
Der beste Theil von Roms Bevölkrung floh —
Das sind Signale, die den Sturm verkünden.

Rè galantuomo schlägt drei Lager auf,
„Zur Uebung" nur — so steht es in den Noten,
Von Englands Krämervolk sind ihm zum Kauf,
Hieb-, Schuß- und Stich-Maschinen angeboten,
Er schickt ins Lager sechzigtausend Mann,
„Zur Uebung" mit den nöth'gen Feuerschlünden,
Frankreich rückt möglichst dicht an ihn heran —
Das sind Signale, die den Sturm verkünden.

Gewahrt die Wölkchen Ihr am Horizont?
Vorläufer sind sie manches Schiffes Strandung.
Die Welle kräuselt sich im Hellespont
Und wird sich thürmen bald zu schwerer Brandung.
O Lootsen Deutschlands habt am Steuer Acht,
Damit, wenn draußen auch die Blitze trafen
Und sich der Sturm erhob mit wilder Macht,
Dein Schiff kann sicher laufen in den Hafen.

P. Abyssinien.

Ein kulturhistorisches Aufsätzchen zur allgemeinen Darnachachtung.

Abyssinien wird von einem Könige regiert, der das gegenseitige Anschwärzen der Höflinge so wenig liebt, daß sie gleich schwarz auf die Welt kommen müssen. Das Land ist eines der unglücklichsten, indem es noch kein Preßgesetz und kein Millionen kostendes Beamtenheer hat. Frack und weiße Binde kennt man nur vom Hörensagen durch mecklenburgische Auswanderer und selbst die Wohlthaten des Schuldenarrests werden den Abyssiniern nicht zu Theil, indem die Kopflosigkeit der Regierung unter Umständen auch eine völlige Kopflosigkeit der Unterthanen verlangt.

Neuerdings sollten durch mehrere andere Schwarze, von Denjenigen, denen diese Farbe nicht im Gesicht, sondern im Herzen und am Rock sitzt, die Segnungen einer Civilisation verbreitet werden, die sich in Chassepot- und anderen Gewehren überbietet. Dies ist denn auch trefflich gelungen, denn in kurzer Zeit werden sie die Herren Engländer auf dem Halse haben, ein Vergnügen, welches mit dem Verluste einer Krone mindestens nicht zu theuer bezahlt ist!

Das Berliner „Fremdenblatt" erzählt: „Im Winter 1858—59 gab Bosco im Hotel de Russie Vorstellungen. Eines Tages wurde derselbe zum Prinz-Regenten nach dem Palais befohlen, um bei einer Soirée Vorstellungen zu geben. Unter seinen Apparaten hatte Herr Bosco einen Globus, worauf Preußen noch sehr klein abgebildet war. Die höchsten Herrschaften saßen auf der ersten Reihe des Fauteuils. Bosco trat zum Prinz-Regenten und bat, den Globus zwischen die Hände zu nehmen. Als Se. königl. Hoheit dies gethan, vergrößerte sich Preußen zusehends und Bosco sagte zum Prinz-Regenten: Vous voyes, Altesse royale, comme la Prusse va s'agrandir entre vos mains. (Königl. Hoheit sehen, wie Preußen unter Ihren Händen sich vergrößern wird.) Das Kunststück erregte damals allgemeinen Applaus. Da es nun das Geschick gewollt hat, daß nach 7 Jahren der Scherz zur Wahrheit geworden, so glaube ich, wird die Kenntniß dieses Vorfalls, der auf reiner Wahrheit beruht, Ihren Lesern Vergnügen bereiten.

Der alte Börsenmann an seinen Sohn.

Ueb', mein Sohn stets dies Gedicht:
Immer ist „Verdienen" Pflicht,
Treu dem Spruch: „Geld über Alles!"
Und vergiß die Regel nicht:
Redlichkeit führt nur zum — Dalles.

(Im Comptoir.) Jakobsohn. Ihre Zeugnisse und Ihre Kenntnisse gefallen mir sehr. Aber wenn Sie mein Buchhalter werden wollen, muß ich noch Eins wissen. Können Sie radiren?

Commis. Ganz perfect!

Jakobsohn. Dann kann ich Ihnen nicht gebrauchen.

---

* Zweisilbiges Räthsel.

Gestattest Du mir Laura, Dir zu nahn?
Wie wird die Erste raich zu Dir mich tragen!
Verwehrst Du mir's? — O Schmerz nicht auszusagen!
O, Letzte, die alsdann mein Glück gethan!
Doch Du erlaubst's? Wohlan, ich stell mich ein —
Ich thu das Ganze — und der Sieg ist mein!

Auflösung des Scherz-Räthsels in Nr. 24.
Damascenerklinge.

Digitized by Google

Dem geehrten hiesigen wie auswärtigen Publikum zur Nachricht, daß ich nach Genehmigung h. kgl. Regierung mit meiner Buchdruckerei nun auch eine

Buch- & Musikalien-Handlung

verbunden habe und bitte um freundliche Berücksichtigung bei Bestellungen von Zeitschriften, Werken, Musikalien ꝛc. ꝛc.

Kaiserslautern, den 5. Dezember 1867.

Ph. Rohr.

Fünfzig Tausend Francs

Hauptgewinn, bei der schon am 16. Dezember d. J. stattfindenden Ziehung der neuen Mailänder Francs 10.-Anlehens-Loose.

Durch Königliches Decret wurde die Stadt Mailand ermächtigt, obige Obligations-Loose auszugeben und ist diese Anleihe durch das Gesammt-Vermögen, sowie durch die directen und indirecten Einkünfte der Stadt Mailand sicher gestellt.

Jedes Loos muß im Laufe der Verloosungen mit einem Gewinne zum Vorschein kommen. Hauptpreise Francs 15 mal 100.000 — 80 mal 50.000 — 25 mal 30.000 — 20 mal 10.000 ꝛc. ꝛc., niedrigster Treffer Francs 10. — die mindestens jedes Loos erlangen muß, und kann somit die Einlage niemals verloren gehen.

Diese Loose, welche jährlich 4 mal mit so bedeutenden Gewinnsten gezogen werden, bleiben stets im Werthe und zum Börsenkurse wiederverkäuflich und empfehlen sich daher dieselben nicht allein zu einer sehr vortheilhaften u. sichern Capital-Anlage, sondern es sind auch den Theilnehmern die günstigsten Aussichten auf Gewinn eröffnet.

Das unterzeichnete Handlungshaus wird obige Obligations-Loose à fl. 4. 40 kr. per Stück, gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages versenden.

Die nächste Ziehung, worin allein 500 Gewinne von Francs 50,000 bis abwärts Fr. 10. — zur Entscheidung kommen, geht schon am 16. Dezember d. J. vor sich und da bei den massenhaft eingehenden Bestellungen die noch vorräthigen Loose rasch vergriffen sein dürften, so bittet man, geneigte Aufträge baldigst direct gelangen zu lassen an

Isidor Bottenwieser, Bank- u. Staats-Effecten-Geschäft in Frankfurt a. M.

N. S. Auf Verlangen der Theilnehmer werden obige Loose nach der Ziehung mit einem Nachlaß von nur 15 kr. bis Ende dieses Jahres durch mich zurückgekauft, und ist somit Jedermann Gelegenheit geboten, sich an diesem gewinnreichen Unternehmen ohne Risiko betheiligen zu können. (23,$^{2}/_{2}$

Amtliche Ziehungslisten stehen nach jeder Ziehung zu Diensten.

Soeben erschien und ist in der Unterzeichneten zu haben:

Gepfefferte Briefe von Friedr. Hecker.

7 Bogen gr. 8° Preis 36 kr.

Außer den zwei Briefen, welche Hecker im vorigen Jahre an Freunde über die deutschen Zustände schrieb, sind in obigem Buche eine Reihe weiterer Briefe enthalten, welche namentlich Hecker's Ansichten über die deutsche Kleinstaaterei kundgeben und wohl geeignet sind, das größte Interesse zu erregen.

Buchhandlung von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Vorräthig in der Buchhandlung von Ph. Rohr in Kaiserslautern:

Bienenkalender.

Tagenotizbuch für Bienenzüchter pro 1868.

Preis: 1 fl.

Landwirthschaftlicher Kalender

für 1868.

Preis: 9 kr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 25. Sonntag, den 15. Dezember 1867.

Kirchliche Sagen der Pfalz. III.

Von Ludwig Schandein.

Die St. Lorenzkapelle war vor Zeiten ein herrliches Kirchlein; der zierliche Thurm trug ein silbernes Glöcklein von wunderhellem, seltsam ergreifendem Klang. Da brach ein Krieg aus, des Heiligen Bild ward vom Feinde ins Wasser geworfen, das Glöcklein vor dem verfolgenden Schwarme in die Tiefe des sumpfigen Baches versenkt, da wo der Finkelrechweg nahe vorbeiführt. Der Sumpf ist verschwunden, und Niemand weiß mehr die Stelle, wo man das Glöcklein hinabgesenkt hatte. Doch alljährlich in den Tagen des Maies, wenn zu Abend die Betglocken läuten, und in der hl. Adventzeit hört man das Läuten des Glöckleins wie aus weiter verlorener Ferne, und es gemahnt uns sein Klang wie ein Gruß aus längst verschollenen Tagen. Wohl haben sie oft nach dem Glöcklein gegraben, aber vergeblich. Ein alter Klosterbruder hat aber gesagt: sobald in der Gemeinde des Dorfes die altererbte Zwietracht zu schwinden beginnt, hebt sich das Glöcklein um einige Fuß und wird endlich am Festtage allgemeiner Versöhnung auf der Oberfläche erscheinen. — In Aschbach sei die vor der Franzosen Habgier in einen Brunnen gerettete Glocke nach Horbach entflogen. Die hätten sie fliegen gesehen und sie auch dorthin verfolgt. Da habe die Glocke gesprochen:

Susanna heiß ich,
in Horbach bleib ich,
wenn ein Gewitter an den Himmel kommt,
so vertreib ich's.

Dies soll bei einem sehr starken Gewitter auch der Fall gewesen sein. Die Glocke indessen hat einen wunderbaren, auf drei Wegstunden weit hörbaren, Klang. — So seien auch in Grünstadt zwei Glocken, welche der Schulze herunternehmen ließ, bei dem Herannahen der Franzosen (1789) spurlos verschwunden. — Aehnliches wird berichtet über die von König Dagobert gestiftete goldene Orgel im Kloster Eußersthal. Sie ward im Kriege von den fliehenden Mönchen eiligst in einem Sumpfe des Thales versenkt. Niemand im Thale weiß nun die Stelle der Orgel. Alle sieben Jahre steigt sie herauf und läßt um die Mitternachtsstunde ihre herrlichen Töne erschallen, bald beben sie wie der zarteste Hauch, bald schwellen sie an zu mächtigen Wogen. Allein Niemand wagt sich zur Stelle. So überbleibt die Hebung dieses Schatzes der Zukunft. — Ueber das sympathische Verhältniß des Glockenklanges zu frommen Menschen ein Beispiel. Der hl. Cyriacus (aus Italien) hatte sich auf dem Lindenberge bei Lamprecht eine Kapelle gebaut und lebte dort in Beten und Fasten. So oft er von einer Wanderung heimkam, fing das Glöcklein von selber an zu läuten. Einmal war er auf der Heimkehr ungewöhnlich ermüdet, er ergriff einen Weingertspfahl, um sich zu stützen. Bei seiner Ankunft blieb heute das Glöcklein stumm. Cyriacus brachte also den Pfahl in seinen Weinberg zurück, und das Glöcklein begrüßte ihn wie immer.

Auch über der Heiligenbilder Verrückung, wie über die Stellung gottgeweihter Bauwerke bestehen mancherlei Sagen. Des hl. Cyriacus Kapelle sollte ursprünglich in das Thal gestellt werden, Steine und Balken lagen schon zum Baue bereit. Aber jedesmal in der Frühe war das Baumaterial unerklärlich verschwunden. Endlich fand man dasselbe auf dem Platze der heutigen Kapelle. Mit großer Mühe ward es hinunter geschafft, aber immer wieder hinaufgetragen. Der Bauherr folgte nunmehr dem höheren Winke, also hatte es auch der hl. Cyriacus von Anfang gewollt. — An die Gründung unserer Kirchen und Klöster haben sich immerhin fromme Sagen geheftet, leicht begreiflich auch solche, worin ein mythischer Zug noch lebendig hervortreten mußte. Auf dem Schlosse Falkenburg tummelten sich eines Tages die Kinder des Leininger Grafen. Da fiel eines aus dem Saalfenster über Schloß und Felsen in den schwindelnden Abgrund. Die Mutter eilte bestürzt in den Hof, den zerschmetterten Liebling zu suchen. Da saß er wohlbehalten auf einem Baume, wo zwei Aeste sich kreuzten. Dessen zu Dank ließ die Mutter bei Hauenstein auf der Anhöhe die „schmerzhafte Kapelle" erbauen. Ein aus Holz geschnitztes Bild — Maria zu den Füßen des Gekreuzigten — entstammt jener Zeit. — Aber auch dem oft räthselhaften Verschwinden der Gotteshäuser folgt eine Sage. Drei Schwestern, welche ihre Geliebten im hl. Kreuzzuge verloren, bauten je drei Kirchen zu Niederkirchen, zu Oberkirchen und zu Konken, worauf auch die Aufschrift der Konkener Glocke hindeutet. Außerdem ward von ihnen gemeinsam gegründet das Kloster zu Wyrsweiler bei Niederkirchen; in der Nähe befindet sich ein Wunderbrunnen von Wallfahrern besucht. Das Kloster ward reichlich ausgestattet, aber die Nonnen verfielen der Weltlust. Alle Ermahnung blieb fruchtlos. Einmal (am Vorabend des hl. Advent) vernahm man in der Luft ein heftiges, dumpfes, anhaltendes Sausen. Zugleich erschien ein weiter Nebel, der einem den Athem benahm. Am folgenden Morgen war das Kloster spurlos verschwunden. —

Digitized by Google

Ein ländliches Drama.

Zu den letzten Assisen der alten Hugenottenstadt Rochelle hatte sich ein ganzer Kanton des Departements Steldichein gegeben; die ländliche Bevölkerung in kleidsamer Sonntagstracht war in Masse ausgerückt, ganze Wagenburgen nahmen die öffentlichen Plätze ein. Im Sitzungssaal nahm nur der kleinste Theil Platz, aber Tausende harrten draußen geduldig bis zur sinkenden Nacht, um das Wort der Lösung wenigstens aus zweiter Hand so schnell als möglich zu erfahren. Die Heldin dieses aufregenden Dramas war der Liebling und der Stolz des Kantons: Heloise Tachon, eine Brünette von 18 Jahren, ebenso hübsch als sittsam; kein Makel haftete auf ihr, und doch hat sie ein schweres Verbrechen begangen, welches nicht leicht vor einer andern Jury, als einer französischen, Gnade finden würde; und daß die französische Jury weniger Recht spricht, als unter Umständen Gnade für Recht ergehen läßt, ist eine allbekannte Sache. Heloise war bereits einige Wochen mit einem jungen Manne verlobt gewesen, als eines Tages ein Oeconom, der dreiundzwanzigjährige Doucet, aus dem benachbarten Kanton in das Haus ihres Vaters kam, um einen Kornhandel mit ihm abzuschließen. Er fand nur die Mutter und die Tochter, war von der Letzteren entzückt, unterhielt sich lebhaft und schied mit der Bitte, wieder kommen zu dürfen. Das zweite Mal traf er die Tochter allein zu Hause, und über diese Zusammenkunft liegt bei dem Mangel jeglicher Zeugen ein dunkler Schleier, den auch die öffentliche Verhandlung nicht gelüftet hat. Während der junge Doucet behauptet, von dem Mädchen mit aller Zärtlichkeit aufgenommen worden zu sein, ja selbst ziemlich intime Gunstbezeugungen erhalten zu haben, die nur durch das Hinzukommen der alten Großmutter unterbrochen worden seien, versichert Heloise standhaft, seine Zudringlichkeit mit Verachtung zurückgewiesen und ihm das Haus verboten zu haben.

In dieser Ungewißheit kann man sich nur mit Vermuthungen helfen, und diese sprachen allerdings für die Wahrheit von Heloisens Versicherung. Wie dem auch sei, Doucet rühmte sich gewisser ihm gemachter Avancen, selbst dem Verlobten des Mädchens gegenüber. Letzterer wurde eifersüchtig, achtete nicht auf Heloisens Betheuerungen und trat zurück. Einige Tage danach kam Doucet mit einem Bekannten durch das Dorf und sagte diesem: a propos, hier will ich Dir ein schönes Mädchen zeigen! Damit ging er ohne Weiteres in das Haus, wo die ganze Familie beisammen war, Heloise in tiefster Verzweiflung. Kaum eingetreten, wurde der junge Mensch von Vater und Mutter mit Vorwürfen über sein niedriges Benehmen überhäuft; die Mutter wurde sogar thätlich gegen ihn. Die Tochter hatte das Zimmer verlassen, aber nur, um die geladene Flinte über dem Bette ihres Vaters herabzureißen; das Gewehr an der Wange, erschien sie wieder auf der Schwelle des Zimmers; ein Blick voll Haß und Rache fiel auf Doucet, und auf die Gefahr hin, ihre Mutter zu treffen, gab sie Feuer. Der junge Mann stürzte zu Boden; die Kugel war durch die Nase gegangen und hatte das rechte Auge aus seiner Höhle getrieben. Heloise warf die Flinte weg, stürzte aus dem Hause und wurde erst am Abend im Walde gefunden. Doucet war eine Zeit lang in Lebensgefahr, kam zwar davon, hatte aber ein Auge verloren und war für immer entstellt. Allein so traurig sein Blick war, das Herz der Geschworenen war ihm verschlossen; sie sahen in der That die Strafe seiner Rohheit und hielten eine Sühne für nicht zulässig. Das Material zu einer glänzenden Vertheidigung war gegeben; ein junger Advokat trug sie vor und nicht vergebens. Nach kurzer Berathung kam die Jury mit einem Nichtschuldig zurück; die Stimme des Präsidenten wurde übertönt durch eine dreimalige Beifallssalve des dichtgedrängten Auditoriums, welches Signal draußen tausendstimmig wiederholt wurde. Die freigesprochene Heloise aber stürzte in die Arme ihrer Eltern und ihres Verlobten, der ihr schon am Morgen zu dem schweren Gange das Geleite gegeben. Der Rückweg nach dem Kanton glich einem Triumphzug, während der verstümmelte Doucet einsam auf einem Fuhrwerk nach seinem Weiler zurückfuhr.

Die Frauen in Californien.

Im Jahre 1848 waren schon 100,000 Männer in Californien, als Frauen noch zu den Seltenheiten gehörten. Man denke sich eine solche Anzahl Junggesellen, Wittwer oder Strohwittwer, allein in einem Lande ohne Frauen und Kinder! Welchen Eindruck wird es auf dieselben gemacht haben, als sie nach 2 Jahren wieder einmal eine Frau zu Gesicht bekommen haben? Die Frauen wurden in den ersten Jahren vergöttert; ging eine solche seltene Erscheinung durch die Straßen von San Francisco, so hörte das Geschäft auf, Käufer und Verkäufer, der Chef und der Buchhalter liefen an Thür und Fenster und zollten der Göttin ihre Ehrfurcht. Die Geschenke, die derzeit den Damen gemacht wurden, waren weder Armbänder noch Halsschmuck oder Diamanten, noch geprägte Münzen, dies Alles hatte man dort in den ersten Jahren nicht; es war nur ein unansehnliches Beutelchen von Leinen oder Leder, gefüllt mit Goldstaub. Mit den Damen kam indeß auch bald der Luxus in das Land, das Beste und Schönste der Pariser Moden, die feinsten Weine und Delicatessen wurden importirt und mit fabelhaften Preisen bezahlt, und so gehört denn in der gegenwärtigen Periode San Franzisco zu den hervorragendsten Städten des Luxus der Welt. Die Damen stehen noch heute auf einer höheren Stufe der Achtung, als in irgend einer anderen Stadt; sie sind dort nicht dem beleidigenden Gaffen und herausfordernden Blicken von Gecken ausgesetzt, wie solches in anderen großen

Digitized by Google

Städten der Fall ist. Das Verhältniß der weiblichen zu der männlichen Bevölkerung Californiens ist jetzt erst eins zu fünf, während in den Oststaaten Amerikas, z. B. in Newyork und Massachusetts, die weibliche Bevölkerung die männliche übertrifft. Junge Damen, die noch beständig in Californien einwandern, machen rasch ihr Glück. Wenig Bemittelte nehmen entweder eine Stelle in einer Familie an, oder eröffnen ein Geschäft als Putzmacherin, Kleidermacherin und dergleichen; es fehlt ihnen nicht an Gelegenheit, in Gesellschaften eingeführt zu werden und nachdem sie den Character des Mannes, der ihnen Aufmerksamkeit zollt, geprüft, verheirathen sie sich bald. Bei der jetzigen Bevölkerung dürften 20,000 junge Mädchen in Californien innerhalb eines Jahres nach Ankunft gute Partien machen. Die fleißige und arbeitsame deutsche Frau wird dort sehr gesucht. Während die Amerikanerinnen den Platz des europäischen Adels einnehmen wollen, begnügt sich die deutsche Frau mit einem ruhigen, soliden Haushalte und ist dem Farmer und Handwerker eine angenehme Hilfe und Gesellschafterin, verzehrt nicht das Geld, welches ihr Mann verdient, sondern trägt durch ihre Umsicht im Haushalt dazu bei, es zu vermehren.

Wie die Amerikanerinnen küssen.

Ein englisches Blatt bringt aus der Feder eines scharfen Beobachters und sachverständigen Kritikers eine Beschreibung der Art und Weise, wie sich die jungen Damen in den verschiedenen Städten Amerika's beim Küssen verhalten. In Boston sagen die Mädchen mit entrüsteter Miene: „Mein Herr, ich erkläre, daß die Freiheit, die Sie sich genommen haben, alle Grenzen der Schicklichkeit überschritten hat. Ich" — sie kann nicht audreden, weil ihr „Charley" den Mund mit einem anderen Kuß stopft, ohne daß sie sich weiter dagegen sträubt. — In New-York heißt es: „In der That, Mr. Brown, Ihr Benehmen ist etwas vertraulich um nicht zu sagen aufdringlich. Ich hatte beinahe Lust Sie zu fragen, wofür Sie mich halten?" Brown erwidert, daß er sie für ein ganz nettes, süßes Ding halte und wiederholt die Dosis. — In Buffalo sagen die Mädchen mit decidirtem Ton: „Sie Schelm, Sie Dieb, geben Sie mir auf der Stelle zurück, was Sie gestohlen haben; ich möchte es um alle Welt nicht missen. Sie erhalten natürlich das Capital nebst Zinsen zurück. — Die junge Philadelphierin sagt: „Ah, mein Herr, Sie glauben wohl da etwas recht geschentes gethan zu haben; es sollte Ihnen aber nicht gestückt sein, wenn ich die Augen offen gehabt hätte." Natürlich hat sie bei solchen Gelegenheiten die Augen nie offen. — In Chicago heißt es: „Thun Sie das noch einmal, wenn Sie es wagen", und „Fred" wagt es wirklich, ohne irgend welchen Schaden zu erleiden. — Die Cincinnatierin meint: „Mein Herr, ich bemerke Ihnen ein für alle Mal, daß das hier nicht so geht, wie in New-York. Sie" — es wird ihr der Beweis geliefert, daß es genau eben so gut geht. — In Louisville heißt es: „Aber — na, wenn Sie noch mehr von der Sorte wollen, langen Sie zu. Wenn Sie's aushalten können, kann ich's auch." — Die St. Louiserin endlich sagt: „Ach lassen Sie mich mit dem Unsinn in Ruh. Sie sollen sich schämen, thun Sie das nicht zum zweiten Male." Und dabei biegt sie das Köpfchen herum, und die Lippen wirken so verführerisch, daß „Bob" es in der That zum zweiten und dritten Mal thut.

Auch ein deutscher Reisender.

Der Wandertrieb ist dem Deutschen eingegeben, das sieht man schon aus der glänzenden Reihe deutscher Reisenden, denen die Wissenschaft so Vieles zu verdanken hat. Aber es sind nicht allein die Humboldt, Barth, Doerning, Rohlfs ꝛc., sondern auch eine andere Klasse giebt davon Zeugniß. Der „Stettiner", der „Leipziger" durchzieht nicht nur wandernd und „fechtend" die Gauen seines engeren und weiteren Vaterlandes, sondern findet auch seinen Weg oft auf wunderbare Weise über Land und Meer, durch Wüsten und Steppen, durch wilde und zahme Völker aller Zonen, bis an die äußersten Punkte der Erde. Wo ein bisher unbekannter Punkt der Welt der Civilisation geöffnet wird, dort faßt neben dem amerikanischen Missionär, dem englischen Kaufmann, neben dem französischen Soldaten oder Kosacken auch gleichzeitig der deutsche Handwerksbursche festen Fuß. Es giebt keinen noch so entfernten Winkel der Welt, wo nicht ein deutscher Handwerksbursche zu treffen wäre.

Wie diese Handwerksburschen zuweilen in der Welt herumkommen, wie sorglos und auf's Gerathewohl sie in ihnen gänzlich unbekannte Länder und unter Völkerschaften ziehen, von deren Sprache, Sitten und sonstigen Verhältnissen sie wenig oder gar keine Ahnung haben, davon möge das Nachstehende als Beweis dienen.

Ich lag, erzählte ein Capitän, mit meinem Schiffe vor Hongkong in China und war im Begriff, nach Siam abzusegeln, als eines Tages ein junger Deutscher von ungefähr 25 Jahren zu mir an Bord kam, und bat, ihm eine freie Passage nach Siam zu geben. Ich antwortete:

Wenn die Mannschaft damit einverstanden ist, Sie durchzufüttern, will ich Ihnen eine Passage geben; aber wer sind Sie, wie kommen Sie hierher, und was für ein Gewerbe betreiben Sie?

Ja sähn Se, Herr Kapitähn, mein Name is Hertel, un ich bin Sie aus Sachsen, aus die Jechend von Zwickau. Eichentlich bin ich Sattler von Profession, aber ich reise jetzt mit 'n Tiorama.

Mit einem Diorama? Dann haben Sie wohl noch Begleiter und eine Menge Gepäck?

Ach nee, mein Kutester! Mein Tiorama is blos ein Kasten und den trage ich alleen uf'm Rücken.

Ach so! Wie sind Sie denn hier nach Hongkong gekommen?

Digitized by Google

Nu, über Land.

Ueber Land? Wie haben Sie denn das angefangen?

Ja, sähn Se, Herr Kaptähn, ich war in Oeschtreich un da haben se mer uf'nem Dampfer in Triest 'ne freie Passage nach Egypten gegeben. Von Alexandria bin ich nach Smyrna gegangen, von da nach Persien und so weiter herunter, bis ich hier angekommen bin.

Ich sah den jungen Menschen an, der das so einfach sagte, aber aus seinem Gesichte sprach die volle Wahrheit; er hatte die Tour wirklich gemacht, die wenigen Worte, welche er darüber sprach, waren der beste Beweis dafür. Trotzdem vermochte ich die Frage nicht zu unterdrücken:

Sie wollen mir sagen, daß Sie durch Persien und ganz Asien zu Fuß nach Hongkong gewandert sind? aber seine Antwort ließ mich nicht lange an der Wahrheit seiner Erzählung zweifeln.

Nun, daß ich die ganze Tour zu Fuß gemacht hätte, will ich Sie gerade nicht sagen, die Eingebornen haben mich manchmal uf'n Kameel oder Esel oder uf'm Kahn 'ne Strecke mitgenommen, aber die meiste Zeit bin ich doch immer zu Fuß marschirt.

Und wie lange haben Sie dazu gebraucht?

Nun, so'n Monater achte werden wohl ungefähr truffgegangen sein.

Und Sie sind überall glücklich durchgekommen, ohne daß man versucht hat, Sie aufzuhalten oder Ihnen etwas zu Leid zu thun?

Ich bin nie belästigt worden, ich habe den Leuten mein Tiorama gezeigt und da haben sie mir Geld, Essen und Obdach gegeben.

Was wollen Sie denn jetzt aber in Siam?

Ich will dem König mein Tiorama zeigen und dann nach Perme.

Perme? fragte ich erstaunt, wo liegt das?

Ja sähn Se, Herr Captähn, da bei Pankong, was de Residenz von Siam is, da fliecht doch der Menamfluß, daß wissen Se doch.

Ja wohl. Liegt etwa Perme auch am Menam?

Nee, Herr Capthän, des is weiter links, aber ich gehe immer am Menam in die Höhe, bis er abpiegt, und dann gehe ich links um die Ecke und dann komme ich nach Perme.

Jetzt ging mir ein Licht auf. Der Zwickauer meinte „Birmah", in dem der Merman, einer der Hauptströme Siams, allerdings entspringt.

Aber Mann, Sie sagen das so leicht hin, als ob sich das um einige Stunden Wegs handelte. Wissen Sie denn nicht, daß Sie etwa 50 Meilen durch Sumpf und Wald in einem unbekannten, ungesunden Lande zu marschiren haben, bevor Sie an die Ecke kommen und daß Sie dann abermals circa 30 Meilen machen müssen, ehe Sie die Grenze von Birmah erreichen?

Das schadet Se nischt, ich habe schon viel größere Strecken gemacht. Meine Gesundheit is kut und mitunter finde ich auch Gelegenheit, ein Stück zu reiten oder in einem Kahn zu fahren.

Wo wollen Sie denn von Birma aus hin?

Ja, sähn Se, Herr Capthän, das weeß ich Se noch nich recht, aber wahrscheenlich nach Calcutta; ich will mer die Welt noch ein bischen besehen, ehe ich wieder nach Hause gehe.

Ich gab dem „armen Reisenden" eine Passage nach Bangkok. Abends in der Freizeit sah ich ihn auf der Bank sitzen, inmitten der um ihn versammelten Mannschaft, welche mit gespanntem Interesse seinen Erzählungen lauschte. Aus ihnen ging klar und deutlich hervor, daß er die Tour durch Persien und Kleinasien wirklich gemacht hatte. Wie sehr hat die Wissenschaft zu bedauern, daß sie von solchen Reisenden keinen Nutzen ziehen kann.

Kurz vor meinem Abgang von Siam sah ich den Zwickauer noch einmal in Bangkok. Er wurde mit seinem Guckkasten nicht bei dem Könige vorgelassen und wollte in den nächsten Tagen nun nach „Perme" aufbrechen. Ob er es wohl erreicht hat und je sein Vaterland wieder sehen wird?

Ueber die Arbeits-Einstellung der Meereswellen.

Herr Alphonse Esquiros, der seit einer Reihe von Jahren in der „Revue des deux Mondes" ebenso gehaltvolle als anmuthige Skizzen aus dem englischen Leben mittheilt, bespricht in seinem neuesten Beitrag die in letzter Zeit in England vorgekommenen zahlreichen Arbeitseinstellungen und flicht bei der Gelegenheit eine Anekdote ein, die wir zu Nutz und Frommen aller Freunde des heitern Humors hier mittheilen wollen. Im Drury-Lane-Theater wurde nämlich vor mehreren Jahren ein Stück aufgeführt, in welchem man die Bewegungen des Meeres nachzuahmen suchte, daß man eine Schaar von Gassenjungen unter einem Stück Leinwand auf allen Vieren arbeiten ließ. Die „Wellen" bekamen je einen Schilling für den Abend. Da indessen der Erfolg der Pantomime nachzulassen begann, so setzte der Director den Lohn von einem Schilling auf 6 Pence herab. „Die Wellen", erzählt Herr Esquiros, „traten nun zu einem Meeting zusammen, und es wurde der einstimmige Beschluß gefaßt, daß das ganze Meer die Arbeit einzustellen habe." So kam es denn, daß selbigen Abends, während die falschen Blitze über die Bühne rasten und der falsche Donner nach Leibeskräften durch die Coulissen tobte, der Ocean zu männiglichem Erstaunen ruhig und flach wie ein Teppich blieb. Der Souffleur außer sich vor Entsetzen, listete den Vorhang und bonnerte den Wellen ein neptunisches „Quos ego" zu. „Die Welle zu 6 Pence oder zu einem Schilling?" erscholl aus der Tiefe des Abgrundes eine jugendliche Stimme. „Zu einem Schilling!" antwortete rasch entschlossen der Souffleur, dem keine andere Wahl blieb. Kaum war dieses zauberische Wort ausgesprochen, so fing das Meer so gewissenhaft zu arbeiten an, als ob es von einem wirklichen Sturm gepeitscht worden wäre.

Digitized by Google

Ländlich — unsittlich.

In Virginia-City hat man eine zwar sonderbare, aber Alles in Allem doch nicht gar zu üble Weise, die dramatische Kunst aufzumuntern. So oft man mit dem Spiele eines, oder einer Darstellenden zufrieden ist, gehört es zu dem guten Ton, anstatt zu applaudiren, Gold- und Silbermünzen auf die Bühne zu werfen, so daß manchmal inmitten der pathetischsten Situation ein metallischer Regen niederfällt, ähnlich jenem, dessen sich Jupiter, spaßigen Andenkens, bei der „leichten Person" Fräulein Danae bedient hat. Wie der Herr, so der Diener, wie das Publikum, so die Acteurs und Actrices. Die Künstler und Künstlerinnen, die es mehr oder weniger sind, oder nicht sind, unterbrechen ihre Rollen, wie bei uns die Werkelmänner ihre Kurbel ruhen lassen, um die ihnen hingeworfenen Gunstbezeugungen aufzulesen. Man darf ihnen aber das nicht verargen. Dieser metallne Niederschlag ist dort der beste Theil ihrer Gage und die dramatische Kunst steht in jenen fernen Ländern auf einem Niveau, daß sie ihrer Künstlerwürde gar nichts vergeben, wenn sie die Welt bedeutenden Bretter lieber als geldbedeutende betrachten. Manchmal hat freilich die Sache ihre große Unannehmlichkeiten, denn es gibt dort zu Lande Spaßvögel, welche sich das höllische Vergnügen machen, fortwährend Kleingeld auf die Bühne zu werfen, dann schaut es denn mit dem Schauspiel etwas gar zu schauerlich aus. Vor einigen Monaten war in Virginia-City eine Schauspielerin Namens Sarah, die vergöttert, oder besser gesagt, verdollart wurde. Ihr üppiges Haar, ihr feuriger Blick die Leidenschaftsgluth in ihrem Spiele riefen jeden Abend Enthusiasmus und Dollarregen hervor. Traten dann, wenn sie sich nach der goldenen Ernte niederbückte, ihre üppigen Formen kenntlicher als gewöhnlich hervor, so war vollends des Entzückungsjubels kein Maß und Ende. Eines Abends warfen ihr zwei einander gegenüber placirte Zuschauer gleichzeitig einige Dollars zu. Die Schauspielerin, wähnend, der Segen sei von einer Seite gekommen, warf auch nur einem der beiden Bewunderer einen Kuß zu. Diese Parteilichkeit versetzte aber den Rivalen in Wuth, er erhob sich, rief den andern mit lauter Stimme an, fluchte und schimpfte und sagte, er werde diese Gunstbezeugung ihm theuer genug bezahlen müssen. Vom Schimpfen sofort zur That übergehend, nehmen die beiden Zuschauer ihre Revolvers hervor, die man in jenem glücklichen Lande immer so wie bei uns das Sacktuch in der Tasche hat, und die gewöhnlich die ultima ratio der geringfügigsten Zänkereien sind. Die Nachbarn der beiden Kämpen traten ein wenig zur Seite, das Schauspiel wurde unterbrochen und der Zweikampf begann, ohne daß es Jemand eingefallen wäre, ihn zu verhindern. Beim vierten Schuß wurde einer der Krakehler an der Schulter verwundet, aber trotz der schmerzlichen Verwundung blieb ihm noch Kraft genug, wieder einen Schuß zu machen, welcher seinen Gegner todt niederstreckte. Beifallklatschen war die Leichenrede, die dem Unglücklichen gehalten wurde. Der Leichnam wurde hinausgetragen, das Schauspiel nahm seinen Fortgang, als wäre gar nichts vorgefallen, und die arme Sarah mußte sich übermenschliche Gewalt anthun, um ihre Ergriffenheit vor einem Publikum nicht merken zu lassen, welches es ihr nicht vergeben haben würde, gefühlvoller zu sein, als ihre Zuschauer und Dollarschleuderer.

Wie weit religiöse Schwärmerei

den Menschen zu verleiten vermag, davon möge Nachstehendes uns einen kleinen Beweis liefern. In dem ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts lebte in Lübeck, in dem dortigen Maria-Magdalen- oder Burgkloster, ein Dominikanermönch, Namens Bruno von Wahrendorf, der seit seinem 21. Lebensjahre durch eine selbstgeschaffene seltsame Bußübung sich berühmt und den Lebenden und Todten gefällig zu machen suchte. Dieser religiöse Fanatiker trug von seinem ebenerwähnten Lebensalter an einen etwa zwei Zoll breiten, eisernen, mit einem Gelenke versehenen Ring wie einen Gürtel um den bloßen Leib. Inwendig war derselbe mit vierundzwanzig spitzen Stacheln versehen, vorn aber, wo er zusammenschloß, mit einem krumm gebogenen Nagel zugesteckt. Die hierdurch ihm verursachte Marter ertrug er volle sieben Jahre; dann legte er sich noch vier kleinere, ebenfalls eiserne Ringe um beide Ellbogen und Knie. Diese 5 Ringe verband er so miteinder, daß sie ihm bei der geringsten Bewegung des Körpers und selbst im Stehen, Sitzen oder Liegen die heftigsten Schmerzen verursachten. Diese Ringe nannte er sein Bußkreuz und war thöricht genug, zu glauben, sich durch diese Qualen zur Ewigkeit vorzubereiten. Elliche der Stacheln trug er zur Ehre der heiligen Dreieinigkeit, elliche zur Ehre der Mutter Maria, elliche den Engeln, den Heiligen, den Patriarchen, den Propheten, den Aposteln, den Märtyrern, elliche den Bekennern der Wahrheit, den heiligen Jungfrauen und allen Auserwählten zur Ehre. Sogar die Sünder, die Büßenden, die vollendeten Gerechten, wie auch die Seelen im Fegfeuer hatten Theil an seinem Bußkreuz. Ungefähr vierzig Jahre lang duldete und ertrug der Fanatiker diese furchtbaren Schmerzen, die er ungezwungen sich selbst geschaffen, und starb in einem Alter von 63 Jahren. Nach seinem Tode untersuchte man den Leichnam und fand die Stacheln wie auch die Ringe verrostet in das Fleisch gewachsen.

Aus dem römischen Alterthum.

Es war zur Zeit, als durch Augustus Hand
Die Römische Verfassung war vernichtet;
So manches aus der Freiheit Zeit bestand
Doch noch, dem Namen nach — wird uns berichtet.
Des Kaisers Taktik war gewiß nicht schlecht:
So ließ z. B. er noch immer wählen,
Nur nahm er sich, kraft seiner Macht, das Recht,
Dem Volk die Candidaten zu — empfehlen.
Ein Vorschlag, der von solcher Seite kam,

Digitized by Google

Mar Zwang, war Muß, war gar nicht abzulehnen;
Auf dieſe ſchmerzlos zarte Weiſe nahm
Auguſt dem Volk die Haare von den Zähnen.
Man zog, wie ſonſt, noch in das Wahl-Local,
Man las ſogar begierig die Berichte;
Das nannte damals man die „freie Wahl!“ —
So ſteht es in der Römiſchen Geſchichte.

Beglaubigt:

L. S. C. Suetonius Tranquillus.

Stadt-Theater in Kaiſerslautern.

„10 Mädchen und kein Mann.“ (Unlieb verſpätet.)

** Aeſthetiſche Betſchweſtern und aſcetiſche Blauſtrümpfe, die in ihrem Beethoven- und Shakespeare-Taumel, in ihrem Bach- und Göthes-Schwindel neben dieſen Größen nichts Anderes mehr gelten laſſen und auf die Geiſter zweiten Ranges verächtlich herabſehen, oft nur, um ſich damit ſelbſt den Heiligenſchein der Genialität um die Schläfe zu ziehen, oder die Leerheit des eigenen Herzens, die Hohlheit des Kopfes zu maskiren, dieſe lichtloſen Diogenes-Laternenträger der Neuzeit zucken natürlich bei der Namensnennung eines Offenbach, eines Suppé mit mitleidsvollem Lächeln die Achſeln und bezeigen nicht, wie man deren „leichte, jeder Claſſicität baare Muſik“ nur anhören mag. Wir unſererſeits können und gottlob noch, wenigſtens trotz unſerer banalen Erziehung, kraft der Derbheit unſeres Gefühles, an den Schöpfungen (Blasphemie höre ich die Beſchwerden ſagen,) eines Suppé weiblich ergötzen. Die gemüthvolle Innerlichkeit ſeiner Muſik, deren Tonſprache in ein ächt nationales Element tief eingetaucht iſt, erinnert uns immer an die ſchlichte Einfalt und Treuherzigkeit des Volksliedes und ſpricht um ſo mehr zum Herzen, als ſie in der Regel eine Anzahl von reizenden Melodieen enthält. Ein ſolches Schatzkäſtlein voll feuriger Harmonie erſchließt uns auch ſeine Operette „zehn Mädchen und kein Mann.“ In der gefälligſten und anziehendſten Weiſe behandelt er den für jedes Vaterherz haarſträubenden Gedanken, vom Himmel mit zehn Töchtern geſegnet zu ſein, Einen das Geſchick vergeſſen hat, gleich 100,000 Thaler mit in die Wiege zu legen. Man ſtelle ſich nur vor, welche Bangigkeit ein ſolches Vaterherz durchzumachen hat auf einem Balle, bis die Tanzkarten glücklich gefüllt ſind, welche Folterqualen, wenn es einen Schimmel abſetzt; wenn vergegenwärtigt ſich die bläulichen Scenen, wenn einzelne derſelben ſchon altjungferlich angehaucht, dem Papa die Unzucht des traurigen Schickſals, keinen Mann zu bekommen, entgelten laſſen, man endlich das beluſtigende Bild aus, wenn am Neujahr die Fluth von Rechnungen hereinbricht, welche zehn weibliche Weſen das Jahr über gehäuft. Bei dem ſchmalleongleichen Modewechſel, wo heute Havannabraun durch Grasgrün verdrängt wird, um morgen einem Erdbeeb zu weichen, wo vom hallenartigen Umfange plötzlich übergeſpannen wird zur jüngſtgeſternen Schmalheit, wo heute ein chineſiſcher Thurm den Kopf ziert, um morgen einer beſcheidenen Linſe mit weithin flatternden Bändern Platz zu machen, iſt es ſicherlich eine wahre Danaïdenarbeit, alle den Putzunfrieden von zehn Töchtern gerecht zu werden, und darf man es ſchon darum kaum einem Vater verargen, wenn er beſtrebt iſt, die Zahl ſeiner umgebenden Muſen durch Verheirathung ſo raſch wie möglich zu vermindern. Unſer Mann im Stücke iſt von ähnlichem Gedanken beſeelt und ſucht in Verbindung mit ſeiner Haushälterin auf liſtige Weiſe Männer in ſein Haus zu locken. Ein Gimpel geht nach langem Mühen ein, es werden ihm die Töchter vorgeführt, die alle, um den Werberkreis ſo groß wie möglich zu zirken, nach den Sitten und Gewohnheiten verſchiedener Nationalitäten erzogen ſind. Sie entfalten die ganze Macht ihrer Reize in Geſang, Deklamation, Tanz und Inſtrumentalmuſik, wobei die ſchmachtendſten Blicke nach dem Heirathskandidaten fallen. Schon glaubt man ihn gewonnen, da entzweit ſich plötzlich der Jüngling als der verſtoßen geglaubte Bruder der Mädchen und alle ſüßen Hoffnungen derſelben werden wieder zu Waſſer und der unglückliche Vater wird nicht nur der Aufſicht, eine Tochter los zu werden, beraubt, ſondern auch noch ſeiner liebenswürdigen Haushälterin, in die er ſo bis über die Ohren verſchoſſen iſt, verluſtig, da der Sohn, der ſchon früher eine Liebesſtändelei mit ihr unterhalten hat, ſie heirathet.

Mit ungemein anregendem Humor iſt das Ganze geſchildert und durchflochten von einer verſchwenderiſch melodienreichen Muſik, die in Chören und Soli entzückend wirkt, zu wenn ſie ſo gelungen wiedergegeben wird, wie dies der Fall geweſen, einen hohen Genuß bereiten muß. Wir ſind wahrhaft in Verlegenheit, wem wir heute die Palme des Abends zuerkennen ſollen; glänzte Frl. Blick als Italienerin vor Allen durch ihre Stimmenfülle, ſo wetteiferte doch Frl. Herweyh als Haushälterin mit ihr an mouſſirender Laune, ſchalkhafter Coquetterie, und graziöſer Beweglichkeit und beide hatten an Frl. Wismann, der Engländerin, durch deren köſtliche Affectation eine gefährliche Rivalin. Den Paciſ hier zu machen, iſt gar zu ſchwer und hat ſich jedenfalls der unbekannte Bouquetſender am beſten dadurch aus der Klemme gezogen, daß er alle drei mit der wohlverdienten, gleichen Anerkennung bedachte. Frl. Blick hat wieder eine neue Bürzelkoſt für ihre große Beſitzung gegeben, der Klang ihrer Stimme iſt ungemein ſympathiſch, die Intonation voll, nichts Schrilles darin, und die Ausſprache ſehr deutlich. Ihr piano war, bei der ſo mächtigen Stimme wirklich überraſchend ſchön und die Figuration äußerſt gewandt und ſicher; das italieniſche Lied, was ſie ſang, gab ihr Gelegenheit, den herrlichen Umfang ihres Organes zur Schau zu tragen und zu zeigen, wie äußerſt ſchmiegſam daſſelbe iſt. Frl. Herweyh war nur in der Lage, ihr großes Schulkalent zu bekunden und lieferte aber auch hier den vollgültigen Beweis ihrer meiſterlichen Gewandtheit. Wir wollen damit nicht vergleichen, daß ſie die gelungenen Couplets nicht auch entzückend wiedergegeben hätte; wir meinen nur, daß im Vergleiche zur Rolle der Italienerin ihr Geſang etwas in den Hintergrund trat. Dafür ſtel aber ihr warmes, lebendiges, mit köſtlichſter Laune gewürztes und von lieblichſter Anmuth durchhauchtes Spiel um ſo mehr auf und errang ſich den ſtürmiſchſten Beifall. Frl. Widmann, der wir ſo viel des Lobes ſchon ſpenden durften, können wir freudig geſtehen, daß ſie mit einer unnachahmlichen Grandezza und ſobelhafter Coquetterie die blaſirte Lady wiedergegeben. Ihr Spiel war dem Leben abgelauſcht und ihr Geſang dem dargeſtellten Charakter ganz wunderbar angepaßt.

Neben dieſen hervorragenden Leiſtungen dürfen wir nicht vergeſſen, der Frl. Ramlo zu gedenken, die das Gedicht von Sapphi, „die kleine Verfolgerin“, mit einer Innigkeit und Wärme recitirte, daß die Hörer tief gerührt wurden.

Der eingelegte Tanz der Damen Herweyh und Blick ſollte nicht als Balletproduction gelten, ſprach aber in ſeiner Einfachheit und anmuthigen Durchführung, ſowie wegen der reizenden Coſtümirung der Darſtellerinnen außerordentlich an.

Die übrigen Damen waren eifrigſt bemüht, ihre Rollen vollſtändig auszufüllen und gelang ihnen dies auch bei dem allſeitigen Eifer vollkommen; die Chöre, die ſie vortrugen, waren mit einer Sicherheit und Vollſtändigkeit gegeben, die alle Anerkennung verdient.

Herr Schubert, der unglückliche Vater, war von einer überwältigenden Komik, ſein gewandtes Spiel, ſeine herrliche Mimik und ſeine volle, kräftige Stimme bekundeten den tüchtigen, nach allen Richtungen hin volles Lob verdienenden Darſteller.

Herr Klein wußte ſich in die kritiſche Lage des in das Garn gelockten Gimpels prächtig zu finden, er hätte zwar Manches feiner nüanciren können, allein im Ganzen war ſeine Leiſtung eine ſehr verdienſtvolle.

Der Direction können wir nur Glück wünſchen, daß ſie im Beſitze ſolch gediegener Kräfte iſt und bitten wir dieſelbe, wenn möglich, doch der letzten Operettenvorſtellung noch eine allerletzte folgen zu laſſen, ihr den Dank des Publikums, ſo weit wir deſſen Stimmung kennen, im Voraus zuſichernd.

Digitized by Google

Feuilleton.

P. Altdeutsche Reim-Uebungen.

Harmloses Gesellschaftsspiel für nicht beschränkte Unterthanen von 17—80 Jahren.

Bajonet — Parlament und Freiheit,
Wie reimt sich das zusammen?
Bajonette blinken und blitzen,
S' Parlament thut sich erhitzen
Und die Freiheit läßt man schwitzen —
So reimt sich das zusammen.

Welt-Friede — Fuchs und Tranben
Wie reimt sich das zusammen?
Welt-Friede' ist nicht von Dauer,
Der Fuchs liegt auf der Lauer,
Die Trauben sind oft sauer —
So reimt sich das zusammen.

Gesetz — Fischnetz und Papstthum,
Wie reimt sich das zusammen?
Gesetz ist, was uns Recht schafft,
Das Fischnetz manchen Hecht schafft,
Papstthum — Pantoffelknechtschaft —
So reimt sich das zusammen.

Najade — Billard — Börse,
Wie reimt sich das zusammen?
Najad' ist eine Nixe,
Auf dem Billard macht man Kickse,
An der Börse giebt's oft Wichse —
So reimt sich das zusammen.

Engländer — Nacht und Beefsteak,
Wie reimt sich das zusammen?
Engländer thun gern boxen,
Nacht lieben die Orthodoxen,
Und's Beefsteak kommt von Ochsen —
So reimt sich das zusammen.

Neueste Weltgeschichte in vier Zeilen.

Wo das Nationalitäts-Recht aufhört, da fängt die französische Intervention an, wo Ruhe und Ordnung ein Ende hat, da fängt Spanien an, wo die Menschlichkeit gegen Empörer aufhört, da fängt England an, wo aber Frankreich mit Conferenzen anfängt, da — fängt der Katzenjammer an.

Gebet eines armen Politikers.

O lieber Gott, laß über Nacht
Ein kleines Land mich erben,
Nicht um des Hermelines Pracht,
Nicht Kronen zu erwerben;
Ich strebe deshalb früh und spät
Nach einem Thron auf Erden,
Um trotz der Legitimität
Depossedirt zu werden.

Das Schönste aber ist dabei:
Sie können uns nicht prellen.
Wir dürfen unsre Rechnung frei
Gleich nach Millionen stellen.
Drum, lieber Gott, mach' mich, wenn's geht,
Zum Fürsten hier auf Erden,
Um trotz der Legitimität
Depossedirt zu werden.

---

* (Was man sich in Amerika von den Altbayern und Pfälzern erzählt.) — Die in Cincinnati erscheinenden „Westlich. Blätter" bringen Folgendes: „Im Jahre 1859 wurden mehrere bayerische Regimenter nach der Rheinpfalz beordert, worunter auch Cavallerie. Auf dem Durchmarsch in der Nähe von Dürkheim ritt ein Chevaurleger-Rittmeister, ein ächter Stockaltbayer vor seiner Escadron her und bewunderte die schöne Gegend. Auf einmal jedoch wandte er sich mit der Frage an einen alten Unteroffizier: „Wachtmeister, was is doos für a Pflonz'n doo?" Der Wachtmeister erwiederte: „Das sind Weinstöck, Herr Rittmeister". „Woos", sagte der Rittmeister, „dees ist also dees Daixerls Gwechs, woß d'revolution macht; oder wordt's nur! (auf die Weinberge zeigend) Alle z'samm miss'ns ausg'riss'n wer'n, Hopfenstongerl miss'ns eini setz's un Bier miss'ns sauf's, biß's so g'scheid sinn wie mir aa."

Pariser Sturm-Petitionen.

Die Schneider.

Erhöht den Lohn! In keinem Fall
Dürft uns'rer Ihr noch spotten,
Sonst mach'n wir die Pariser all,
Zu lauter Sansculotten.

Die Schuhmacher.

Rückt Ihr nicht mit Moneten an,
Soll Euch der Teufel holen,
Wir geben Pech und machen dann
Uns selber auf die Sohlen.

Die Maurer.

Zahlt man den halben Tag nicht voll,
Wird Feierab'nd genommen,
Die „Krönung des Gebäudes" soll
Dann schwer zu Stande kommen.

---

* Daß sie unter einen Hut kommen wollen und müssen, darüber sind alle Deutschen jetzt einig. Nur über die Form des Hutes liegen sie noch im Streit. Allein sobald ein Fremder versuchen wollte, ihn uns anzutreiben, würde er zu seinem Schaden sehen, wie schnell wir eine uns allen passende Form herzustellen wissen.

* Bundesstaat oder Einheitsstaat — ist mir Alles Eins, wenn — wir nur Alle eins sind

Michaelis Germanus.

Digitized by Google

Abonnements-Einladung.

Vom 2. Januar 1868 an erscheint dahier im Verlage des Unterzeichneten wöchentlich dreimal, und zwar Dienstag, Donnerstag und Samstag, ein Local- und Kantonalblatt unter dem Titel

Ludwigshafener Anzeiger,

Wochenblatt für den Kanton Ludwigshafen.

Dasselbe wird das Neueste in der Politik in kurz gedrängter Uebersicht, Land- und Volkswirthschaftliches, Handels- und Verkehrsnachrichten möglichst rasch zu bringen suchen, sowie ein Feuilleton mit gediegenen Erzählungen unterhalten.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich **42 kr.**, und werden Anzeigen mit 2 kr. die dreispaltige Zeile berechnet. Bei mehr als sechsmaliger Einrückung entsprechend Rabatt.

Zu recht zahlreichem Abonnement ladet ergebenst ein

Ludwigshafen a. Rh., im Dezember 1867.

August Lauterborn.

In der Buchhandlung von **Ph. Rohr** in **Kaiserslautern**, (welche sich provisorisch im 2. Stocke des Expeditionslocales der „Pfälzischen Volkszeitung" befindet) ist eine große Auswahl von

Jugendschriften, eleg. Kinderspielen etc.,

als Festgeschenke geeignet, zum Verkaufe ausgestellt.

Im Verlage von Schmidt und Spring in Stuttgart erschien:

Der neue deutsche Jugendfreund

zur Unterhaltung und Veredlung der Jugend, herausgegeben von Franz Hoffmann. Jahrgang 1867. Elegant gebunden. Preis 3 fl. 36 kr.

Vorräthig in der Buchhandlung von **Ph. Rohr** in **Kaiserslautern**.

Neue Badische Landes-Zeitung

Mannheimer Anzeiger.

Täglich **2mal** in Groß-Royal-Format Auflage 6200. Für das I. Quartal 1868 (Januar, Februar, März) im Verlage 1 fl. 15 kr., wozu auswärts noch der Postaufschlag kommt. — Anzeigen die 5spaltige Petitzeile 3 kr.

Hierzu ladet ein

Mannheim, im Dezember 1867

Die Verlagsbuchhandlung **J. Schneider.**

Soeben erschien und ist in der Unterzeichneten zu haben:

Gepfefferte Briefe von Friedr. Hecker.

7 Bogen gr. 8°. Preis 36 kr.

Außer den zwei Briefen, welche Hecker im vorigen Jahre an Freunde über die deutschen Zustände schrieb, sind in obigem Buche eine Reihe weiterer Briefe enthalten, welche namentlich Hecker's Ansichten über die deutsche Kleinstaaterei kundgeben und wohl geeignet sind, das größte Interesse zu erregen.

Buchhandlung von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Bestes Festgeschenk für junge Kaufleute.

In der Buchhandlung von **Ph. Rohr** in **Kaiserslautern** ist stets vorräthig:

Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute.

geh. Preis 2 fl. 42 kr. Eleg. geb. 3 fl. 18 kr.

Schiller's **Gedichte** in 9 kr. i. d. Buchhdl. Ph. Rohr.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 26. Sonntag, den 22. Dezember 1867.

Ein Weihnachts-Märchen.

Draußen fiel der Schnee in großen Flocken, die langsam aus der kalten, stillen Luft hernieder schwebten und die Straßen bedeckten, auf denen das Getümmel sich mehr und mehr gemindert hatte, als der Christabend anbrach. — Drinnen saßen die Kinder in der dunkeln Kammer und blickten erwartungsvoll nach der Thür, die sich öffnen sollte zum Anblick aller Herrlichkeiten des Weihnachtsbaums. Hoffnung, sehnend aufregende Ahnung nahender Freude ist ja immer schöner als der Genuß selbst! Nur leise flüsterten die Kleinen, als fürchteten sie sich vor der Wirklichkeit ihrer Wünsche. — „Jetzt kommt das Christkind!" sagte ein kleiner Knabe und neigte den blondgelockten Kopf lauschend vorwärts; „ich höre das Klingen und Schwirren! Ach, wenn es mir doch ein Schaukelpferd brächte!" — „Das Christkind kommt nicht selbst" — entgegnete mit etwas altkluger Miene ein etwas älteres Mädchen, das sich einbildete, in der dunkeln Kammer die Aufsicht über die Anderen zu führen — „Vater und Mutter bescheeren. Hast Du nicht gemerkt, was für Packete und Körbe die Woche über in's Haus gebracht wurden? Ich bemerke so etwas immer!" — „Ja Du guckst überall hin." — „Weil ich viel klüger bin als ihr!" — „Mama sagt, das sei nicht klug, das sei neugierig." — Das kleine Mädchen sah den Bruder streng an, aber die Dunkelheit war so groß, daß der Blick seine Wirkung verfehlte. — „Horch, nun klingelt's!" — „Nein, noch nicht! Es klirrte drinnen am Weihnachtstisch!" — „Sieh', sieh', wie hell es durch die Spalten der Thür schimmert!"

Während die Kinder so in Hoffnung und Freude, in Erwartung und Sehnsucht plauderten, saß still und allein in der entferntesten Ecke des Zimmers ein etwas größerer Knabe. Ihm schlug das Herz nicht hoch vor Freude, ihm schlug es schwer aus der Fülle von Schmerz; sein Auge suchte nicht die schimmernde Spalte in der Thür, es füllte sich mit Thränen. Arm und verlassen ist das Kind, das am Christabend weinen muß! Ach, er hatte ja kein Theil an der Freude! — die Mutter, die den fröhlichen Kindern den Weihnachtsbaum bereitete, war nicht die seinige; das Herz, das so warm für das einzige Kind geschlagen, ruhte schon tief drei im Grunde, und von da an, wo es aufhörte zu schlagen, ward es dem Kinde schauernd unheimlich in seiner Heimath — „An verwaister Stätte schalten wird die Fremde, liebeleer!" — Die Stiefmutter ging kalt an ihm vorüber, ihre eigenen Kinder erfüllten ihr ganzes Sein. Den Vater, in Berufsgeschäften festgehalten, sah er kaum; — dies Alles ging durch des Knaben Seele, und Thräne auf Thräne fiel aus seinen Augen, bis seine Vorstellungen undeutlicher wurden, sein Haupt sich neigte und er sanft einschlief.

Da war es ihm, als befinde er sich noch immer in der dunkeln Kammer, aber allein; die Anderen waren hinausgeeilt, den Freuden des Weihnachtsbaumes entgegen. Eine seltsam weite Lichtung bewegte sich jedoch durch das Gemach, und wie der Knabe genauer hinschaute, gewahrte er eine zarte weibliche Gestalt, die mit wunderhaft lieblichem Ausdruck zu ihm niedersah; grenzenlose Liebe und tiefes Weh blickten aus den strahlenden Augen. — „Mein Kind!" rief es ihm zu — es klang wie Jubel und Weinen, so schmeichelnd und innig — „mein Kind!" rief es nochmals und geöffnete Arme strebten nach ihm hin. — „Mutter! liebe, liebe Mutter!" jauchzte der Knabe und stürzte an ihre Brust; „Du bist wiedergekommen, Gott hat mein Gebet erhört! O, laß mich nicht wieder allein, oder ich muß mich todt weinen! Sieh', es ist Weihnacht, heiliger Abend, und ich bin hier allein in Dunkelheit und Schmerz. Aber Du bist gekommen, nun wird Alles, Alles gut! O wie sehr, wie unendlich habe ich mich nach Dir gesehnt!" — Die Gestalt zog das Kind an die Brust und flüsterte: „Ich war immer bei Dir, Du armes Kind! Und weil es für Dich kein Christgeschenk geben sollte, kam ich um Dir zu bescheeren, um Dir zu bringen, was Dir fehlt, was schöner ist, als jegliche Weihnachtsgabe, nicht vergeht in Noth und Tod — die Mutterliebe!"

Und da sie das Wort aussprach, tönte es wie von hundert Glocken, strahlende Helle erfüllte das Zimmer, die Wände und die Decke weiteten sich und in Glanz und Flimmer stand ein weiter Weihnachtsbaum da. Wie da es glänzte und glitzerte, rauschte und tönte! Von all' der Pracht geblendet, starrte der Knabe auf die Bescheerung, während Wonneklänge, wie Engelgesang ihn entzückten — „Mutterliebe!" tönte es aus dem Baum; „Mutterliebe!" so erfüllte der Wiederhall das Gemach; „Mutterliebe!" sangen die Unsichtbaren. — Das Herz geschwellt von unnennbarem Glück wandte sich der Knabe zur Mutter; — da ward es dunkler und dunkler, — die Lichter erloschen, — die Gestalt ward schattenhaft. — „Ich bin immer bei Dir, mein Sohn!" flüsterte sie und verschwand. Ein Schrei entrang sich der Brust des Knaben — er erwachte.

Hinausgeeilt waren längst die Anderen, der Bescheerung sich zu freuen. Durch die offene Thür

Digitized by Google

ſtrömte der Glanz des Baumes; vor ihm aber ſtand ſein Vater und fragte mit weicher Stimme: „Was thuſt Du hier ſo allein am Chriſtabend?“ — Der Knabe ſah wie träumend zu ihm auf und antwortete dann: „Die Mutter war bei mir! Das war der ſchönſte Weihnachtsabend, den ich erlebt!“ — und erzählte nun, was er geſehen. Der Vater wandte ſich ab, die Thränen zu verbergen, die unaufhaltſam hervordrangen, dann umfaßte er ſanft ſein Kind, es hinauszuführen zur Theilnahme an der Freude. Vor ſich hin aber ſprach er aus tiefſtem Herzen: „Mutterliebe!“

Vor dem Feſte.

Wenige Tage noch, und zahlreich wie die Thautropfen am Frühlingsmorgen, werden fröhliche Augen leuchten, in den Zimmern, in welchen der Tannenbaum einen künſtlichen Frühling heraufzaubert. Einige Stunden hindurch wird die ganze germaniſche Welt einig ſein — in der Seligkeit. Um alle Deutſchen bis hin zu den Goldgräbern an den fernen Gruben Californiens, dem Schafhirten in Südauſtralien, dem Schiffer an der chineſiſchen Küſte wird eine Perlenkette freudig glänzender Augen ſich ſchlingen. Und auch das harte Herz wird am Weihnachtsabend ſich dem Mitgefühl öffnen, auch die geſtählte Seele wird eine Regung der Theilnahme mit dem Elend empfinden. Auch in den Kerker wird ein überirdiſcher Lichtſtrahl fallen, auch in dem engſten Raum, in der dunkelſten Seele wird einen Augenblick das Menſchenbewußtſein aufblitzen. Wie das Schiffſein am Webſtuhle, wird durch die getrennten Fäden der menſchlichen Geſellſchaft die Freude laufen und ſie in einander verſchlingen — auf wenige Stunden.

Aber den nächſtliegenden Anlaß zum Mitgefühl werden Wenige ergreifen. Den Schatten, der in die hellerleuchteten Räume, auf die Goldſchaumflitter und die bunte Pracht der Geſchenke fällt, werden Wenige ſehen. Die Thränen, die über den unvollendeten Geſchenken gefloſſen, die Seufzer, mit denen jeder Fortſchritt der Arbeit begleitet wurde, werden Wenige bemerken. Dem Gedanken, aus wie viel tauſend und aber tauſend Qualminuten eine einzige Stunde unſeres Glückes zuſammengeſötet iſt, werden Wenige Raum geben.

Ende Juli 1863 brachten ſämmtliche Londoner Blätter einen Artikel mit der Senſations-Ueberſchrift: Death from simple Overwork — Tod in Folge einfacher Ueberarbeit. Ein zwanzigjähriges Mädchen, Marie Anne Walkley, war in der Hofputzmanufactur einer Frau Eliſe beſchäftigt geweſen. Die Arbeiterinnen in dieſem Geſchäft hatten durchſchnittlich ſechszehn und eine halbe Stunde täglich zu arbeiten, während der Saiſon aber manchmal dreißig Stunden hintereinander, indem ihre gelegentlich verſiegende Arbeitskraft durch Sherry, Portwein oder Kaffee ſtimulirt wurde. Es war gerade die Höhe der Saiſon. Fräulein Walkley hatte gleich den andern 60 Mädchen im Geſchäft ſechsundzwanzig und eine halbe Stunde hintereinander gearbeitet, damit die Prachtkleider der Ladies zu dem Huldigungsballe der ſo eben eingetroffenen Prinzeſſin von Wales fertig wurden. Am Freitag erkrankte ſie, am Sonntag war ſie todt. Nach dem Tode wurde auch der Arzt gerufen, der vor der Coroners Jury bezeugte, Marie Anne Walkley ſei geſtorben an langen Arbeitsſtunden in einem überfüllten Arbeitszimmer und überengen, ſchlecht ventilirten Schlafgemache. Die Jury konnte natürlich den Vorwurf auf der „reſpectablen“ Hofputzmacherin nicht ſitzen laſſen; ſie entſchied, die Unglückliche ſei „an Apoplexie“ geſtorben, aber der Tod ſei durch Ueberarbeit beſchleunigt worden.

Der deutſchen Preſſe ging's wie jenen Menſchen, die hundert Meilen weit in's Bad reiſen, um einen Sonnenaufgang zu bewundern, während ſie den Genuß viel billiger und bequemer zu Hauſe haben könnten, wenn ſie nur aufſtehen wollten. Durch unſere geſammte Preſſe lief die Geſchichte von der armen Marie Anne, begleitet von Ausdrücken des Entſetzens über das Loos der weißen „Sklaven“. Und doch war das Geſchick des Fräulein Walkley noch ein glückliches, verglichen mit dem von hunderttauſend deutſchen Handarbeiterinnen. Doch arbeiten in unſerer Saiſon, vor dem Weihnachtsfeſte, die Nähterinnen, Putzmacherinnen und namentlich die Tapiſſerie-Arbeiterinnen noch viel anſtrengender, als ihre engliſchen Leidensgenoſſinnen.

Und doch haben unſere „weißen Sklavinnen“ Beef und Thee, die den engliſchen Arbeiterinnen zu Theil werden, oft kaum geſehen, viel weniger genoſſen. Und doch können ſie nicht mit Sherry, Portwein und Kaffe, oft nicht einmal mit einem Töpfchen Eichorienbrühe ihre Arbeitskraft aufſtachеln, ſondern meiſt nur mit der Furcht vor dem eigenen Hunger und dem Hunger der Ihrigen, vor der unausbleiblichen Folge einer Erholungspauſe.

Von früh bis in die ſinkende Nacht muß eine Handarbeiterin thätig ſein, wenn ſie genugſam verdienen will, um nicht allzu raſch zu verhungern. Alle die Mädchen, welche nicht in der Familie eine geringe Unterſtützung finden, oder im Laſter eine Erwerbsquelle ſuchen, arbeiten in den Geſchäften 12 bis 14 Stunden täglich, nehmen dann noch Arbeitsmaterial nach Hauſe, ſitzen bei der troſtloſeſten Beleuchtung, bei der das verwöhnte Auge der Wohlhabenden keinen Faden zu erkennen vermöchte, bis ſpät in die Nacht, bis ihnen die überangeſtrengten Augen zufallen, um nach wenigen Stunden unruhigen Schlafes wieder zur Nadel zu greifen.

Seit dem Leipziger Frauentage haben ſich in manchen Orten Vereine zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geſchlechts gebildet; aber die Bewegung hat, nach allen Eingeſtändniſſen ihrer Urheber, den einzigen Zweck, den Töchtern der ſogenannten „beſſeren Stände“ zu helfen, denſelben Mädchen, die, weil ſie ſich der ehrlichen Arbeit ſchämen,

Digitized by Google

durch ihre unter Discretion betriebene Concurrenz, das Elend der für das trockene Brod thätigen Handarbeiterinnen hauptsächlich verschulden.

Für letztere hat noch kein Verein, keine Lette'sche Denkschrift, kein Frauentag gewirkt. Es lassen sich bei der Agitation für die Unglücklichen freilich keine Phrasen von Gleichbefähigung und Gleichberechtigung des weiblichen Geschlechts anbringen, keine Träumereien von künftigen weiblichen Professoren, Ministern, Generalen hegen; wahrscheinlich ist dafür auch nicht die Protection gekrönter Häupter zu erlangen. Aber für die Demokratie ist hier ein unabsehbares Wirkungsfeld gegeben, und, wenn rasch ans Werk gegangen wird, ein unendlicher Segen zu schaffen. Erst wenn auf die Weihnachtsgeschenke, die wir geben und empfangen, keine Thränen der Armen und Elenden mehr geflossen sind, dann erst wird der Schatten schwinden, der jetzt unsere zur Weihnachtsfeier erleuchteten Wohnzimmer verdüstert.

Ein weiblicher Crusoe.

Ein englischer Reisender, Hearne, der in den Jahren 1769—1771 mehrere Entdeckungsreisen nach dem nördlichen Eismeer unternahm, erlebte unter vielen seltsamen Abenteuern das folgende, welches einen bemerkenswerthen Beitrag zu den jahrlreichen — wahren und erdichteten — Robinsonaden liefert.

Als Hearne mit mehreren indischen Führern im hohen Norden Amerikas nicht weit von dem Athabascasee reiste, gerieth einer seiner Begleiter plötzlich auf die Spur eines seltsamen Schneeschuhs. Voll Erstaunen über eine solche Erscheinung in einer Gegend, die weit von jeder menschlichen Wohnung entfernt lag, verfolgten die Indianer die Spur und gelangten nach einiger Zeit an eine kleine Hütte, aus Schnee und Treibholz erbaut, in der sie ein junges Weib erblickten, das ganz allein sich darin aufhielt. Sie verstand ihre Sprache und ließ sich leicht überreden, ihnen nach dem Zelte des Reisenden zu folgen. Dort erzählte sie auf Befragen ihre Geschichte.

Sie gehörte zu den Dogribindianern, die lange Jahre mit den Tsekanies, einem andern Stamme der Athabascafamilie, in Fehde gelebt hatten. Von letzteren war sie im Sommer 1768 gefangen genommen und in die Sclaverei geschleppt worden. Einige Zeit darnach war es ihr gelungen, ihrem Herrn zu entfliehen, aber sie verfehlte den Rückweg zu ihrem eigenen Stamme und gelangte nach manchen mühseligen Irrfahrten an den Ort, wo sie jetzt gefunden worden war. Dort machte sie sich daran, ein Obdach für den Winter zu errichten und darin ihr einsames Hauswesen zu beginnen. Sieben Monate hatte sie so verlebt ohne ein Menschenantlitz zu sehen, ganz und gar auf ihre eigene Kraft angewiesen. Aber wovon hatte sie gelebt? wird der Leser fragen. Sie antwortete auf diese Frage, sie habe auf ihrer Flucht einige Hirschsehnen mitgenommen. Daraus habe sie Schlingen gemacht und damit Rebhühner, Kaninchen und Eichhörnchen gefangen, ja sie hatte sogar einige Biber und Stachelschweine getödtet. Als die Schlingen, die sie zuerst gemacht, verbraucht waren, verfertigte sie neue aus den Sehnen, die sie aus den Beinen der gefangenen Kaninchen und Eichhörnchen sorgsam herauslöste. Aber nicht für ihre Speisekammer allein hatte das umsichtige Weib gesorgt, sondern auch für ihre Toilette. Aus den Häuten der verschiedenen Thiere hatte sie einen Winteranzug gefertigt, der nicht nur warm und bequem, sondern — nach Hearnes Ausage — auch geschmackvoll und zierlich, wenngleich etwas buntscheckig aussah. Sie hatte diesen Anzug und außerdem ein paar solide Schneeschuhe zu Stande gebracht mit dem zerbrochenen Stiel einer Pfeilspitze, und dem Fragmente eines eisernen, roh mit einem Messer scharfgemachten Reifen, die sie ebenfalls aus ihrer Gefangenschaft mitgenommen hatte. — Am meisten Mühe hatte sie gehabt, ihr Feuer im Gange zu erhalten. Mit zwei schwefelhaltigen Steinen konnte sie durch heftiges Reiben ein paar Funken hervorbringen und damit eine Hand voll loser Holzfasern entzünden, jedoch die Arbeit war mühsam und langwierig und mußte oft von Neuem begonnen werden. Aber sie war unermüdlich thätig. Wenn sie von der Jagd zurückkehrte und ihr Mittagsmahl beendet hatte, beschäftigte sie sich damit, die dünne innere Rinde von Weidenbäumen abzuschälen, die sich zahlreich in der Nähe ihrer Hütte befanden und daraus eine Art Faden zurechtzudrehen. Davon hatte sie bereits mehrere hundert Ellen fertig, und, es war ihre Absicht, später daraus ein großes Netz zu machen, um Fische zu fangen, sobald das Eis wiche und die Ströme frei würden.

Hearne sagt von diesem merkwürdigen weiblichen Crusoe in seinem Tagebuch: „Sie war eine der schönsten Frauen, die ich irgendwo in Nordamerika erblickt." Es scheint, daß seine indischen Führer derselben Ansicht waren und daß sie, außer ihrer stattlichen Erscheinung auch den Werth ihrer Geschicklichkeit wohl zu würdigen wußten. Jeder von ihnen hätte sie am liebsten zu seinem Weibe genommen; so beschlossen sie denn, gemäß der Sitte ihres Stammes, miteinander um sie zu ringen; sie willigte ein, der Kampf begann, und sie reichte dem Stärksten der Gesellschaft, der alle Anderen niedergeworfen hatte, ihre Hand und machte so ihrem traurigen Einsiedlerleben ein Ende.

Garibaldi über die Schlacht bei Mentana.

Es wird demnächst über die Schlacht, oder vielmehr die Schlächterei bei Mentana ein Bericht Garibaldi's erscheinen. Einstweilen werden folgende, darin vorkommende Einzelnheiten von Interesse sein:

Am 30. Oktober waren bei Garibaldi 7000 Mann. Er war an diesem Tage dicht vor Rom angekommen und ließ vor den Thoren der Stadt eine Kundschaftung anstellen. Zwischen dem 1. und 3. November fanden unter seinen Freiwilligen zahlreiche Ausreißereien statt; seine Streitkraft schmolz in

Digitized by Google

Folge davon auf etwa 6000 Mann herunter. — Einschaltungsweise ſoll hier aus anderer Quelle beigefügt werden, daß florentiniſche Regierungs-Agenten, die auch in Rom beim dortigen „National-Ausſchuß“ und bei der „Junta“ abwieglerisch thätig geweſen waren, unter den Rothhemden in ähnlich verderblicher Weiſe ſich umthaten, indem ſie vorſtellten: in Rom werde keine Erhebung erfolgen; Frankreich miſche ſich überdies ein, der Kampf bleibe alſo jedenfalls erfolglos; es werde nur nutzlos Blut vergoſſen u. dgl. m.

Von ſeinen 6000 Mann ſtellte Garibaldi aus Gründen, die hier nicht näher zu erörtern ſind, 400 bei Monterotondo und 1400 zur Beobachtung bei Monteceli und einem anderen Dorfe auf. Er hatte alſo am Tage des Abmarſches, am 3. Novbr., nicht mehr als 4200 Mann bei ſich, mit denen er gegen Tivoli hin aufbrach.

Man hat die Verzögerung dieſes Abzuges vom militäriſchen Geſichtspunkte aus hart beurtheilt. Der Zuſammenhang war dieſer: Im Laufe des 2. Nov. war eine Ladung Schuhwerk im Garibaldi'ſchen Lager eingetroffen, und es zeigte ſich bald, daß die ſchlecht gekleideten, halb verhungerten, auf ausgetretenem Lederwerk oder barfuß umhergehenden Rothhemden nicht verhindert werden konnten, ſich die Schuhe anzueignen, ſelbſt auf die Gefahr hin, vom Feinde überraſcht zu werden. Die Herren von der franzöſiſchen Armee, bei denen das Montur- und Verpflegungsweſen am Schnürchen geht, mögen darüber ſpotten. Wer mit freiwilliger Mannſchaft unter ähnlichen Umſtänden zu thun gehabt hat, wird den Vorfall anders beurtheilen.

Da die Austheilung des Schuhwerkes mit Regelmäßigkeit vollzogen werden mußte, ſo konnten die Freiſchaaren erſt am 3. Nov. um 11 Uhr Morgens abziehen. Plötzlich angegriffen, leiſtete Garibaldi mit ſeinen 4200 Mann das Außerordentliche; in einem von ihm befehligten Bajonnet-Angriff warf er die ganze Heerſäule der Päpſtlichen zwiſchen halb zwei und drei Uhr zurück. Es ſoll ſich bereits unter dieſer Heerſäule ein Bataillon der eigentlichen franzöſiſchen Armee befunden haben, von welchem in den officiellen Berichten keine Erwähnung gethan wird.

Erſt dann, nachdem die flüchtigen Papſtſoldaten auf längere Entfernung verfolgt worden waren, brachen die in Bereitſchaft ſtehenden Franzoſen mit ihren Chaſſepot Gewehren in größerer Maſſe hervor. Von da an war der Kampf nur noch eine einſeitige Metzelei. Die franzöſiſchen Truppen beſtanden aus ſechs Bataillonen, einer ha'ben Batterie Geſchütz und einer Reiterrotte, im Ganzen 4000 Mann. General Kanzler gibt ſeinerſeits 2913 Mann und eine Batterie Geſchütz zu — ſo daß im Ganzen 6913 Mann, mit Artillerie, Reiterei und Präciſionswaffen verſehen, auf die 4200 elend bewaffneten Garibaldianer eindrangen, die nur zwei dem Feinde abgenommene kleine Kanonen mit ſich führten.

Das war die große Siegesthat des December-Mannes!

Ein Dichter aus dem Volk.

Die Dichtkunſt ſtieg zu Ende des Mittelalters von den Burgen des Adels und von den Höfen der Fürſten herab in die bürgerliche Kreiſe, in die Werkſtätten und Wohnſtuben der Handwerker, wo ſie faſt allein noch Schutz und Pflege fand. Wie in dem früheſten Mittelalter die ritterliche Kriegskunſt das Fußvolk und die ritterliche Dichtkunſt die volksthümliche verdrängt hatte, ſo war der Gebrauch des Fußvolks allmälig wiedergekehrt und auch die verlaſſene Poeſie ſuchte von Neuem ihre Zuflucht bei dem Volke. Aber den damaligen bürgerlichen Einrichtungen gemäß mußte die Dichtkunſt unter den Händen des Handwerkes zünftig werden: ſo entſtand die Meiſterſängerzunft, die bei den Königen und Fürſten trotz ihrer bürgerlichen Herkunft ſich in Achtung zu ſetzen wußte und ihr eigenes, großes, reichsmäßiges Wappen hatte. — Ein Meiſter unter den Meiſtern, der Nürnberger Schuhmacher Hans Sachs, war es, der den Sängerſchulen und Meiſterliedern zum größten Anſehen in allen deutſchen Ländern verholfen. Schon früh hatte den Sohn des Schneiders Sachs die reinſte Begeiſterung für Geſang und Dichtkunſt erfüllt, und ein Leineweber, Runnebeck, war ſein erſter Lehrer. Aber es trieb ihn noch weiter hinaus in die Fremde, wo er ſich nicht nur im Handwerk, ſondern auch in der Kunſt des Dichtens vervollkommnen wollte, denn die „Regeln“ der Kunſt ſtanden damals ſo hoch in Anſehen, als das Talent ſelbſt. Wo er hinkam, war er bald ein geſchätztes Mitglied der Schule. Er war ſiebenzehn Jahre alt, (1511) über Regensburg, Salzburg, Paſſau bis nach Hall und Innsbruck in Tyrol gegangen, kehrte über München, Zürich an den Rhein, wo er bis Aachen und von da nach Lübeck kam, um quer durch Deutſchland gen Wien zu ziehen. Zu Frankfurt am Main war er als Meiſter des Geſanges freigeſprochen worden. Mit welcher Hingebung und Selbſtverleugnung er die Kunſt pflegte, erzählt er ſelbſt:

„Spiel, Trunkenheit und Buhlerey
und ander' Thorheit mancherley
ich mich in meiner Wanderſchaft
entſchlug und war allein behaftt
mit herzenlicher Lieb und Gunſt
zu Meiſtergeſang der löblichen Kunſt.“

Das Geſehene und Gehörte prägte ſich leicht dem offenen Sinne ein, ſo daß er nach vierjähriger Wanderung mit einem reichen Schatze von Erfahrungen und Kenntniſſen heimkehrte. Fünfundzwanzig Jahre alt machte er in Nürnberg ſein Meiſterſtück, und ſein Anſehen als Meiſterſänger ſtieg von Tag zu Tage. Beſonders ſeit 1525, wo Nürnberg die Reformation annahm, war er für dieſe und der dortigen Singſchule Zwecke thätig. Zahlloſe Meiſterlieder, welche einen unerſchöpflichen Born der Erfindung und

Digitized by Google

ein seltenes Talent der Form bekundeten, entstanden in der engen Werkstatt des Meisters der Schusterzunft, der darob sein Handwerk nicht versäumte. Dichten und Arbeiten, Arbeiten im Schweiß des Angesichts vertrug sich damals noch gar gut. Hans Sachs schrieb Lieder für seine Singschule, verfertigte für sie Gesangbücher, bildete eine Menge Schüler heran und hielt streng auf die Gesetze der sogenannten „Tabulator", um der Gesellschaft ihre Basis mehr und mehr zu festigen. Nürnberg zählte damals nicht weniger als zweihundert und fünfzig Meistersänger. — Wie hoch Sachs geschätzt wurde, zeigt Neudörfer in seinem gleichzeitigen Büchlein: „Nachrichten von den vornehmsten Künstlern und Werkleuten", denn er findet es billig, daß er „ihn einen deutschen Poeten nenne: obgleich derzeit Hans Folz, Balbierer, sehr hoch in deutschen Versen und Fastnachtspielen zu machen berühmt gewesen ist, so ist er doch gegen diesen Sachsen zu vergleichen ganz nichts". Hans Sachs war ein Gelehrter im volksmäßigen Sinne, er kannte die alte und neue Literatur, die Griechen und Römer, und die Bibel — in ihren Verdeutschungen, und trug gern ein Bischen seine Gelehrsamkeit zur Schau, aber ebensoviel, wo nicht mehr Freude hatte er an den Sagen und Märchen und sonst Geschichten der Heimath, deren Kunde das Leben selbst und die Gesellenwanderschaft ihm eingebracht. Er war ein überaus fleißiger und kluger Arbeiter. Ueber Alles, sagt Marggraff, was er erlebte und sein Inneres bewegte, was sein Herz erfreute oder betrübte, seine Gedanken ordnete oder verwirrte, suchte er sich mit der Feder in der Hand Rechenschaft zu geben, und so entstanden seine gereimten Erzählungen, seine allegorischen Traumbilder, seine herrlichen Kampf- und Widerredegespräche, seine Lieder, Schwänke und Fabeln, seine kurzweiligen Fastnachtsspiele, seine ehrbaren Komödien und seine strengen Tragödien. Seine geistlichen Lieder, wie die beiden: „Warum betrübst du dich, mein Herz?" und: „Wach' auf, meines Herzens Schön", gehören noch heute zum Besten unseres christlichen Liederschatzes, und seine dramatischen Dichtungen erhoben sich zuerst über die rohe, ungegliederte Geschäftsform des Rosenplüt und Folz. Seine Komödien sind freilich nur hausgebackene handgreifliche Bilder des bürgerlichen wirklichen Lebens, aber er rügt mit feinem Verstande und schalkhaftem Sinn die Thorheiten und Fehler seiner Zeitgenossen während seine Tragödien sich zum Theil schon über den Kreis des gewöhnlichen Lebens zu einer selbstständigeren Gestaltung allgemein geschichtlicher und allegorischer Stoffe erheben. So umfaßt der einfache Handwerker, der keinen Augenblick Hammer und Pfriemen versäumt, bereits die ganze Welt der Poesie wie kein Dichter vor ihm, und wenn wir bewundernd vor der Schusterbank stehen und in das ehrwürdige Greisengesicht sehen, so werden wir noch mehr staunen, wenn uns der achtundsechzigjährige Mann selbst erzählt, daß er von 1517 bis 1563 nicht weniger als 2475 Meisterschulgesänge, nach 275 Meistertönen, 208 Komödien und Tragödien, 1492 Schwänke und Fabeln, 73 geistliche und Kriegslieder, zusammen 1048 größere und kleinere Gedichte verfaßte, die 34 von ihm selbst eigenhändig geschriebene Folianten füllten. So durfte der fleißige Mann der Besten einer unserer Nation, sein Haupt ruhig niederlegen, als er am 20. Januar 1576, — 81 Jahre, alt starb. Auf der Wetterscheide zwischen alter und neuer Zeit steht, wie Luther auf geistlichem, so Hans Sachs auf weltlichem Boden. Wir können den Schuster von Nürnberg darum nicht genug schätzen und hochachten.

P. Neueste Stenographie.

Langweilig ist die Schreiberei
Bei vielen langen Worten
Drum setze Zeichen man dafür
Doch nur von kurzen Sorten.

Wenn's „Staatsanleihe" geben soll,
So wird blos „E!" geschrieben,
Den „Orden" und den „Hoflief'rant"
Nennt „O!" uns nach Belieben.

Wenn man das „Volk" bezeichnen will,
Schreibt eine Null (0) man nieder,
Den „Reichstag" — setzt man unter Null, (0)
So ist man fertig wieder.

Für „Ritter" machet nur ein Kreuz, (†)
Stammt zu besond'rem Reize
Er aber ab von Mecklenburg,
So machen wir drei Kreuze. (†††)

Den Ausdruck: „Deutscher Südstaats-Bund"
Wird man durch „Bu!" erreichen,
Der frommen Väter Existenz
Nennt man ein Fragezeichen (?)

Der Satz: „Ganz Deutschland soll es sein!" —
Soll der zur Geltung kommen,
So macht man einen großen „Klex",
Der unklar und verschwommen!

Stadt-Theater in Kaiserslautern.

** Der „Kurmärker und die Picarde", das kokette Genrebildchen mit seinem warmen Colo it, seinen zierlichen Arabesken, das zwar schon ziemlich alt, aber noch lange nicht der Pensionskofferschen Reactionaires-Rhode bedarf, da es immer gleich frischen Eindruck zurücklässt, mußte uns so mehr neues Interesse erregen, als es in jede zärtlichere Lücke uns entrollt wurde. Frl. Widmann, (Picarde), plauderte sich in solch reizendem Gestühle, mit solch natürlicher Grazie und in so naiver origineller Coquetterie, daß von vornherein gewiß jeder der Zuschauer überzeugt war, daß die ihr zugedachte soubrette sich in einen süßen Kuß umwandeln müsse. Gelang es ihr auch vorläufig noch nicht ganz, das schwierige Intrigo ihrer Rolle wiederzugeben, so war dafür das Spiel so lebendig, so lebensvoll, daß es nicht allein den biederen Schultz, sondern auch alle Hörer mit fort-

Digitized by Google

reizen mußte. Herr Klein trug als Schulze sein redliches Theil dazu bei, die gewecte Stimmung des Publikums noch zu erhöhen. Ohne in das Burleske zu verfallen, wußte er doch seinem eckigen, rauhgeschnitzten Märker einen Humor einzuhauchen, der gerade, weil er so natürlich, den größten Effekt erzielte. Seine Mimik war äußerst maßvoll, ohne monoton zu sein, seine Bewegungen ganz der jeweiligen Situation genau angepaßt und der angeschlagene Ton munter und fest. Die Langscene war von gelungener Steigerung und die Verabredung des Rufes von solcher Komik, daß Alles in die größte Heiterkeit ausbrach. Man sah, daß wenn Herr Klein mit voller Seele bei seiner Rolle ist, er Bedeutendes zu leisten vermocht, namentlich in der Darstellung von Charakteren; wir legen ihm darum nochmals an das Herz, sich diesem Fache mit aller Entschiedenheit zu widmen.

„Ein Oberst von 18 Jahren" kann in der Jetztzeit, wo der Mann nach seinen Verdiensten gewerthet und erst nach Sammlung reicher Erfahrung zu höheren Chargen berufen wird, nur noch in dem phantastischen Oberstübchen eines Lüttenbichters existiren. Früher, in der antediluvianischen Adelsperiode, wo der Mensch erst bei dem Baron begann und nicht etwa nach seines Wissens Vielseitigkeit, sondern lediglich nach seiner Krone Vielseitigkeit taxirt wurde, in dieser von Mecklenburger Junkern und Berliner Taillen-Männern noch hochverehrten, unvergeßlichen Zeit, konnte, zumal in Frankreich solch eine Knopfs-Hydra freilich berufen sein, als stammelndes Kind schon das Commando über bärtige Krieger zu führen. Ein Marquis von 18 Jahren, das irgend eine Connexion zwischen Ursprungs bei einer Pompadour, einer Dubarry hatte, war leicht im Stande, Regimentsinhaber und Commandeur zu werden, wenn er auch von militärischen Dingen nicht das ABC und von sonstigem Wissen kaum mehr als dieses lostatte. Genügte es ja doch, wenn der hoffnungsvolle Kriegsheld sein Menuett fehlerlos tanzte, wenn er gut zu sticken wußte und vor Allen Schulden machen und die Weiber verführen konnte. Mit solch einem Hannibal im Weiberrocke haben wir es in unserem Stücke zu thun, nur daß derselbe etwas Grütz im Kopfe und Muth in der Brust hat, welch' letzterer ihm in der Schlußscene sehr zu Statten kommt, wo durch sein beherztes Auftreten die Meuterei im Regimente, die er durch seine Unerfahrenheit und Unbesonnenheit hervorgerufen, unterdrückt wird.

Frl. Widmann, mit der Rolle des Obristen betraut, gewann gleichsam im Auftreten schon die Sympathieen des Publikums, denn sie gefiel fast noch besser, als sie spielte und sie spielte wirklich recht gefällig. Ihre Munterkeit, ihre naive Keckheit war von überraschender Wirkung. Es war volles, ganzes Leben in diesem frischen Uebermuthe und eine hinreißende Natürlichkeit in diesem soldatischen Backfische, dreißiger sahen wir die Künstlerin noch nie; jedes ihrer Worte schimmerte in frohe lender Heiterkeit und selbst manche Manierlichkeit im Spiele war so liebenswürdig, daß man ihr nicht gram darüber sein konnte. Wie kokett führte sie die Scene, wo sie Alles in Aerger schickt, durch, wie komisch warf sie sich in die Brust, bei der Anrede der Meuterer.

Herr Ackermann als Grieser wußte seiner Rolle ein so feines Relief zu geben, daß wir deren Durchführung als eine entschiedene frische Künstlerleistung bezeichnen müssen. Die Carricatur, die in unsern Lustspielen vorherrscht, macht es dem Schauspieler zur Pflicht, das Gewagte zu mildern, aus groben Strichen feinere zu machen; dadurch, daß sie sich selbst beschränken, werden sie für lebenswahrer und gefälliger. Herr Ackermann folgte diesen Sätzen in anerkennenswerther Weise und so gelang es ihm auch, ohne dabei den ächten, ungezwungenen Humor bei Seite zu lassen, das Musterbild eines Tückenwurms und ängstlichen Pedanten aus vorzuführen, an dem sich unsere Lachmuskeln ganz gehörig erholen konnten. Wie schwindet trocken und doch wie urkomisch war gleich sein Gintere, welch feine Mimik entwickelte er bei der Ansprache des Majors, der ihm für den neuen Obristen hält und welche Fülle von Laune zeigte er beim Exercitium. Da war keine Uebertreibung zu merken, obwohl die Rolle leicht dazu verleitet, hier war nichts von Possenreißerei zu sehen, kein Witz ging immer im Trab, nie im Haustrok.

Herr Giegold bildete als Major ein würdiges Gegenstück zu seinem gelbschnabeligen Obristen. Das war der Kamaschen-Offizier, wie er leibt und lebt, der alte Haudegen, der wohl besser mit der militärischen Disciplin, als mit strategischem Wissen bekannt ist und darum auch trotz Schlachten und Blessuren es in 52 Dienstjahren blos zum Major gebracht hat. Sein Spiel war durchweg sehr gut, nur im zweiten Dialog mit dem Obristen schlug er einmal ein etwas bedenklich schleppendes Tempo an, was das Interesse an dieser Scene wesentlich abstumpfte.

Herr Specht und Klein, die beiden Lieutenants, füllten ihre kleinen Rollen, wie immer, zu aller Zufriedenheit aus und Frl. Giegold nebst Herrn Morris waren bestrebt, das Beste aus ihren Partieen zu machen.

Von der Posse „Doctor Peschke", die trotz mancher veralteter Schnuren eine schlagfertige, witzige und in ihren Verwickelungen anziehende ist, darf gesagt werden, daß sie mit großer Laune und Beweglichkeit durchgeführt wurde. Es ist ein leichter, geistlicher Scherz darin, der uns bis zum Schlusse in der behaglichsten Heiterkeit erhält. Der Dichter zeigt uns, wie unter den brutigen Verhältnissen die Bekanntschaft mit einem Barbier, von unberechtigtem Werthe sein kann, da diese Geschicksverschönerungsmissionäre mit Witz und der Welt auf vertrautem Fuße leben, durch ihre Geschwätzigkeit Alles zu Ohren reden gehen und dabei oft zufällig wertvolle Geheimnisse erfahren, und jedenfalls Gelegenheit genug haben, die Schwächen derer, die zu ihrem Messer verdammt sind, zu erlauern. Eine mal dies erreicht, sind sie nun auch am besten vertraut mit den Aniffen und Kniffen, die angewandt werden müssen, um ein vorgestecktes Ziel zu erjoren. Im gegebenen Falle sucht ein junger Mensch um eine Stelle nach, er kann aber wegen des unverschämten Bedientenpackes nicht bis zu dem gelangen, der über die Stelle zu verfügen hat. Ein Zufall führt ihn nach erlittener Abweisung mit dem Barbier seines Vaters zusammen, der ihm zeigt, wie er vor Allem, um zum Ziele zu kommen, die verschiedenen Herren des Antichambre's, die Bedienten und Kanzisten, gewinnen müsse, den einen sängt er durch Bestechung, den andern durch Schmeicheln, den dritten durch Liebenswürdigkeit und wiederum einen durch angeregte Eifersucht. Die Mittel wirken drastisch, unser Mann gewinnt die ganze dienende Clique, von der Zofe bis zum Portier herab, als Alliirte und erhält durch ihre Vermittlung seine Stelle.

Der Schwerpunkt der Rollen im Stücke liegt in der des Peschke, die sich in den meisterhaften Händen des Herrn Ackermann befand, der mit bewundernswürdiger Capacität und festaunlicher Naturtreue seinen schaumschlagenden Zigaro gab. Seine Maske schon konnte kaum besser gen Ekel sein und war durch das höchst passende Costüm wesentlich gehoben. Unnachahmlich war seine geschäftliche Hast, die Festdare bekannte Handbewegung mancher Barbiere, als dinge ihre Rechte mit dem Kerten ihre Finger beständig an dem überflüssig angerührten Seifenschaum weg. Urkomisch und dabei doch so wahr ist die Steifheit der Beine gewesen, von denen er eines immer wie ein Spazierstöckchen hin und her zu biegen wußte. Dabei legte er mit seinem Verständnisse keine zu starken Accente auf einzelne offenbahre Partien seiner Rolle und spielte dieselbe durchweg mit leichter Haltung, ohne zu grelle Farbenumgebung. Nur einmal verfiel er in Uebertreibung, als er den Conterfeien eines Sträflings zurschaustellt vom Zimmer des Directors.

Die sämmtlichen übrigen Rollen, nur eigentlich Staffage für Peschke, wurden recht wacker durchgeführt und fehlte es nicht an einem glatten Zusammenspiele, das in solchen Stücken von großer Wichtigkeit ist. Herr Giegold, Sekretär, Herr Specht, Willmann, und Herr Klein, Prespendorf, waren höchst gelungene Figuren, die nicht wenig durch ihre gutes Spiel zur Unterhaltung des Auditoriums beitrugen.

Digitized by Google

Feuilleton.

P. **Es ginge wohl aber's geht doch nicht.**

Der kühne Held, der von Caprera
In Rom's Gebiet verwegen fiel,
Zu gründen eine neue Aera,
Dem steckten sie ein rasches Ziel.
Wohl möcht' ER ihm den Lebens-Odem
Ausblasen lassen, wie ein Licht,
Daß ruh'ger würd' des Vulkans Boden;
Ja's ginge wohl, aber's geht doch nicht.

Soll Victor seine Krieger-Schaaren
Jetzt senden in die ew'ge Stadt,
Um durchzuführen, was seit Jahren
Sein hitzig Volk ersehnet hat?
Soll gegen Frankreich Front er machen,
Und trotzen Ihm in's Angesicht,
Dem Löwen laufen vor den Rachen? —
Das ginge wohl, aber's geht doch nicht.

Soll Louis durch seine Partisanen
Des Papstthums unbeschränkte Macht
Zur Freude der Ultramontanen,
Herstellen in der alten Pracht?
Soll er es thun, da die Gemahlin
Er ihm bezeichnet stets als Pflicht?
Gehorchen seiner Prinzipalin? —
Es ginge wohl, aber's geht doch nicht.

Wohl möchte Er wie Onkel fliegen
In Kampfessturm von Sieg zu Sieg
Im fehlt zu brechen oder biegen
Ein fröhlicher und frischer Krieg.
Gewiß, auf seine alten Tage
Ihn noch der Ruhmesskitzel sticht,
Gern ging Er los, mit raschem Schlage —
Das ginge wohl, aber's geht doch nicht.

Weihnachts-Wanderung
im beliebten Styl.

Das liebe Fest ist wieder vor der Thür. Was wird es den großen und kleinen Kindern wohl bringen? Da seht nur, wie die lieben kleinen Franzosen nach den Chassepots die Händchen ausstrecken. Sie haben erst ein paar Tausend, und doch möchte jeder gerne eins, um bei der nächsten Frühjahrs-Parade schon damit zu spielen. Seht nur, wie Louischen nach dem Rheine schielt; wie wär's mit einigen natürlichen Grenzen auf seinem Weihnachtstisch?

Dort steht auch ein prächtiger Stuhl mit goldenen Armlehnen. Da muß sich's köstlich drin schaukeln. Aber der alte Mann der darauf sitzt, der will ihn dem kleinen Victor nicht ablassen, obwohl von diesem Stuhle der Ablaß sonst nicht Seltenes war.

Kinderchen, vertragt Euch zum Feste,
Sonst kommt der große Niklas
Und steckt Euch in das Tintefaß.

An dem Nachbarsknaben, der auf seinem Divan immer mit einem Halbmonde spielt, werdet Ihr's erleben. Der große Nikolas droht ihm schon lange mit der Ruthe, und ehe Ihr's Euch versetzt, wird er ihn in sein schwarzes Meer stecken. Das kommt davon, wenn die Kinder unartig sind und den Großen nicht gern Alles geben, ehe sie's verlangen!

Es wird Jedem nach seinen Werken aufgebaut werden. Die Britten bauen den Irländern einen Galgen auf, die Spanier bauen sich Luftschlösser auf, die Französinnen bauen sich pfundschwere Chignons auf, und die Deutschen —

bauen sich ihre Einheit auf.

Ob die Letzteren aber noch zu diesem Weihnachtsfeste fertig werden, soll noch einigermaßen zweifelhaft sein.

(Das Grab der Eva.) In der Nähe der Stadt Dschiddah am rothen Meere, nicht weit von Mekka und Medina, liegt vor den Thoren von Medina ein Gottesacker, welche unter anderen berühmten Denkmälern des Alterthums auch das Grab der Eva (?) enthalten soll. Bestimmte Gründe für diese unter den Umwohnenden verbreitete Meinung giebt es nicht: aber sie behaupten, wenn man sie fragt, daß dort die Mutter des Menschengeschlechts begraben sei und die Verehrung der Andächtigen hält das Grab selbst heilig und in Ehren.

* (Zwei Ehemänner) unterhielten sich von ihren jungen Frauen, und als der Eine begeistert ausrief: „Hübsch is mai Waibche nich, im Gegentheil, ihr Aeußeres is häßlich; aber ihr Inneres is raizend!" erwiderte der Andere: „Nu, der Fehler ist auch zu kuriren: „lasse se se wenden!"

(Ein Heldenfresser.) Ein englischer Matrose kam kürzlich in ein Gewächshaus und sah die schönsten Zwiebeln in Töpfen. Nun ist den Seefahrern bekanntlich nichts lieber, als rohe Zwiebeln; unser Mann aß also in aller Gemüthlichkeit zwei, drei, bis fünf von diesen Zwiebeln. Der Gärtner kam dazu und gewahrte mit Schrecken, welchen Schaden er angerichtet. „Gott im Himmel!" rief er aus, „den großen Alexander, den Herzog von Wellington! Ich bin ein ruinirter Mann, der Kerl hat just für hundert Guineen Helden gefressen!"

* **Sylben-Räthsel.**

Die Erste ist ein Wort zum Fragen,
Die Andre gut, um zuzuschlagen;
Das Ganze läßt den Gaumen zagen,
Ist aber heilsam für den Magen.

Auflösung des Zweisilbigen Räthsels in Nr. 24:
Fußfall.

Digitized by Google

Neu erschien bei **Moritz Ruhl** in Leipzig:

Der Carneval.

Ein heiteres
Gesellschaftsspiel für die Jugend
und für Erwachsene.
Mit 36 Bildern in feinstem Farbendruck und vielen Kärtchen ꝛc.
In brillanten verzierten Carton.
Preis 1 fl. 30 kr.

Die Industrie-Ausstellung.

Ein Gesellschafts-Spiel für Jung und Alt.
Mit 8 größeren Darstellungen, 40 Abbild. ausgestellter Gegenstände in schönstem Farbendruck, Preismedaillen, Werthbillets ꝛc.
Preis 1 fl. 30 kr.

Vorräthig in der Buchhandlung **Ph. Rohr** in Kaiserslautern.

Im Verlage von Schmidt und Spring in Stuttgart erschien:

Der neue deutsche Jugendfreund.

zur Unterhaltung und Veredlung der Jugend, herausgegeben von Franz Hoffmann. Jahrgang 1867. Elegant gebunden Preis 3 fl. 36 kr.
Vorräthig in der Buchhandlung von **Ph. Rohr** in **Kaiserslautern**

In der Buchhandlung von **Ph. Rohr** in **Kaiserslautern**, (welche sich provisorisch im 2. Stocke des Expeditionslocales der „Pfälzischen Volkszeitung" befindet) ist eine große Auswahl von

Jugendschriften, eleg. Kinderspielen etc.,

als **Festgeschenke** geeignet, zum Verkaufe ausgestellt.

In der Buchhandlung von **Ph. Rohr** in **Kaiserslautern** ist stets vorräthig:

Rothschild's Taschenbuch für Kaufleute.

geb. Preis 2 fl. 42 kr. Eleg. geb. 3 fl. 18 kr.

Die Buchhandlung von **Ph. Rohr** in Kaiserslautern

empfiehlt sich beim bevorstehenden Jahreswechsel zum Abonnement auf alle deutschen und ausländische Zeitschrift n unter Zusicherung prompter Lieferung.

„Ausland." — „Bazar" — „Deutsche Blätter" — „Fliegende Blätter" — „Buch für Alle" — „Buch der Welt" — „Damenkleider-Magazin" — „Daheim" — „Lahrer Dorfzeitung" — „Europa" — „Ill. Familien-Journal" — „Freya" — „Gartenlaube" — „Globus" — „Grenzboten" — „Wahrer Jakob" — „Kladderadatsch" — „Modenzeitung" — „Westermanns Monatshefte" — „Omnibus" — „Romanzeitung" — „Ueber Land u. Meer" — „Viktoria" — „Ill. Welt" — „Leipziger Ill Zeitung" — „Zu Hause" — „Illustration Journal pour tous" — Monde illustré" — „Bons Romans" — „Revue de deux Mondes" — „Athenaeum" — Ill. Londoner News" — „Punch" etc.

Bestellungen auf alle literarische Erscheinungen, werden schnellstens ausgeführt.

Soeben erschien und ist in der Unterzeichneten zu haben:

Gepfefferte Briefe von Friedr. Hecker.

7 Bogen gr. 8° Preis 36 kr.

Außer den zwei Briefen, welche Hecker im vorigen Jahre an Freunde über die deutschen Zustände schrieb, sind in obigem Buche eine Reihe weiterer Briefe enthalten, welche namentlich Hecker's Ansichten über die deutsche Kleinstaaterei: Ländgeben und wohl geeignet sind, das größte Interesse zu erregen.

Buchhandlung von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Verantwortliche Redaction, Druck und Verlag von Ph. Rohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Pfälzisches Sonntags-Blatt.

Belletristisches Beiblatt der „Pfälzischen Volkszeitung."

Nr. 27. Sonntag, den 29. Dezember **1867.**

Zum neuen Jahre.

In's neue Jahr geht die Natur in Träumen,
Sie schläft und ruht, des Sommerschmucks beraubt;
Sie nahm die welken Kränze von den Bäumen
Und legt' als Schlummerpfühl sie unter's Haupt.
In Wald und Flur, welch winterliches Schweigen,
Doch träumt Natur in stiller, kalter Nacht,
Und ihre Knospenträume an den Zweigen,
Sie werden einst zu reicher Blüthenpracht!

Vergiß, o Seele, was dich drückt und kettet!
Vergiß, daß manche Wunde blutend klafft,
Und jauchze, hast in's neue Jahr gerettet
Du deinen Muth und deine frische Kraft!
Vielleicht erblüht an deinem Lebensbaume
Noch eine leichte, duft'ge Blüthenschaar.
Wie die Natur, in süßem Hoffnungstraume,
So geh' hinüber in das neue Jahr!

Brigantaggio in Frankreich.

Im heurigen Sommer war das südliche Frankreich der Schauplatz einer ganzen Reihe von Raubanfällen. Die ersten dieser räuberischen Angriffe kamen im Bezirke von Nizza vor. Knapp vor den Thoren Nizza's wurden Reisende oder Landleute, welche aus der Stadt zurückkehrten, einzeln und in ganzen Zügen angefallen und ausgeplündert, wobei diejenigen, die Widerstand zu leisten wagten, grausam mißhandelt und in zwei Fällen bis auf den Tod gemartert wurden. Die Aufregung, welche diese Vorfälle hervorbrachten, mehr aber noch die Heranziehung militärischer Kräfte, veranlaßten die Hochstapler, den Ort ihrer Thätigkeit von Nizza in die Gegend von Marseille und Aix zu verlegen. Binnen Kurzem wiederholten sich die Vorgänge, welche das Arrondissement von Nizza in Schrecken versetzt hatten, in dem Umkreise von Marseille und Aix mit dem Unterschiede, daß sich die Räuber nicht mehr mit Ueberfällen auf der Straße begnügten, sondern auch in Häuser einbrachen oder gar diese mit bewaffneter Hand erstürmten, und endlich — in einer Nacht zweimal — auch die Postwagen attaquirten. Mehrere schwere Verletzungen, Mordversuche und ein vollbrachter Mord begleiteten diese Serie räuberischer Angriffe. Die Anstrengungen der Behörden, die Räuber aufzufinden, blieben lange erfolglos. Endlich wurde die Polizei von einem Hotelier in Marseille auf zwei verdächtige, bei ihm eintogirte Individuen aufmerksam gemacht. Man schritt auf gut Glück zur Verhaftung der Fremden und hatte einen unerwartet glücklichen Fang gemacht. Einer der beiden Verhafteten war der Chef der Bande, Coda-Zabetta, oder, wie er genannt wurde, Caselle Petrucci, während der zweite Verhaftete, Nardi, durch die Geständnisse, zu denen er sich bewegen ließ, die Mittel zur weiteren Verhaftung von Mitgliedern der Bande bot. Auf diese Weise gelang es den Behörden, ein ganzes Dutzend Räuber — den Kern der nun zersprengten Bande — in den letzten Tagen vor die Geschwornen des Departements d'Aix zu stellen. Die Verbrechen und die Laufbahn eines jeden Einzelnen der Angeklagten zu spezialisiren, würde zu weit führen. Es wird genügen, wenn wir auf die Persönlichkeit des Chefs der Bande, auf deren Benehmen vor den Geschwornen und endlich auf die Verbindung hindeuten, welche sie trotz der sorgsamsten Ueberwachung mit der Außenwelt zu unterhalten wußten, um den Schrecken und die Aufregung erklärlich zu machen, mit welchen diese Bande das ganze südliche Frankreich erfüllte. Coda-Zabetta — von gefälliger äußerer Erscheinung und gleich seinen Mitangeklagten seiner Abstammung nach Italiener — war bereits in seinem 22. Jahre als Räuber in das Bagno von Cagliari geschickt worden. Er wußte aus dem Bagno zu entspringen und, wieder eingefangen, neuerdings einen Fluchtversuch mit Erfolg durchzuführen. Nochmals aufgegriffen, entwischte Coda, welchem die Anklage drohte, einen Maire beraubt und ermordet zu haben, abermals, um die Gesellen, mit welchen er jetzt die Anklagebank theilt, um sich zu sammeln und sie als ihr unbestrittener Chef zu befehligen. Coda, sowie seine Genossen kennen die ganze Schwere der auf ihnen lastenden Anklage. Trotzdem zeigt er gleich den am meisten Beschuldigten eine fast sorglose Heiterkeit und machte sogar kein Hehl daraus, daß er neuerdings entfliehen werde. Er und seine Mitangeklagten werden auf das Schärfste bewacht, und das um so mehr, als in Aix selbst das Gerücht verbreitet ist, daß Mitglieder von Coda's Bande in Aix sich eingefunden haben, um das Befreiungswerk mit Gewalt zu vollführen.

Zwischen den Angeklagten selbst herrscht trotz der anscheinenden Feindseligkeit der Leugnenden gegenüber den Geständigen das beste Einvernehmen. Man sieht es an den Blicken, mit denen sie sich in schwierigen Momenten verständigen, und den Beweis dafür hat man in Billeten, welche während der Untersuchung unter den Angeklagten circulirten. Aber nicht blos unter einander, sondern auch mit der Außenwelt stehen die Angeklagten in steter Verbindung. Man hört in dieser Beziehung wahrhaft staunenswerthe Details. So war Coda in Marseille, wo er, wie erwähnt, verhaftet wurde, in Einzelhaft und wurde bei seiner Ueberführung nach Aix auf das Sorgsamste

Digitized by Google

bewacht, und dennoch fand man, als Coda in Aix anlangte, in der Brodration, die er gleich allen andern Gefangenen erhielt — ein Messer, ohne daß es bis heute aufgeklärt werden konnte, wie das Messer in das für Coda bestimmte Brod kommen konnte. Einem von Alexandrien eingebrachten Gefangenen gelang es, trotz der bei seiner Uebernahme erfolgten Durchsuchung, 500 Franken in türkischen Goldmünzen zu verbergen; ein paar Tage später wurde ihm das Geld entwendet und in dem Hemdärmel Coda's eingenäht wieder gefunden, trotzdem dieser während der ganzen Zeit gefesselt in einer besonderen Zelle, von jedem Umgang mit den andern Gefangenen ferngehalten, unter beständiger Aufsicht stand. Neulich fand man sogar an den Mauern des Gefängnißgebäudes, an der Seite, an welcher die Zelle Coda's sich befindet, eine Frauen-Crinoline, natürlich mit Stahlreifen, welch letztere von einer halbwegs geschickten Hand sehr leicht zu Feilen umgestaltet werden können. Charakteristischer klingen noch die Details, welche man sich von der Furcht erzählt, in der die Bevölkerung der betroffenen Arrondissements lebte. Wenn die Gensdarmen patrouillirten, fanden sie in allen Dörfern die Häuser fest geschlossen und selten beleuchtet. Sahen sie zufälligerweise ein beleuchtetes Haus und wagten sie es, anzuklopfen und um Nachrichten zu bitten, so konnten sie sicher sein, daß das Licht alsogleich erlöschen und Grabesstille ihren Fragen antworten werde. Einmal trafen die Gensdarmen einen Mann, der kurz vor ihrem Eintreffen beraubt worden war. „Kommen Sie und steigen Sie mit uns auf Ihren Wagen und verfolgen wir die Räuber!" trägt der Brigadier dem Beraubten an. — „Beileibe nicht!" antwortete dieser. — „Vorgen Sie uns wenigstens Ihren Wagen." — „Noch weniger!" sagt der Mann und steigt allein auf seinen Wagen, um im Galopp davonzufahren, in der ausgesprochenen Absicht, durch den Vorschub, den er den Verfolgern leisten sollte, nicht den Zorn Coda's auf sich zu laden. Das Urtheil, welches gegen die Räuber gefällt wurde, ist möglichst streng ausgefallen. Coda und neben ihm Quaranta, Nardi und Multateri wurden zum Tode, Carbino, Oppero, Trifaro zu einer zwanzigjährigen, Valsovie zu einer fünfzehnjährigen, Melano, Passano und Serra zu einer zehnjährigen Galeerenstrafe verurtheilt. Ein Einziger, Maletti, wurde freigesprochen.

Lally und der Scharfrichter.

(Eine historische Skizze.)

Das nächtliche Trinkgelage war zu Ende und die jungen gnädigen Herren, die daran Theil genommen, liefen auf die Straßen hinab, um irgend einem ehrsamen Bürger der Stadt Paris noch um diese späte Stunde einen Streich zu spielen; es war lange vor der Revolution und die jungen gnädigen Herren durften sich damals viel herausnehmen. — Da ihnen kein Abenteuer aufstieß, polterten sie in der Straße weiter, bis sie in der engen einsamen Rue St. Jean von den gesetzten Tönen eines alten Contretanzes angenehm überrascht wurden. Sie schauten auf und sahen die Fenster des dritten Stockes glänzend erleuchtet.

„Da oben," riefen sie, „da oben tanzt man — hinauf, tanzen wir mit!"

Sie eilten hinauf und zogen die Glocke. Ein Mann von gutem Aussehen öffnete.

„Mein Herr," sagte Lally zu ihm (derselbe Herr von Lally, der sich durch sein unglückliches Commando in Indien eine so traurige Berühmtheit erwarb), „beruhigen Sie sich, wir sind keine Diebe. Wir sind prächtige Kerls, die das Vergnügen und den Tanz lieben. Der Zufall führt uns in Ihr Quartier. — Wir hörten die Musik, konnten nicht länger widerstehen und bitten Sie nun um die Erlaubniß, bei Ihnen zu tanzen. Weisen Sie unsere Bitte nicht zurück! Ich stehe für das Benehmen meiner Kameraden; seien Sie versichert, daß wir keine Veranlassung zu Klagen geben werden.

„Mit vielem Vergnügen, meine Herren, aber vor Allem werden Sie doch wissen wollen, bei wem Sie sind?"

„Was liegt daran? In Ihrer Art zu sprechen, erkennt man den Mann von guter Erziehung. Wir glauben bei Ihnen am rechten Orte zu sein."

„Nochmals, meine Herren, ich muß Ihnen sagen mit wem Sie sprechen."

„Wer sind Sie denn?"

„Ich bin der Scharfrichter; meine Tochter hat den Sohn eines meiner Collegen geheirathet und wir feiern die Hochzeit unter uns."

Die jungen Herren bedachten sich einen Augenblick; aber ihre Aufgeregtheit gewann bald wieder die Oberhand.

„Mein Herr," riefen sie, „es soll uns freuen, hier Ihre Bekanntschaft zu machen. Ihr Ton, Ihr Benehmen versöhnt uns zum Voraus mit Ihnen, obwohl wir Ihrem Geschäft sonst nicht viel Angenehmes nachsagen können. Erlauben Sie uns, die einzige Gelegenheit, die wir wohl je haben werden, mit Ihnen zusammenzutreffen, bestens zu benutzen."

Sie wurden eingeführt.

Als seine Leute entschuldigten sie sich bestens wegen der verursachten Störung, dann ließen sie sich den Neuvermählten vorstellen, engagirten die schönsten Weiber und tanzten.

Lally allein tanzte nicht. — Er war traurig geworden, ohne zu wissen, warum. Mit unverhehltem Interesse fragte er den Hausherrn:

„Sie vollziehen doch nicht die Executionen, mein Herr?"

„Gewöhnlich nicht, ich habe meine Gehülfen; indeß ich muß dabei sein. Wenn jedoch der Verurtheilte ein großer Herr wäre, wie Sie, so würde ich keinen meiner Gehülfen zulassen. Ich würde mir eine Ehre daraus machen, würde es für meine Pflicht halten, ihn selbst hinzurichten."

Digitized by Google

Lally lächelte gezwungen. „Was mich anbetrifft," sagte er leise, „so werde ich sorgen, Ihnen diese Mühe zu ersparen."

Düstere Ahnung ergriff ihn; vergebens fragten seine Freunde nach der Ursache seiner Traurigkeit, vergebens suchten sie ihn zu erheitern. Nachdenkend verließ er die Gesellschaft.

Lally nahm einige Zeit darauf Dienste in Indien.

Gibt es Ahnungen? Fünfzehn Jahre nach dieser Begebenheit wurde der General Lally, der Ex-Gouverneur der französischen Besitzungen in Indien, geknebelt auf den Greveplatz geführt, und derselbe Scharfrichter, den er in jener Nacht gesprochen, schlug ihm das Haupt ab.

Der Neujahrstag in den Vogesen.

Die Berge sind tief eingeschneit, Weihnachten hat den Schnee gebracht, und die Familie sammelt sich um den häuslichen Herd. Es ist Sylvesterabend. Durch die winterlichen Lüfte zieht Musik und Gesang, die immer näher kommen: liebliche, helle Kinderstimmen, die das Herz erfreuen. Alle Fenster im ganzen Dorfe öffnen sich, und neugierig schauen die Bauern heraus. Ein Haufen Kinder durchzieht die Straße mit dem frohen Liede: au gui l'an neuf, das in allen französischen Provinzen gesungen wird und die Sylvesternacht einweiht, in der, wie allerwärts auf dem Lande, fleißig Blei gegossen wird.

Sobald der Tag angebrochen, bringen die Kinder, frisch herausgeputzt, dem Oberhaupte der Familie ihre Wünsche mit einem Verslein dar, welches das Kleinste hersagen muß. Vater und Mutter geben sich den Neujahrskuß, und nun werden kleine Kuchen vertheilt, welche Weck heißen, die ganz sicher zu unseren süddeutschen Wecken in naher verwandtschaftlicher Beziehung stehen. Man zieht die Festtagskleider an und besucht die Pathen, wo ein anderer, Courrieu genannter, Kuchen gespendet wird. Nun aber geht es zum Brunnen, den die Mädchen in der Nacht mit einem Maibaum geschmückt — einer jungen Tanne oder einer Steckpalme, die mit Bändern, Eierschalen, kleinen Figürchen geziert worden. Hat ein Dorf mehr Brunnen, so sucht jedes den seinen am Besten herauszuputzen, denn der Baum bleibt das ganze Jahr stehen und gilt als schützendes Symbol für seine Besucher. Ist die Dämmerung hereingebrochen, so wird der Brunnen ringsum vom Schnee gereinigt, und die Mädchen singen und tanzen einen Rundtanz, an dem die jungen Burschen nur mit ihrer Erlaubniß theilnehmen dürfen. Wir haben einige Verse erlauscht, die also lauten:

Wer hat den Mai gepflanzt,
Der Bänder mehr in seinen Blättern hat,
Als Vögel im Gebüsch in heit'rer Sommerzeit?

Wer hat den Mai gepflanzt,
Der Tannenzapfen mehr und bleirne Soldaten hat,
Als unser liebstes Kind?

Wer hat den Mai gepflanzt,
Der Eierschalen mehr im Winde sausen läßt,
Als alle Hühner gelegt heut'?

Wer hat den Mai gepflanzt?
Ein junges Mädchen ist's, sie heißt Neujahr,
Oh! tanzt lustig für Neujahr!

Der erste Luftschiffer in Konstantinopel.

Das Steigen eines Luftballons war noch vor vierzig Jahren in der türkischen Hauptstadt ein unbekanntes Schauspiel, und der erste kühne Luftschiffer, der sein Glück im Orient versuchte, war ein junger Engländer, Namens Harris. In Pera wohnte damals ein unter russischer Botmäßigkeit stehender mingrelischer Wein- und Liqueurhändler, der eine einzige Tochter besaß, weit und breit gerühmt wegen ihrer großen Schönheit. Die Gerüchte von diesem Mädchen setzten das Herz des Engländers in Flammen, nebenbei aber berechnete er auch die Vortheile, welche eine orientalische Schönheit ihm als Billetverkäuferin an der Kasse bringen mußte. Er begab sich zum Weinhändler und hielt um die Hand der Tochter an. Seine Schwiegereltern in spe konnten sich freilich keinen rechten Begriff von seinem Stande machen; sie dachten aber, ein englischer Luftschiffer müsse eine hohe Stellung bekleiden, zumal er mit Empfehlungen seines Gesandten und mit Geld wohl versehen war. Genug, die Vermählung fand statt, und Harris, sterblich verliebt in seine junge Frau, dachte lange Zeit nicht an die Ausübung seiner lustigen Kunst. Als aber seine Kasse sich zu erschöpfen begann, ließ er in Konstantinopel bekannt machen, daß er gen Himmel fliegen werde. An den paradiesischen Begräbnißplätzen von Pera, im Angesicht des Meeres von Marmora, sollte der Ballon steigen. Der Großsultan hatte sich in höchsteigener Person eingefunden und mit seinem glänzenden Gefolge unter einem kostbaren Zelte Platz genommen; eine unabsehbare Menge von Türken, Armeniern und Griechen drängte sich um die Schranken, die der Ballon stolz überragte. Der alte Mingrelier trat noch einmal zu seinem Schwiegersohn, um ihm auf's Neue mit väterlichen Worten von einem so ruchlosen Unternehmen abzurathen; aber Harris lächelte und war eben im Begriff, die Gondel zu besteigen, als auch sein junges Weib sich ihm zu Füßen warf. „Wir sind erst so kurze Zeit verheirathet," flehte sie, „und schon willst Du mich verlassen? Laß mich wenigstens Dein Schicksal theilen, und nimm mich mit Dir!" Harris überlegte einen Augenblick und prüfte den Wind, dann hob er seine Gattin in die Gondel, folgte ihr, und der Ballon stieg. Mit Erstaunen sahen die Muselmänner, wie ihre Märchenträume durch das unerwartete Schauspiel sich verwirklichten; sie jauchzten, wie trunken von Opium. Harris feuerte seine Pistolen ab, dann reichte er seiner Gattin die türkische Fahne, während er selbst die englische ergriff, und eng umschlungen schwangen sie dieselben in den azurblauen Aether.

Digitized by Google

„Ach," seufzte die Mutter Jaidens, als der Ballon ihren Blicken entschwand, „sie sind im Himmel! Wir werden unsere Kinder nicht wiedersehen!" — „Und schau nur," sprach der Alte, auf die Kasse zeigend, „welch einen Haufen Gold und Silber sie uns hinterlassen haben!" Aber schon am andern Tage kehrte das Märchen zurück, zum Staunen aller Moslems, die steif und fest geglaubt, der Engländer sei mit seiner Frau in den Himmel geflogen.

Feuilleton.

* (Mißverständniß aus Eifersucht.) Ein junger Ehemann in Wien hatte in einem Gewölbe der Margarethenstraße für seine Frau heimlich Einkäufe gemacht und sagte dem Verkäufer, er möge nur das Packet liegen lassen, bis er es durch einen Dienstmann abholen lassen werde; dann notirte er sich flüchtig die Adresse Margareth: Nr. 13. Seine junge Frau, sehr eifersüchtig, hatte die Gewohnheit, seine Brieftasche fleißig zu durchsuchen. Da findet sie nun das Billet und liest: Margareth. Sie geberdet sich sofort auffallend erzürnt und erklärt dem zärtlich besorgten Gatten, indem sie ihm das Billet vor die Füße wirft, die Ursache ihrer Wuth. Der Gatte liest ruhig und lacht dann laut auf; sie fährt ihm darüber in die Haare, er aber drängt sie sanft zurück und sagt, noch immer lachend: „Zur Strafe wirst Du heute mit mir zu dieser Margareth hingehen und Buße thun!" Sie war frappirt, ja empört über diese Zumuthung, doch die Eifersucht siegte und die Dame begleitete den ungetreuen Gemahl zur vermeintlichen Nebenbuhlerin in die Margarethenstraße Nr. 13, wie solches auf der Adresse bezeichnet war. Im Verkaufsgewölbe rief nun der Gatte: „Ich habe keinen Dienstmann gefunden, das Packet Seidenstoff für meine liebe Frau zu tragen, da ist sie nun selbst!" sprach's und ließ die Erstaunte, tief beschämt, mit ihrem Packet allein nach Hause gehen.

* An dem Hause Scharnstraße No. 12 in Berlin ist Folgendes zu lesen:

Mein Geschäft sei Gott geweiht,
Ich bin bereit zu jeder Zeit,
Zu machen neue, moderne Sachen,
Die alten auszubessern und rein zu machen.
Schoppe, Kleidermacher.

Ein Spaßvogel schrieb darunter:

Freut euch des Lebens,
Weil noch das Lämpchen glüht,
Ich flick' die Hose,
Eh' sie verblüht!

* Unser Freund August Becker vom „Cincinnati Volksblatt" erzählt seinen Lesern wieder folgenden Meidinger: „Eine merkwürdige Bekanntmachung hat der Bürgermeister eines Ortes in der Pfalz erlassen. Sie lautet: „Es ist zu den diesseitigen Ohren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftighin mit 30 Kr. bestraft werden soll."

* (Was einem Mütterlein passiren kann) davon lieferte die Christnacht des Jahres 1867 den schönsten Beweis. In eine Haushaltung brachte das liebe Christkindlein eine Spieldose in der Ausstattung eines Buches. Die gute Hausmutter durch ihre Frömmigkeit getrieben, eilt in die Christmette und nimmt im heiligen Eifer die Spieldose statt ihres Gesangbuches. In der Kirche angelangt, stimmt eben die Gemeinde den Choral an: „Großer Gott wir loben Dich!" Das Mütterchen in der Eile will ihr Gesangbuch öffnen, drückt auf die Feder, und in den Gesang der Gemeinde tönt es leise: „Ei, du lieber Augustin — Alles ist hin!"

* (Eine Berliner Köchin) zog einem lebendigen Aal die Haut ab. Ihre Madame machte ihr Vorwürfe über diese Thierquälerei. — „Beruhigen Se sich, Madamken," erwiderte die Köchin, „det sind die Thierekens schon jewohnt — ick mache det an fünfundzwanzig Jahre so."

* (Ueberraschendes Glück.) Frau A.: Ach, wenn ich solches Haar hätte, wie Sie, da wäre ich glücklich. Frau B. (die Garnitur abnestelnd): Hier haben Sie es, seien Sie glücklich!

* (Eine malicidse Frage.) Im „Corsaire-Satan" wirft ein Saint-Simonist die Frage auf: „Wie kommt's, daß, während alle Hazardspiele gesetzlich abgeschafft sind, die Ehe noch immer erlaubt ist?"

* (In den Tuilerien) herrscht große Aufregung. Man hat nämlich in der Sparbüchse des kaiserlichen Thronfolgers einen — Knopf gefunden, der von einem hohen Gast herrühren und die finanziellen Hindernisse kennzeichnen soll, welche demselben die Betheiligung an einem Völkerkriege verbieten, dessen Endzweck eben nur — die Befestigung der Napoleonischen Dynastie sein könnte.

* Räthsel.

Zweisilbig.

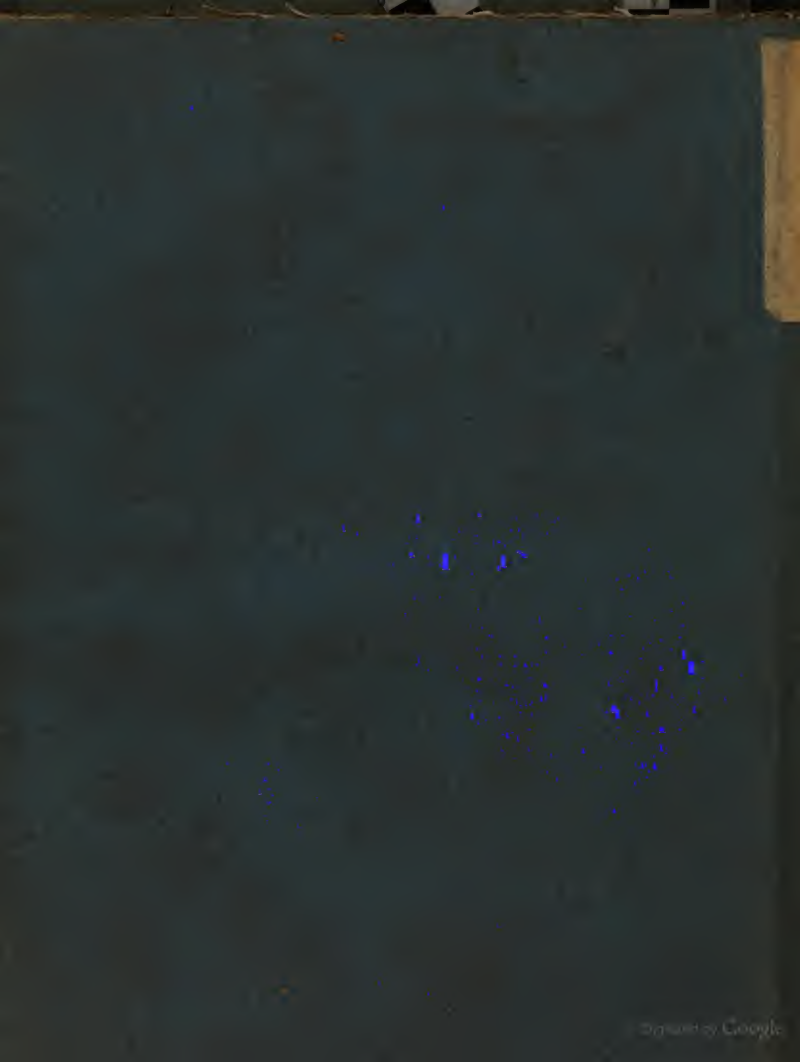
Die Erste — lief sie nicht mehr um,
Lief auch kein Mensch mehr um auf Erden,
Noch könnt' in Thaten, klug und dumm,
Die Letzte dann erhoben werden.
Das Ganze — gibt der Ersten man
Den Ton, — ein Leidenswort, gar bräuchlich
In jetz'ger Zeit, besagt es dann,
Man hab' die Erste nicht zu reichlich.
Hast aber nicht das Mind'ste Du,
Zu fristen Dir dein nacktes Leben,
Magst Du den Ton der Letzten geben,
Und so trifft dann das Ganze zu.

Auflösung des Sylben-Räthsels in Nr. 26:
Wermuth.

Redaktion, Druck und Verlag von M. Kohr in Kaiserslautern.

Digitized by Google

Digitized by Google


Digitized by Google